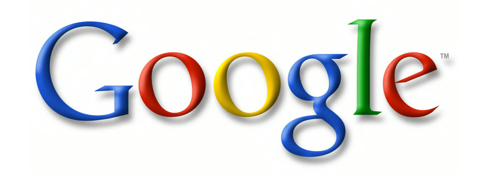
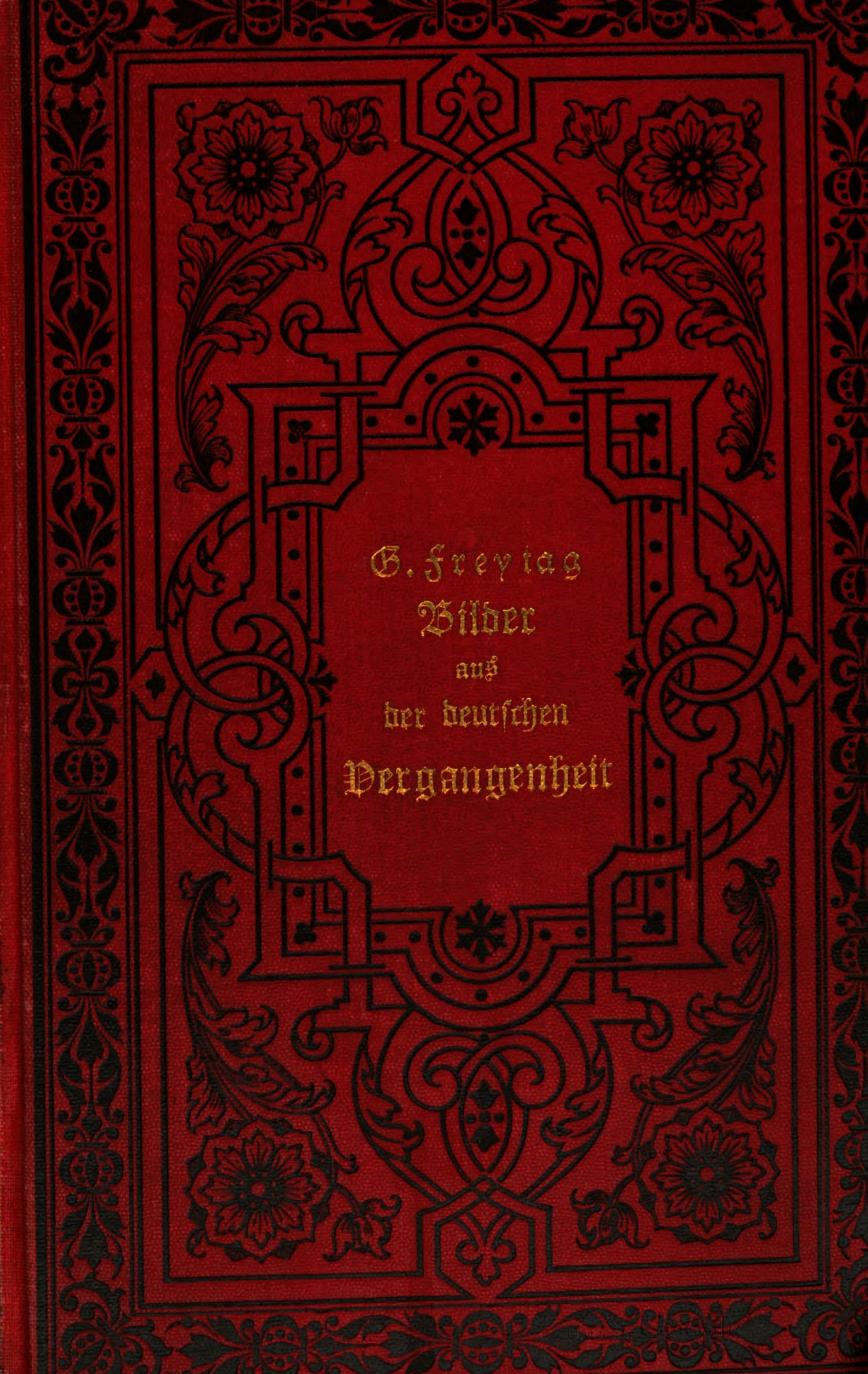
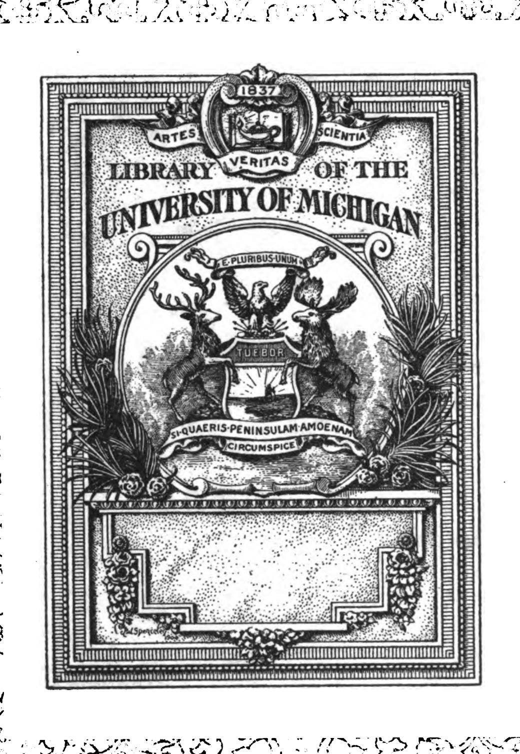
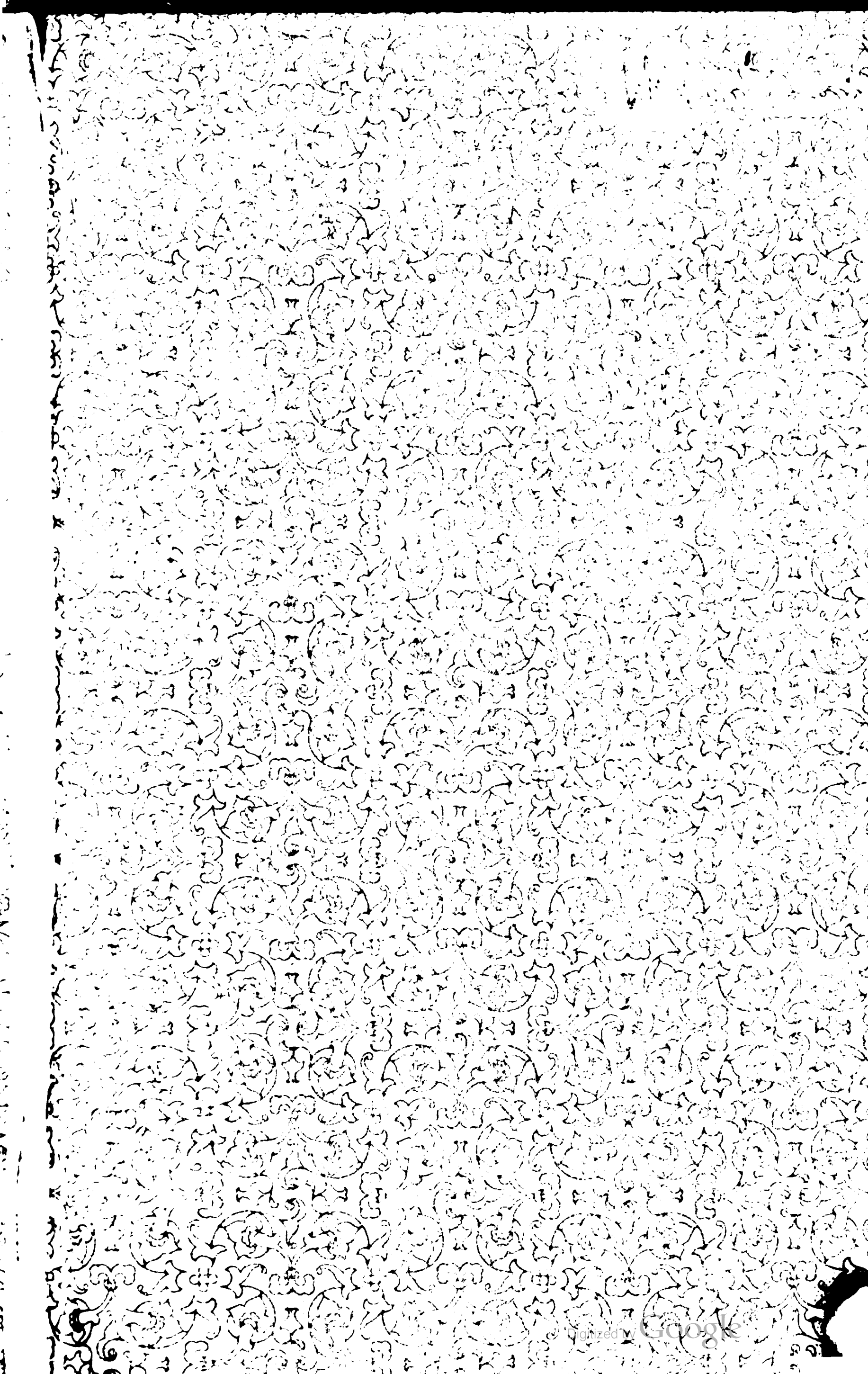



G. Freytag
Bilder
aus
der deutschen
Vergangenheit


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Bilder

aus der

deutschen Vergangenheit.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

Einundzwanzigste Auflage.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.

Vom Mittelalter zur Neuzeit.

Vom

Mittelalter zur Neuzeit.

Bilder

von

Gustav Freytag.

Neuer Abdruck.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1896.

Einleitung.

Man ist gewöhnt, das ganze Jahrtausend deutscher Geschichte, welches zwischen dem Untergang des weströmischen Kaiserreichs und der deutschen Kirchenreformation liegt, als **medium aevum**, Mittelalter, von dem Alterthum und der Neuzeit zu scheiden.

Es ist wahr, am Aufgange des 16. Jahrhunderts stehen eine Anzahl großer Ereignisse neben einander, welche nicht nur den Deutschen, sondern allen Völkern der Erde ihr Schicksal bestimmt haben: Erfindung des Bücherdrucks, Entdeckung Amerika's, Reform der Kirche. Außerdem fast in jedem Staate Europa's die wichtigsten politischen Umbildungen, in Deutschland die Herrschaft der burgundischen Habsburger. Aber sieht man näher zu, so sind stillwirkende Kräfte lange geschäftig gewesen, diese großen Ereignisse hervorzubringen, auch die weltbewegenden Entdeckungen sind nichts Zufälliges, sondern Resultate mehrhundertjähriger Arbeit, und was Beginn neuer Entwicklungen wird, ist zugleich höchstes Resultat lebenwirkender Ideen und längst vorhandener Sehnsucht und Arbeit.

Von solchem Gesichtspunkt wird uns die Zeit zwischen den Hohenstaufen und dem dreißigjährigen Kriege, die vierhundertjährige Periode von 1254—1648, ein einheitlicher geschlossener Zeitraum der deutschen Geschichte, welcher sich von der Vorzeit und Folge stark abhebt, in dem wir einen innerlich fest zusammenhängenden, tragischen Verlauf des nationalen Schicksals erkennen.

Es war dem Staate und der Kirche des Mittelalters nicht gelungen, die alte Eigenwilligkeit der Germanen zu beugen, Kaiserthum und Papstthum hatten im Kampfe einander die Grundlagen ihrer Macht untergraben. Seit dem Beginn dieser Periode lehnt sich der deutsche Geist gegen die Kirche des Statthalters Christi auf, der Unwille über die gemüthlose Herrschaft der römischen Clerisei führt zum Abfall Einzelner, ganzer Gemeinden, endlich der Majorität des Volks. Von wenigen gelehrten Denkern und frommen Mystikern steigt die Bewegung durch Huß bis zu Luther. Auch die neue Ordnung des Glaubens fordert in mittelalterlicher Weise Einheit des kirchlichen Bekenntnisses unter Autorität der Schrift, sie erfüllt die ganze Nation mit ihren Gewissenskämpfen und ihrem dogmatischen Streit, aber sie vermag die Freiheit der Forschung, welche sie den Seelen gewonnen, nicht wieder durch ihre Lehre zu beschränken. Auch die Herrschaft der neuen Kirche endet mit dem dreißigjährigen Kriege. Anfang der Neuzeit ist das Aufleben freier Wissenschaft.

Im Staat beginnt diese zweite Periode mit dem Aufsteigen neuer Fürstengeschlechter in Deutschland, alle großen Häuser erheben sich in dem zerfallenen Reiche fast zu gleicher Zeit. Als größtes das der Habsburger. Es ist die Zeit seines Wachsthums, seiner Familienverbindungen und Erbschaften, der Siege seines Hausinteresses und seiner Versuche, die Kraft des Reiches undeutscher Fürstenpolitik dienstbar zu machen. Höhenpunkt seiner Macht ist die Zeit Karl's V. Die gewaltthätige Aufnahme seiner Pläne durch Ferdinand II. führt zu einem tötlichen Kampf, in welchem die nationale Kraft für Jahrhunderte gebrochen wird, aber zugleich die Selbständigkeit der Theile und die Möglichkeit einer nationalen Entwicklung gerettet. Anfang der Neuzeit ist die vertragsmäßige Sicherstellung souveräner Fürstenmacht und das Heraufkommen des preußischen Staates.

Im Anfange dieser Periode haben die Rechte der Per-

sonen, die Rechte und Lasten des Besitzes zahllose Abstufungen, Vollfreie, Mittelfreie, Hörige, Unfreie, rechtlose Wildfänge stoßen überall in Stadt und Land an einander; hier gilt der Bauer mehr als der Ritter, dort regiert der Burgmanne herrisch den Innungsgenossen, der neben ihm dieselbe Stadtmauer vertheidigt, und der Schildbürtige lehnt sich trotzig gegen seinen edlen Herrn auf. Diese zweite Periode der deutschen Geschichte gliedert die gesammte Nation in wenige Stände, sie gleicht in langen Kämpfen die Unterschiede innerhalb der Stände aus, die einen heraufhebend, die andern herabdrückend, und sie unterwirft am Ende der Periode alle Stände dem Staat der Fürsten.

Es ist die Zeit der härtesten egoistischen Kämpfe; Gefühl des nationalen Zusammenhangs und Pflichttreue gegen das Reich sind fast geschwunden, Faust erhebt sich gegen Faust, Stand gegen Stand. Aber dennoch erstarken die Deutschen in zahlreichen Schwurvereinen durch Handwerk und Handel, sie breiten ihre Herrschaft über weite Länder des Ostens, ihre Flotten beherrschen die Nordmeere. Und jeder der großen politischen Vereine und Stände vollendet in demselben Zeitraume seine abgeschlossene Geschichte, er wächst herauf unter dem Schutze seiner Privilegien, er schafft originales Leben und macht nationale Kraft frei, bis er durch dieselben Vorrechte, die ihn zuerst erhoben, beschränkt wird und durch das bessere Recht Anderer widerlegt. Die Ritter wandeln sich in raublustige Junker, diese in Gutsherren ihres gnädigen Fürsten. Die Städte werden, auch wenn sie nicht reichsfrei sind, in Wahrheit kleine Republiken, wohlhabend und unternehmend, am Ende des 15. Jahrhunderts stehn sie auf dem Höhenpunkt des Gedeihens, welches privilegirter Arbeit vergönnt ist. Sie vertreten das beste Recht des Volkes, wenn sie für Sicherheit der Landstraße gegen räuberische Junker kämpfen, und ihr eigenes gutes Recht, wenn sie Eingriffe des Landesherrn in ihr Gericht und ihre Einkünfte abwehren. Aber sie ver-

treten nicht mehr den Vortheil des Volkes, wenn sie fremde Waaren und fremde Erfindung von sich ausschließen, wenn sie sich den Leistungen für das Reich entziehen und in jedem einzelnen Fall selbst befinden wollen, ob sie ihre Kartaunen und ihre Gulden hingeben, um einen Reichsfeind abzuwehren. Auch der Großhandel ihrer privilegirten Genossenschaften überlebt sich. Die Welt wird größer, seit der Seeweg nach Ostindien und Amerika entdeckt ist, andere Völker bringen neue Waaren an unsere Küsten, neue Erfindungen fordern sich freien Verkehr. Alle Genossenschaften überwindet der fürstliche Staat. Aber nicht in friedlichem Siege über die egoistischen Interessen der Ritterschaften, Städte, Hansa, Innungen, sondern nach einem großen, mörderischen Kriege, der in Deutschland fast alles selbstkräftige Leben zerbricht.

Es ist die Zeit aufsteigender Volkskraft bis zu Luther, welche in diesem Theile nach Berichten der Zeitgenossen dargestellt werden soll, eine Zeit, in welcher das Leben des Einzelnen sich in der Genossenschaft birgt, welcher er angehört. Die Schilderungen aus dieser Periode haben deshalb vor Allem die Aufgabe, Ordnung und Treiben der großen Schwurgesellschaften darzustellen, welche dem Deutschen das Privatleben einschließen, den Staat ersetzen. Dabei wird nur selten die innere Bewegung eines Menschenherzens sichtbar. Zumeist in Reibung und Kampf mit den Gegnern verfolgen die Bünde ihren Vortheil, fast unablässig und eintönig dröhnt das Waffengeklirr in die Arbeit der Werkstätten und Contore; auch von diesen Bildern war es nicht fern zu halten.

Aber überall rührt sich erfindend und erobernd die junge ungebrochene Kraft eines Volkes von großen Gedanken und starkem Willen.

1.

Das Ritterthum im dreizehnten Jahrhundert.

Wie die Genossenschaft der gepanzerten Reiter zu einem Stande wurde, der sich zwischen dem Adel und den Bauern erhob, wie sich daraus im 15. Jahrhundert der niedere Adel entwickelte und wie die neuen Edelleute im 16. Jahrhundert dem fürstlichen Staat eingefügt wurden, soll in diesen und späteren Schilderungen gezeigt werden. Zunächst Sitte und Brauch des Ritterthums unter den Hohenstaufen. Es wird hier von deutschen Verhältnissen die Rede sein, von fremder Hofzucht nur so weit, als sie bei uns das Bürgerrecht gewonnen*).

Die Ritterwürde war seit den Kreuzzügen Ehre des Reiters geworden, welcher zur Kriegsfolge verpflichtet war, weil ihn sein Herr mit einem Lehngut begabt hatte, oder weil er auf dem Herrenhofe in Dienst stand. Es war eine persönliche Ehre, welche jedem Einzelnen ertheilt werden mußte; sie gab ihm das Recht, in der Schlacht neben seinem Herrn in gleicher Rüstung zu kämpfen, und sie machte ihn für Lager, Waffenspiel und Hofgeselligkeit zum gleichberechtigten Kameraden aller Edlen, nicht nur seines Volkes, sondern der gesammten Christenheit.

*) Für die ersten Jahrzehnte nach 1200 sind deshalb die Dichter Hartmann und Wolfram weniger ausgiebig als Ulrich von Liechtenstein, Konrad von Würzburg und einige Kleinere, für 1300 sind der sogenannte Seifried Helbling und Hugo von Trimberg, für 1400 Johannes Rothe in seinem Ritterspiegel Hauptquellen.

Der deutsche Adel bestand von den Sachsenkaisern bis nach 1400 — abgesehen von den geistlichen Reichsfürsten — nur aus den Familien der Fürsten, Grafen und Freien, welche Reichslehen besessen hatten. Er war in einer Anzahl Familien erblich geworden, und oft wird das vornehme Geschlecht der Fürsten, Grafen und Freien den übrigen Ständen gegenübergestellt. Nur sie sind nach Recht die Edlen und werden als hochgeboren gerühmt*), sie sind die Hofbesitzer, in deren Saal und Stall Hofbrauch gelernt wird. Aber auch sie gewinnen die Ritterwürde.

Ihnen gegenüber stehen von 1200—1400 die Ritter und ihre Familien als nichtadliche, auch sie mit sehr verschiedenen politischen Rechten und Ansprüchen. Denn sie sind nicht einmal sämmtlich freie Leute. Zwar der größere Theil derselben stammt entweder aus freiem Bauerngeschlecht, oder doch von Freigelassenen. Aber die Dienstmannen oder Ministerialen, welche Haus- und Hofdiener eines Edlen sind, entweder neu ausgewählt oder von ihren Vätern her, sind Hörige; sie können von ihrem Hern mit dem Grund und Boden, den sie besitzen, verkauft, vertauscht, verschenkt werden, zuweilen sogar sie allein ohne den Grund; sie dürfen außerhalb der Dienstgenossenschaft ihres Herrn nur mit seiner Erlaubniß heiraten, dürfen nicht im Gericht Urtheil finden gegen freigeborne Leute u. s. w. Doch solche Ueberreste alter Unfreiheit verhindern nicht, daß sie in allem Ritterthum den freien Rittern, ja den Edlen gleichstehen. Und merkwürdig, gerade diese Dienstmannen, welche durch Hofgunst in der Hörigkeit heraufgekommen sind, bilden bereits um 1200 eine bevorzugte und anspruchsvolle Klasse der Ritter. Vor andern diejenigen Ministerialen, welche dem Reich oder den Fürsten die obersten Aemter ihres Edelhofes verwalteten: das Amt des Truchsessen, der die Speisen

*) So z. B. im 13. Jahrhundert bei Ulrich von Liechtenstein der Freie von Lengenbach, Domvogt von Regensburg.

aufsetzt und an Stelle des früheren Seneschalks, des Altknechts, getreten ist, ferner des Schenken, der über dem Keller waltet und seinem Herrn beim Trunk aufwartet, dann des Marschalks, des Roßknechts, der über die Ställe gesetzt ist und dem Tische der reisigen Knappen vorsitzt, endlich des Kämmerers, der Schlafgemach, Kleider und Tresor behütet. Diese alten Aemter des Reiches und der Fürstenhöfe hatten sehr früh alle Rechte der Freien erhalten, ihre Besitzer waren vornehme Männer in ihren Landschaften. Aber auch die übrigen Dienstmannen ohne bestimmtes Hofamt beanspruchten mehr zu sein als die einfachen Ritter. Und diese rittermäßigen Unfreien waren in Deutschland zahlreich, denn alle begüterten Edlen, die Grafen und sogar Freie, hielten für ihren Hof Dienstmannen, die sie des eigenen Ansehens wegen mit Landlehen ausgestattet hatten*). Es war natürlich, daß diese emporstrebende Klasse höriger Ritter viel beneidet wurde, man klagte über ihren Hochmuth, und wußte wohl, daß mancher von ihnen mit dem Hirten das Vieh gehütet hatte. Aber sie gingen im Range überall der Masse gewöhnlicher Ritter vor und die Reihenfolge der Ehren ist stets: Fürsten, Markgrafen, Grafen, Freie, Dienstmannen, Ritter, edle Knechte.

Die Ritter aber bildeten die ungeheure Mehrzahl des Standes, sie ritten in dem Gefolge der Edlen und Dienstmannen und spielten im 13. Jahrhundert als Chor mit. Ein tüchtiger Mann unter ihnen konnte in seiner Landschaft ebenfalls Ansehen gewinnen als geschickter Speerbrecher, dauerhafter Kriegsmann oder Landplacker. Im ganzen war noch lange nach 1200 ihre Theilnahme an den ritterlichen Spielen zwar eifrig, aber bescheiden. Bei dem zahlreichen

*) So hatte z. B. der Freie von Lengenbach, obgleich er selbst Vogt des Bischofs von Regensburg war, seine Dienstmannen, welche nach seinem Tode nicht in gutem Rufe standen. Der sogen. Seifried Helbling VIII, 586. — Die Bestimmung des schwäbischen Landrechts, daß nur Reichsfürsten Dienstmannen halten sollten, wurde in Wirklichkeit wenig beachtet.

Rittersport, welchen der Liechtensteiner veranlaßt, sind die Edlen und Dienstmannen seiner Landschaft im Einzelkampf immer die Hauptheldden; denn Turnierschmuck, Rosse und Waffen kosteten vieles Geld, Einkünfte und Glücksgüter waren den Rittern oft karg zugemessen, sie waren begünstigt, wenn sie ein festes Haus zu Lehen hatten, oft saßen mehre derselben in demselben Bau, oder sie dienten im Haushalt eines Reicheren; gern nahmen die Ritter von ihrem Herrn Schwert und Gewand, bildeten im Turnier seine Schaar und hatten wol auch die Turnierbeute mit ihm zu theilen. Auch solche fehlten nicht, welche besitzlos und abenteuernd durch das Land zogen und einen Herrn suchten, dem sie um Kost und Gewand dienen wollten; oder sie bettelten gar als „elende (fremde), arme, nothhafte Ritterschaft" bei Vornehmen um eine Beisteuer*).

Dennoch waren die Ritter um 1200 bereits in Wahrheit die Tyrannen der Landschaft, stolz und mißgünstig blickten sie auf die reichen Bauernhöfe, sie waren die Kriegs- und Spielkameraden aller Herren des Landes, unentbehrliche Helfer bei jeder Fehde, oft wirklich durch Bildung und Lebensklugheit über die Masse des Volkes gehoben. Sie hatten das Recht, der Fürstin des Landes ihren Ritterdienst zu weihen, im Turnier Könige vom Rosse zu stechen und ihnen Pferd und Rüstung zu pfänden. Sie saßen in allen Landschaften, einzelne Gegenden des altsächsischen Bodens ausgenommen, so zahlreich und trotz aller Fehden so eng mit einander verbunden, daß ihr Gebahren sehr oft das Geschick der Landschaft bestimmte. Auf ihre Menge und das Zahlenverhältniß zu den Edlen kann man aus einzelnen Angaben schließen. Als Kaiser Friedrich Rothbart im Jahre 1184 zu Mainz seinen Sohn Heinrich mit dem Ritterschwert begabte, waren 70 große Fürsten und an 70,000 Edle, Ritter und rittermäßige Knechte versammelt.

*) Turnier von Nantes, 4 und 6.

Im Jahre 1222 waren bei der Hochzeit, welche Leopold von Oesterreich seiner Tochter ausrichtete, 5000 Ritter im Gefolge der Edlen und Dienstmannen zusammengeströmt. Zwei Jahre darauf ritten bei einem Sühneversuch zu Freisach in Oesterreich außer Fürsten und Markgrafen noch 6 Grafen, 8 Freie, 24 Dienstmannen mit ihrer Sippe und 600 Ritter herzu. Die Adlichen und Dienstmannen werden von dem Berichterstatter sämmtlich mit Namen aufgezählt, von den Rittern nur die Ziffer genannt. Für die gute Kameradschaft lohnte die Demokratie der Ritter dem Adel dadurch, daß sie sich eifrig nach seinem Bilde formte. Bei den Frauen ihrer Herren um Minne zu werben, sich beim Becher höfisch zu verhalten war ihr Stolz, gern legten sie ihrem Schildamt das Prädicat edel bei. Sie waren im Grunde Dienende. Auch wer nicht ein Höriger war und nicht in seiner Familie durch das Hofrecht des Herrn beengt wurde, blieb abhängig von Gunst und Milde des Lehnsherrn. Der Lehnsmann mochte sich einmal trotzig gegen seinen Herrn auflehnen, im ganzen gedieh ihm nicht Unabhängigkeit des Sinnes und nicht das Behagen in seinem Hause. Der Hof des Edlen oder Fürsten wurde der Ort, von dem er die meisten guten Erfolge erwartete, dort drängten und stießen sich rücksichtslos die Schildtragenden um einen gnädigen Blick und eine huldvolle Gabe. Der so hochfahrend war nach unten, wurde unter einem mächtigen Gebieter leicht ein schwacher Höfling; das wird bald eine Klage der Sittenprediger. Sogar bei den Ritterspielen ist die ideale Gleichberechtigung in Wirklichkeit nicht immer vorhanden, und es geschah wol nicht erst im 16. Jahrhundert, daß sich der Hofmeister eines Fürsten freiwillig vom Pferde warf wenn er seinen gnädigen Herrn abgestochen hatte.

Dieses Ringen nach der Höhe und Werben um Hofgunst wurde charakteristisch für diese ganze Periode deutscher Geschichte, ja darüber hinaus. Wie der Bauer zum Ritter werden wollte, so der Ritter zum Adlichen; Unzufriedenheit mit

der einhegenden Schranke, ein rastloses Drängen in höher berechtigte Genossenschaft wurde seit der Hohenstaufenzeit dem ganzen Abendlande eigenthümlich. Wol lag etwas Großes in der achtungsvollen Gemeinschaft, welche den Herrn mit seinem Mann, den Edlen mit dem reisigen Lehnsträger verband. Vielen wurde der Ritterstolz, durch solche Bundesbrüderschaft genährt, ein Quell sittlicher Empfindungen, der ihnen das wilde und räuberische Leben vor völliger Verwüstung bewahrte; mit besonderer Freude heben die ritterlichen Sänger diese Poesie ihres Standes hervor. Auch für die Befreiung der Menschenkraft aus der Stagnation ererbter Zustände wurde das Aufstreben der Ritter eine wichtige Hilfe. Es war unzweifelhaft ein Culturfortschritt, aber er wurde theuer erkauft durch die Richtachtung, welcher die ländliche Production verfiel, und durch kunstvolle Ausbildung der Standesprivilegien und Vorurtheile.

Wer von seinen Eltern für Ritterschaft bestimmt war, der wurde gern als Knabe auf den Hof eines Edlen gebracht, um die Zucht zu lernen, welche den höfischen Mann von dem bäurischen unterschied. Hier that er als Kind Pagendienst, bildete einen Theil des Gefolges, wartete dem Herrn oder der Frau auf bei Tische und in der Kammer, und stand an großen Höfen mit seinen Altersgenossen unter einem Hüter, dem er bei der Annahme wol ein Geschenk gab*).

Uralter Brauch war den deutschen wie anderen indogermanischen Völkern, daß sich nach freier Wahl zwei Kinder oder Gesellen aneinander banden, sie besiegelten die Bundesbrüderschaft durch Gelöbniß und geweihten Trank. Solch innige Verbindung zweier Männer begegnet einige Male in der deutschen Heldensage, Spuren davon haben sich im Volk bis zur Neuzeit erhalten. Es mag mit dieser Sitte zusammen-

*) In Berthold's Gedicht Crane ist dies Geschenk dreier Königskinder Spange und Fingerring.

hängen, daß im Hofhalt häufig je zwei der Dienenden gesellt wurden, sie aßen aus einer Schüssel, erhielten zusammen ihren Trunk und schliefen oft auf demselben Bett.

Die Zucht, welche der Knabe erlernte, war zunächst gesittetes Verhalten in Rede und Haltung, vor allem bei Essen und Trinken. Zahlreiche Lehren, welche zum größten Theil aus frühem Mittelalter stammen, wurden in Verse gefügt und auswendig gelernt*). Die „Tischzuchten" z. B. befahlen: man soll hübsch die Nägel beschneiden — was auch deshalb wünschenswerth war, weil man vor dem 15. Jahrhundert keine Gabeln gebrauchte und den Fingern bei Tische dreiste Eingriffe nicht wehren konnte; — man soll vor dem Essen sagen: „Segne es Jesus Christ," soll am Tische nicht den Gürtel vom Bauch schnallen, nicht das Brot beim Schneiden an die Brust stemmen, nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stoßen, sondern die Speisen, die man aus der Schüssel holt, mit einem Löffel oder einer Brotkruste anfassen, die man vorher mit der Hand und nicht mit dem Munde zugespitzt hat; wer die Speisen mit Brot angreift, soll die Krumen behüten, wenn er mit einem Andern ißt, daß sie nicht in die Schüssel fallen. Niemand soll aus der Schüssel trinken, nicht abbeißen und wieder in die Schüssel legen, nicht zwei sollen einen Löffel gebrauchen, beim Schneiden soll man nicht die Finger auf die Klinge legen, man soll nicht trinken und sprechen, bevor man die Speisen hinabgeschluckt hat, nicht schmatzen und rülpsen, sich nicht in das Tischtuch schnäuzen, nicht über den Tisch legen, nicht krumm sitzen und sich nicht auf die Ellbogen stützen. Andere Dinge als Speisen soll man während des Essens nicht mit der bloßen Hand anfassen, sondern dafür das Gewand über die Hand decken. Vor dem Trinken soll man den Mund wischen, nicht

*) Fr. Zarncke, Der deutsche Cato. — Des Tannhauser's Hofzucht, Haupt, Zeitschrift IV. S. 489.

in den Trunk blasen, während dem Trunk nicht über den Becher sehen. Man soll nur zwischen den Trachten trinken, man soll nicht essen, während der Geselle trinkt, man soll beim Essen gegen seinen „Gemaßen" billig sein und ihm nicht seinen Antheil wegessen, endlich die Zähne nicht mit dem Messer stochern.

War das Kind im Edeldienst herangewachsen, so wurde es Knecht eines ritterlichen Herrn; nicht immer an demselben Hofe, wo der Glanz und Müssiggang vornehmen Dienstes verweichlichte, sondern bei einem festen und erprobten Lehrmeister. Jetzt ward der Knappe*) im Reiterhandwerk unterwiesen; dazu gehörte außer den alten Turnübungen: Steinstoß, Wurf, Sprung, vor allem Gebrauch der Waffen, dann die vornehme Jagd mit Falken und mit Winden, höfischer Tanz und ritterlicher Dienst bei Frauen durch Liederdichtung und Gesang. Der junge Knecht nahm Theil an den Fahrten seines Herrn und wartete ihm auf bei Spiel, Fehde und Krieg. Es scheint, daß der Jüngling als Knecht einen Beinamen erhielt, mit dem er von seinen Gesellen gerufen wurde; wenigstens sind in den höfischen Kreisen charakterisirende Beinamen sehr häufig, welche aus Laune, Spott, Haß beigelegt werden, zuweilen als Pseudonyme den wirklichen Namen ihres Besitzers verstecken. Der junge Knecht turnierte eifrig mit seinen Gefährten die Ritterschaft zu lernen um besondere Knechtspreise.

In jedem Beruf wird streng unterschieden zwischen dem Herrn, der das Amt mit allen Rechten ausübt, und den lernenden und helfenden Arbeitern, Kind und Knecht sind überall

*) Zwischen Knappe und Knecht ist kein anderer Unterschied, als daß den Schriftstellern, Zeiten, Dienstkreisen bald das eine, bald das andere gebräuchlicher ist. Für das gleiche Amt braucht bis zur Gegenwart die Sprache regellos eines der beiden Wörtern: Mühlknappe, Bergknappe, Schuhknecht, vgl. Hildebrand in Grimm's Wörterbuch unter den betr. Wörtern.



die Vorstufen zur Ehre des Herrn, beim Bauer, Handwerker, Kaufmann, sogar die Mönche waren in Würden und Rechten abgestuft. Und sehr früh muß der systematische Sinn der Germanen und ihre Freude an bedeutsamem Brauch in jedem dieser Lebenskreise die Rechte der einzelnen Stufen sorglich bestimmt und die Einführung mit weihendem Ceremoniel umgeben haben. Hatte sich der Knecht in Ritterschaft wacker geübt, stammte er von einem Vater, welcher selbst den Ritterschlag erhalten hatte, oder war er seinem Herrn besonders werth geworden, so erhielt er feierlich die Ritterwürde. Von dem Brauch, der sich allmählich dabei ausbildete, war der älteste das Umgürten mit dem Ritterschwert durch den Herrn, seit den Kreuzzügen unter kirchlicher Weihe der Waffen und Ablegung eines Gelübdes, wodurch der Ritter sich verpflichtete, treu gegen das Reich zu sein, Frauen zu ehren, Gotteshäuser, Wittwen und Waisen zu schirmen. Diese Ceremonie der Schwertleite war bei Vornehmen, den geistlichen Orden und in späterer Zeit feierlicher.

Um 1200 durfte das Ritterschwert ertheilen, wer selbst Ritter war und das Recht hatte Lehnsgüter zu verleihen, also wer ein adlicher Herr war. Da aber die Ritter das reisige Gefolge jedes ansehnlichen Gutsbesitzers bildeten, so nahm sich auch der Dienstmann die Freiheit, den Ritterschild an sein Gefolge auszutheilen. Es wurde damit in wilder Zeit überhaupt nicht genau genommen, die Würde ward schon im 13. Jahrhundert an Bauernsöhne um Geld gegeben, oder weil der Herr sich einmal mit großem Gefolge am Fürstenhofe zeigen wollte*). Für ehrenvoll galt es, von dem höchsten Fürsten des Landes das Ritterschwert zu erhalten, auch ihm war rühmlich, an großem Hoffest vielen höfischen Knechten die Ehre zu ertheilen. Bei jener österreichischen Vermählung im Jahr 1222 erhielten 225 Knappen die Würde. Noch

*) Der sog. Seifried Helbling VIII. V. 217—285.

rühmlicher war die Ertheilung vor einer Schlacht, die neuen Ritter kämpften dann in der ersten Schlachtreihe. So wird berichtet, daß Rudolf von Habsburg vor der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 unter Andern auch hundert Züricher Bürgersöhnen das Ritterschwert gab und die Züricher für seine besten Kämpfer erklärte.

Schon um 1200 bestand der Stolz auf ritterliche Herkunft. Das nächste Recht zum Schildamt sollte haben, wer aus dem „Geschlecht der Tjoste" stammte, und der Satz, welcher überall galt, daß der Sohn dem Berufe des Vaters zu folgen habe, wurde von Ritterbürtigen mit Eifer geltend gemacht. Aber trotz allem Klagen und Zürnen wollte es nicht gelingen, das Eindringen neuer Leute abzuhalten. Damals wurde allerdings nur der aufstrebende Bauer angefeindet. Denn der Stadtbürger des 13. Jahrhunderts, der von seinen Eltern her als freier Mann bekannt war, oder dessen Vorfahren als Burgmannen unter dem Stadtherrn gesessen hatten, sorgte selbst dafür, daß er vom Ritterschild nicht ausgeschlossen wurde. Auch er stand in einem Gegensatz zum Lehnsmann im Dorfe, aber er war in vielen Landschaften der reichere, bald auch der gebildetere; er vertrat als Mitregierer seiner Stadt große politische Interessen, beeinflußte die Waffenmacht seiner Bürgerschaft und konnte den Fürsten sehr gefährlich und sehr nützlich sein. Er war stolz auf seinen Ritterschild und seine Kraftstärke beim Speerbrechen wie der Dorfritter. Aber wenn er sich auch für den besseren Mann hielt, schon unter den Hohenstaufen war für seine Geltung unbequem, daß er oft Kaufmannschaft trieb und sein Geld in bürgerlicher Nahrung mehrte. Denn der alte Kriegerstolz der Germanen bestand unverändert fort, daß dem waffentüchtigen Mann Kriegsthat mehr zieme als friedliche Arbeit. Und wo unter den Hohenstaufen die Würden der Männer aufgezählt sind, steht der reiche Kaufmann stets hinter dem Ritter.

Wer in den Ritterorden aufgenommen ist, wird Herr und Ihr genannt, der Knecht aber Gesell und du. Er hat das Recht ein Wappen auf dem Holzschild zu tragen und sich von dem Knecht aufwarten zu lassen. Es war nicht unnatürlich, daß um diese äußeren Vorrechte des Ritterstandes gerade solche wüthen Streit erregten, welche sich davon erhielten, dem Bauer die Rinder zu stehlen; schon um 1280 ist es gefährlich, solchen Raufbold du zu nennen oder ein Schildzeichen zu führen, welches dem seinen gleich ist*). Das Vorrecht, Schmuck und kostbares Gewand des Adlichen zu tragen, zumal Gold an Schild, Spange und Sporen, scheint der Ritter später gewonnen zu haben als werthvolleres. Denn noch um 1400 war heraldische Ueberlieferung, daß Gold im Schilde edler sei als Silber. Jedenfalls wurde der Goldschmuck bald sogar von den ritterbürtigen Knappen beansprucht. Zwar dem jungen Knechte gezieme wie dem Kaufmann Silber, aber dem Knecht von dreißig Jahren solle man vergoldeten Schmuck nicht wehren**).

Und es ist bezeichnend für die allmähliche Umwandlung des Ritterthums in einen erblichen Stand, daß bereits die ritterbürtigen Knechte als ein eigner Stand hinter den Rittern aufgezählt und durch den Namen „edle Knechte“ von anderen Aufwartenden unterschieden werden. Und bereits nach 1200 ist für ritterlichen Grundbesitz und Geltung in der höfischen Genossenschaft die Ritterwürde nicht unbedingt nothwendig.

Die Rüstung des schwerbewaffneten Reisigen sucht seit Friedrich Rothbart den Leib besser zu schützen und dem Ritter den Durchbruch der feindlichen Haufen zu erleichtern. Die fünf Systeme der Schutzrüstung: Lederkoller mit Metallplatten, aufgenähte Eisenschuppen, Kettenpanzer, bewegliche Eisenringe und gerundete Schienen, sind sämmtlich bereits in der letzten Römerzeit vorhanden, sie haben sich neben einander erhalten

*) Der sog. Seifried Helbling VIII, 420. Hugo von Trimberg, Renner, V. 1407.

**) Der sog. Seifried Helbling VIII, 660

und werden bis in das 17. Jahrhundert hinab der Reihe nach von Mode und Bedürfniß aufgenommen. Nach langen Zwischenräumen kommen einmal wieder uralte Formen in neuer Umbildung auf*).

Um 1200 war die Schutzrüstung noch verhältnißmäßig einfach. Der Harnasch, d. h. die Rüstung des Leibes, bestand aus dem Halsberg (Leibdecker), einem Kettenpanzerrock mit Aermeln, Handschuhen und einer Kapuze, welche zurückgeschlagen werden konnte und, übergezogen, nur das Gesicht freiließ. Ueber dies Kettenhemd, das bis an die Knie reichte und abwärts von den Hüften durch Geren, keilförmige Einsätze, erweitert war, wurde bei ernstem Kampf zuweilen die

*) Wie die Rüstungen fast aller bekannten Völker des Orients und Occidents, welche die Notitia dignitatum um 400 n. Chr. erwähnt, hier und da im Gebrauch gedauert oder durch die Waffenschmiede nach alten Traditionen wieder gefunden wurden, vermögen wir im Einzelnen nicht nachzuweisen, daß aber die späte Wiederholung antiker Formen nicht zufällig ist, lehrt der Augenschein. Da Constantinopel bis in das späte Mittelalter die große Fabrikstadt für kostbares Geräth und Stoffe, auch für Rüstungen blieb, so wird dort die Verbindungsstelle zwischen neuerer Mode und antiken Erinnerungen zu suchen sein. Von etwa hundert Helmen z. B. des 13. und 14. Jahrhunderts, welche 1841 in einer Cisterne der Festung Chalkis auf Euböa gefunden wurden, haben mehre der älteren fast genau Form und Ausschnitt des römischen Bronzehelms aus Neapel, der jetzt im Cabinet zu Schloß Erbach aufbewahrt wird. — Die Ritterlanze wird schon im Kriege Belisar's mit den Goten erwähnt und ihre Form so beschrieben, wie sie etwa im 16. Jahrhundert gebräuchlich war, während noch lange nach der Völkerwanderung der kürzere Ger gewöhnliche Reiterwaffe war. Der überlange Spieß, den die Landsknechte des Frondsberg führten, ist bereits fünfzehnhundert Jahr früher in den norddeutschen Feldzügen der Germanicus den Römern lästig. Die Wagenburg der Kimbrer dauert bis zum dreißigjährigen Kriege. — Man muß sich hüten, in den spärlichen Ueberresten und Abbildungen des frühen Mittelalters das einzig gültige jener Zeiten zu sehen. Wer selbst schauen will, vergleiche: Hefner von Alteneck, Trachten des Mittelalters — ein vortreffliches Werk, das mit einziger Sorgfalt und guter antiquarischer Kenntniß erhaltene Denkmäler nachbildet.

Brünne, der ältere Brustpanzer, gelegt. Aber im 13. Jahrhundert kam die Brünne außer Gebrauch, nicht immer legte man eine Eisenplatte über den Halsberg, erst im 14. schnallte man den Schienenharnisch regelmäßig über das Kettenhemd. Die Füße waren durch anliegende Panzerstrümpfe, die Eisenhosen, geschützt, welche bis über die Schenkel hinaufreichten. — Der Helm war im 10. Jahrhundert häufig eine runde Stahlkappe gewesen, hatte im 11. durch einen vorragenden Eisenstreif die Nase gedeckt und im 12. oft konische Form gehabt. Gerade in der Zeit des höfischen Minnedienstes ward er in Deutschland häßlicher als je zuvor und hernach, plump, dick, am Scheitel häufig abgeplattet, einem umgestürzten Topf ähnlich. Er deckte auf den Schultern sitzend das ganze Haupt, ließ nur kleine Sehöffnungen, die Fenster, und wurde über der Panzerkappe mit seidenen Schnüren festgebunden. Neben ihm dauerte der Eisenhut, eine Stahlkappe mit breiter Krempe. — Der Ritterschild, im 10. Jahrhundert oft rund, im 12. dreieckig, sehr lang und zur Aufnahme des Körpers eingebuchtet, wird kleiner, bleibt aber dreieckig und von Holz. Das zweischneidige Ritterschwert ist länger geworden, der lange Speer hat einen Schaft von Eschenholz, in den Gedichten auch von spanischem Rohr, mit kurzer Eisenspitze, am Griffende gewöhnlich mit einer Scheibe. Ueber die Rüstung wirft der Ritter seinen langen Waffenrock von leichtem Zeug, darüber noch das Kursit als Staatskleid; die Sporen werden angeschnallt, sie sind dem Ritter noch nicht von Gold, nur an Adlichen werden einigemal goldene Sporen erwähnt. Das Roß ist noch gar nicht mit Eisenplatten bedeckt*). Der Sattel hat einen tiefen Bock, der dem Rücken des Reiters sichern Widerhalt giebt, auf der rechten Seite des Sattels ist eine eiserne Gabel zum

*) Dies sagt Wolfram von Eschenbach ausdrücklich im Willehalm 395, 12, wo er die eiserne Covertiure eines Heiden erwähnt.

Auflegen des Speers angebracht, der Reiter steckt den Speer noch nicht in das starke Gerüst mit Arbeißen, welches in späterer Zeit hinter seiner Hüfte ragt. Der Zaum ist eine einfache Trense.

Es war ein zweifelhafter Fortschritt, daß die Turnierwaffen größeren Schmuck und allmählich andere Form erhielten als die des Krieges. Bald nach 1200 beginnt man das Zimier, den Helmschmuck, auf den Scheitel des Helms zu setzen; er besteht zunächst als Schmuck der Vornehmen aus einem Kranz von Federn, Blumen, Goldblättern, einem hohen Busch Pfauenfedern, einem ausgebreiteten Fächer, buntgemalt, mit Pfauenfedern und Tuchstreifen geschmückt. Allmählich werden phantastische Formen aufgesetzt, Figuren von Menschen und Thieren, Hörner, Wappenzeichen, zuweilen seltsame Inventionen, in ansehnlicher Höhe von Holz und Stoff verfertigt, bunt übermalt. Zum Schutz gegen die Sonne hatte man zur Sachsenzeit einen Strohhut über die Eisenkappe gesetzt, in den Kreuzzügen ein Tuch herabhängen lassen, erst am Ende des 13. Jahrhunderts wird dies Tuch, bunt verziert und ausgezackt, als Helmdecke ein Theil des Wappenschmucks.

Die Außenseite des hölzernen Schildes, nicht selten mit Pelzwerk überzogen, zeigt das Wappen des Besitzers, das auf Leinwand gemalt ist. Eigene Wappenzeichen scheinen ursprünglich ein Vorrecht der edlen Lehnsherren gewesen zu sein, und die Lehnsleute und vollends die Dienstmannen nur das Zeichen ihrer Herren geführt zu haben, zuweilen mit einem unterscheidenden Merkmal; um 1200 tragen auch manche einfache Ritter ihr besondres Wappenbild, aber die Bilder und Farben werden frei behandelt und die Nachkommen ändern sorglos daran. Grün ist in dieser Zeit noch als Schildfarbe gebräuchlich, auch im folgenden Jahrhundert werden zwei Metalle über einander gesetzt. — Das Roß wird mit einer langen Decke geschmückt, welche vom Hals bis über

den Schweif fast zum Boden reicht. Waffenrock und Pferdedecke haben häufig dieselbe Farbe, der bunte und kostbare Stoff ist durch eingesetzte Bilder und Embleme verziert. Die Turnierlanze muß an der kurzen Spitze ein Quereisen gehabt haben, wodurch das tiefe Eindringen verhindert wurde, noch nicht die spätere Krone; denn es wird von dem Eindringen des Stichs durch die Helmfenster und das Panzerhemd berichtet, aber die Augen des Kämpfers sind geschützt und die Wunden können nicht tief gewesen sein. Der Speer wird farbig bemalt, wol auch mit Blumen und Flitterschmuck dicht umwunden, mit einem Wimpel verziert. Der geschlossene Helm, der bemalte Schild, das Ritterschwert, der Gürtel, der Waffenrock sind die unterscheidenden Zeichen des Ritters, der Knappe reitet in offener Helmkappe ohne Schild und Waffenrock.

Größte Bedeutung erhielten dem Ritter seit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Waffenübungen, welche ein Vorrecht seines Standes geworden waren. Sie wurden in der Hauptsache zuverlässig schon während der Wanderzeit eingerichtet, seit den Kreuzzügen mit den Spielgesetzen, welche die Romanen allmählich erdacht hatten, zu einem System von Regeln verbunden, an deren Beobachtung der höfische d. h. gebildete Mann erkannt ward, deren Verletzung für unehrenhaft galt.

Von diesen Uebungen war die häufigste, Grundlage der übrigen, die Tjost, der Speerstich zweier gerüsteter Ritter gegen einander*). Zweck dieses Kampfes war, den Gegner

---

*) Die gewöhnliche Herleitung des Wortes „die Tjost" ist vom lateinischen justa, regelrechter Kampf. So wurde das Wort auch von den Deutschen des 13. Jahrhunderts erklärt. (Darum mhd. ze rehter tjoste.) Man wird jedoch vor alten Kampf- und Kriegsbezeichnungen unsicheren Ursprungs gut thun, germanischen Ursprung als möglich zu betrachten. Denn auch die Romanen gewannen Ordnung und Brauch ihrer Kämpfe weit mehr von den Germanen der Völkerwanderung, als

im scharfen Anritt mit dem Speer so zu treffen, daß entweder der Gegner vom Pferde geworfen wurde, oder der Speer in die Rüstung des Reiters drang und von dem Stoß zersplitterte. Zu solchem Kampf wurde ein Raum abgegrenzt, wenn die Oertlichkeit das erlaubte; beide Gegner nahmen einen Anlauf, den „Puneiß", wobei das Roß mit gesteigerter Schnelligkeit so zu leiten war, daß es die größte Kraft im Moment des Stoßes gab*). Man ritt dabei nicht „Stapfes oder Drabs" — im Schritt oder Trab —, es gehörte Kunst dazu, zu rechter Zeit aus Galopp in Carrière oder, wie man damals sagte, aus dem „Walap in die Rabbine" zu treiben. Der Anlauf war „kurz" oder „lang", der lange erforderte größere Sicherheit in Führung des Rosses und Speers, aber er war natürlich wirksamer; es ist charakteristisch, daß der lange Anlauf um 1200 für trefflicher galt, nach 1400 wegen der schweren Rüstung für unbequem. Es war Spielregel, bei diesem Rennen den „Hurt", das Zusammenprallen der Reiter und der Rosse, zu vermeiden, und der Reiter mußte verstehen nach dem „Stich" mit einer Volte rechts abzubiegen, wenn er nicht die bösliche Absicht hatte, den Gegner zu überrennen; was am leichtesten geschah, wenn er schräge auf ihn hielt. Die „rechte Tjost" aber war, daß man in gerader

von den Römern. Häufig empfingen die Deutschen angestammtes, aber unverständlich gewordenes Sprachgut aus romanischem Munde zurück, so die Wörter Infanterie (nicht von infans, sondern von fante, der leichte Fußkrieger), Herold (von ahd. haran, rufen, haralt), Sergeant (nicht von serviens, wie schon im 12. Jahrhundert die Romanen annahmen, sondern sarjant, sarwant, Krieger, welcher das Kettenhemd trägt. Vergl. weiter unten Nr. 6). Auch unser modernes Hurrah ist zwar von den Russen zurückgenommen, diesen selbst aber aus dem altgermanischen Schlachtruf hara überliefert. — Die Tjost hieß bei den Byzantinern Tzustra, das T gehört also wol zum Stamm, vom gotischen tvistass (fem.), Zweikampf.

*) Winsbecke, herausg. von M. Haupt, 21, 4. Das Wort Puneiz ist romanisch, von lat. pungo, steche.

Linie Front gegen Front auf einander stieß, in diesem Fall traf der Speer die Schildseite des Anderen; war der Anlauf von beiden Seiten gleich kräftig und der Stich ohne Fehlen, so kamen trotz der Volte die Kämpfer einander häufig so nah, daß Schild an Schild stieß und die Knie geklemmt wurden. Der Stoß wurde wirksamer aber schwieriger, je höher er gerichtet war; den oberen Rand des Schildes treffen, wo er sich mit dem Helm berührte, oder den Helm selbst, galt für den besten Stoß*); das ungepanzerte Roß zu treffen, war große Ungeschicklichkeit. Wer dem Gegner besondere Artigkeit erweisen wollte, hob beim Rennen seinen Speer aus der Auflage und schlug ihn unter den Arm. Solchem Stich ohne Auflage begegnete der Andere dadurch, daß er das Gleiche that, oder mit größerem Selbstgefühl, wenn er seinen Speer auf dem Schenkel hoch hielt und gar nicht gegenstach. Es scheint, daß im Anfang des 13. Jahrhunderts die Länge und Schwere des Speers nicht vorgeschrieben war, denn es werden unmäßig große Speere erwähnt. Wer zum Spielkampf sich bereit erklärte, band den Helm auf dem Haupte fest und senkte den Speer, wer den Helm abband, schied aus dem Spiel.

Dieser Einzelkampf war die häufigste Ritterfreude, zu ihm wurde durch Boten und Briefe von Kampflustigen aufgefordert, er fehlte bei keinem Hoffest. Als im Jahre 1224 Leopold von Oesterreich hadernde Parteien zu jenem Sühnetag nach Freisach eingeladen hatte, benutzten zwei junge Liechtensteiner die Gelegenheit, zu Ehren edler Frauen Ritterschaft zu prüfen und forderten zur Tjost in der Nähe der Stadt heraus. Da ritt alles auf das Feld um zu stechen und vergaß Tage lang die Verhandlungen, bis die Bischöfe sich bitter beklagten und der Herzog zuletzt nicht anders zu helfen wußte, als daß er selbst ein großes Turnier ansagte, wo die Versammelten einander in Masse zerstechen konnten.

*) Die vier Nägel auf dem Schild, oder wo der Helm gebunden ist, sind das rechte Ritterziel und beste Klugheit bei der Tjost. Winsbecke, 21, 6.

Die höfischen Dichter erklären gern, daß die leidenschaftliche Freude an der Tjost durch Ehrgefühl und Frauendienst aufgeregt sei; in Wahrheit spielen aber auch hier die Preise und Wetten eine große Rolle. Ulrich von Liechtenstein lockt 1227 dadurch, daß er jedem Gegner, der seiner nicht fehlen werde, einen goldenen Fingerring verheißt, dem aber, der ihn aus dem Sattel heben könne, alle Rosse, die er mit sich führt. Und ebenso setzt in der merkwürdigen — erdachten — Schilderung eines Turniers zu Nantes, in welchem Richard Löwenherz als Vorkämpfer der Ritter von germanischem Blut die Franzosen gründlich besiegt, ein Edler zu einer Tjost ein Roß und hundert Mark Silber aus, und verliert diesen Preis.

Das Speerstechen war in den altheimischen Volksspielen geübt worden, wenn bei Beginn des Frühjahres Sommer und Winter verkleidet mit einander kämpften, der Maigraf aus der Waldlichtung mit seinem reisigen Gefolge in das Dorf einritt. Ueber das 13. Jahrhundert hinaus blieb der Mai und Pfingsten die lustige Festzeit der ritterlichen Kämpfer; auch der Brauch erhielt sich, daß die herausfordernde Partei in der Lichtung eines Gehölzes, durch das Laub verborgen, sich rüstete, und plötzlich in buntem Schmuck aus dem grünen Vorhang in die Ebene hinausritt. Das junge Waldesgrün wurde als poetisches Lager und Versteck des Auftauchenden respectirt. Auch wer Abenteuer, Verkleidung, Ueberraschung beabsichtigte, als Fremder in einen Rennverein einreiten wollte, wählte das Laubversteck; er sandte einen Knappen heraus, welcher ihn artig mit den Worten anmeldete: „mein Herr begehret Ritterschaft an euch;" kam die Antwort: „sie wird ihm gewährt, wie er sie auch begehrt," so tauchte der Ritter selbst, in seinem schönen Waffenkleide, mit gebundenem Helm hervor, nach gefälliger Annahme sämmtlicher Betheiligten durchaus unkenntlich; er zerstach seine Speere, und deutete durch Rückzug in das Gehölz an, daß er wieder verschwinde. Deshalb nannte man in der Rittersprache von dem romani-

firten Worte „Forest", Hain, alles Verkleiden oder Veranstalten eines ritterlichen Abenteuers beim Rennspiele „forestiren", auch wenn es nicht mehr vom Waldesdickicht ausging.

Es lag nahe, in diesen Verkleidungen Heldengestalten der Sage und der Rittergedichte nachzubilden. Zumal wenn sich ganze Gesellschaften für ritterliches Spiel zusammenthaten, erschienen die Helden Karl's des Großen, die Mannen Siegfried's und Dietrich's von Bern und die Gralritter in phantastischem Schmuck. Von vielen Maskenscherzen und Erfindungen der Rennbahn, durch welche man der Tjost höhern Reiz zu geben suchte, hat einer in unseren Ostseestädten Erinnerungen hinterlassen, welche bis zur Gegenwart dauern, die Tafelrunde des König Artus. Ein Zelt, Pavillon, Thurm wurden inmitten des Stechplatzes aufgerichtet, die Helden des Artushofes kämpften gegen geladene Gäste oder nahmen bewährte Ritter in ihre Gesellschaft auf, zuletzt schmausten die Genossen an rundem Tisch, froh der Verkleidung und des poetischen Schimmers, in dem sie einander sahen. In Oesterreich richtete Ulrich von Liechtenstein 1240 dies Spiel ein, in der Mitte des Kampfplatzes das Zelt der Tafelrunde von vier Bannern umsteckt, im weiten Ring herum eine schöne seidene Schnur gelb und blau geflochten, durch zweihundert Speerfähnlein gehalten. Der Ring hatte zwei Thore, durch welche die Angreifer einzogen, gegen sie wurde das Zelt von den Artusrittern vertheidigt. Und im Jahr 1285 führten die Magdeburger diese Invention noch schöner aus. Dort standen damals den Pfingstspielen die Söhne der reichen Bürger vor, welche die Genossenschaft der Konstabler bildeten. Sie hatten mehre ritterliche Spielweisen, darunter den „Roland", den „Schildeichenbaum" und die „Tafelrunde"; in jenem Jahr baten sie einen gelehrten Genossen, Bruno von Sconenbecke, er möge ihnen ein freudiges Spiel bedenken; da machte er das Gralspiel und dichtete höfische Briefe dazu. Diese wurden nach Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Quedlinburg,

Halberstadt und anderen Städten gesandt, und die Kaufleute, welche Ritterschaft üben wollten, wurden nach Magdeburg geladen, man habe eine schöne Frau, mit Namen Frau Feie, die werde der Preis sein für den Sieger*). Alle Jünglinge der Städte rührten sich; die von Goslar kamen mit verdeckten Rossen, die von Braunschweig alle in grünen Röcken und grünen Wappendecken, jede Stadt hatte ihre besonderen Wappen und Farben. Die Anziehenden wollten nicht einreiten, wenn man sie nicht mit einer Tjost empfange. So wurden sie von zwei Konstablern bestanden. Auf der Marsch aber war der Gral bereitet, viele Zelte und Pavillons aufgeschlagen und ein Baum aufgepflanzt, daran hingen die Schilde der Konstabler, die in dem Grale waren. Am andern Tag hörten die Gäste Messe und aßen, dann zogen sie aus den Gral zu beschauen, und es war gesetzt, wenn einer von ihnen einen Schild rührte, so trat der Besitzer desselben heraus und bestand den Rührenden. Zuletzt verdiente ein alter Kaufmann von Goslar die Frau Fee; er nahm sie mit sich, verheiratete sie und gab ihr so viel als Ausstattung, daß sie ihrem wilden Leben entsagen konnte.

Dieselbe Idee wurde in preußische Städte und nach Stralsund verpflanzt, dort entstanden unter den rittermäßigen Familien im 14. Jahrhundert Artusbrüderschaften und Artushöfe, stehende Genossenschaften mit eigenen Clubhäusern. Die englischen und französischen Kreuzfahrer fanden dort Erinnerungen an heimischen Ritterbrauch und gastliche Aufnahme.

---

*) Feie kann allerdings die Umlautung von Sophie sein, aber auch die Feen waren aus den Rittergedichten wohl bekannt, z. B. Parcival 96: Der Feien Art ist minnen oder Minne suchen. — In Lübeck wurde noch hundert Jahr später das ritterliche Artusspiel von Edlen der Umgegend ausgeführt. — Der Name Krimhildespiel als Ortsbezeichnung bei Saarbrücken, W. Grimm, d. Heldensage, S. 155. In derselben Landschaft wird der Ritterbund der Nebelinge (Nibelungen?) erwähnt.

Ein Haufenspiel zu Roß war der Buhurt*), wahrscheinlich die älteste der ritterlichen Uebungen. Die Reitenden theilten sich in Parteien und zogen sich in schnellem Lauf durcheinander. Hier war die Reitkunst und im Vorbeifliegen der Zusammenstoß der Schilde und das geräuschvolle Brechen leichter Speere an entgegengehaltenen Schilden die Hauptsache; er wurde deshalb wol auch mit Stäben geritten. Das behende Wenden im engen Raum und das laute Dröhnen von Schild und Speer war ihm charakteristisch, dabei klang gewaltig der Ruf: Hurta, hurta (drauf)! Der Buhurt war Ausdruck kriegerischer Freude, Begrüßung eines geehrten Gastes auch in den Stadtgassen und im geschlossenen Hof, er erhielt sich aber nicht über die erste Hälfte des Jahrhunderts, später werden beim Empfang ritterlicher Gäste nur einige Tjoste geritten.

Das größte Ritterfest war der Turney, ein Massenkampf in abgestecktem Raum, die Theilnehmer immer in zwei Parteien getheilt, diese wieder in verschiedene Haufen, welche einander unterstützten. Aufgabe der Haufen war, die Schaar der Gegner zu durchreiten und die Einzelnen daraus zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Die Turniere wurden um 1200 nicht nur bei großen Hoffesten angestellt, auch von den Rittern einer Landschaft, es waren Spielkämpfe, welche das Ritterthum in seinem höchsten Glanze zeigten. In der Stadt, welche dem Turnierplatz nahe lag, — und man hatte Ursache, volkreiche Städte mit kunstfertigem Handwerk zu wählen, — war in den Wochen vor dem Turnier geräuschvolles Treiben, Schmiede, Lederarbeiter, Gewandschneider, Goldschläger, Maler, Federschmücker waren in angestrengter Thätigkeit, die Herbergen füllten sich, auch Privathäuser nahmen Einquartierung. Wer der Einladung zum Turnier folgte, zog stattlich ein und

*) Das Wort bu bedeutet Hausbau, Gebäude, aber auch Bauernwesen und Bauernarbeit, hurt das Anrennen; ob buhurt das Rennen zwischen Häusern, oder Bauernrennen meint, ist unsicher.

wandte leicht mehr Geld und Credit auf sich und sein Gefolge, als ihm nützlich war; denn die Edlen und Dienstmannen kamen mit großem Gefolge von Rittern, Knechten und Rossen, zuweilen auch mit Frauen. In den letzten Tagen vor dem Fest wogte es auf den Straßen und um die Herbergen, die Ritter, welche des Abends einander besuchten, ließen sich große Wachslichter vortragen, dann war die Stadt, deren Dunkel durch keine Straßenlaternen unterbrochen wurde, hell erleuchtet. Unterdeß hatte, wer das Turnier ausgeschrieben, die Aufgabe, die Parteiführer zu bestimmen; wurde er Führer einer Partei, so trug wenigstens die Schaar, mit welcher er einritt, seinen Schild, und war er nicht der Landesherr selbst, so hatte er vornehme und erprobte Ritter um diese Gunst zu bitten. Es galt für eine Ehre, viele vornehme Herren unter seinem Schilde in das Turnier zu führen. Draußen aber auf der staublosen Grasebene wurden weite Schranken abgesteckt, Zelte und Buden errichtet, und um diese Gerüste sammelten sich wie Zugvögel Schwärme des fahrenden Volks: Spielleute, Narren, Gaukler, die rechtlosen Kinder der Landstraße mit ihren Weibern, sie, die unentbehrlichen Lustigmacher bei jedem Feste des Mittelalters. Am Morgen des großen Tages hörten die Kämpfenden zuerst die Messe, dann wurde die Anmeldung der Namen und Wappen bewirkt und die Theilung in Schaaren. Diese Vorbereitung war in späterer Zeit ein ernstes Geschäft, die Wappenschau wurde zu einer Prüfung der ritterlichen Turnierrechte, wem das Turnierrecht beanstandet wurde, der kam nicht in die Theilung; um 1200 scheint eine Prüfung des Ritterrechts nicht stattgefunden zu haben, die Prüfung der Wappen besteht aber bereits unter Rudolf von Habsburg*). — Die Groier oder Krier (Turnierrufer) schrien durch die Straßen: „Wappnet euch, gute Ritter,

*) Die Prüfer, untergeordnete Beamte, werden im Turnier von Nantes erwähnt.

wappnet euch, tragt stolzen Muth und ziehet freudig auf's Feld, erweiset eure Ritterkraft und dienet schönen Frauen." Die Haufen sammelten sich und zogen unter den Bannern ihrer Führer aus, die Posauner bliesen eine Reisenote, in froher Erwartung erhoben sich Rosse und Männer. Vor den Zugängen der Schranken ordneten sich die Schaaren, unter lauter Kriegsmusik ritten sie ein. Bevor der Turney anhob, ritten die Führer zuweilen erst allein in einer Tjost gegen einander, in diesem Fall war es Courtoisie, dem Vorreitenden nur im Einzelkampf entgegenzutreten und ihn nicht zu drängen oder abzuschneiden. Das Turnier begann, indem die angreifende Schaar einer Partei in starkem Anritt (Puneiß) mit Lanzenstich auf die gegenüberstehende traf, welche den Choc durch Gegenstoß zu pariren hatte. Thaten die Angreifer ihre Pflicht, so drängten sie, nachdem ihre erste Reihe die Speere gebrochen, im Ansturm geschlossen durch die Schaar der Gegner. Nach dem Durchritt aber mußten sie vor den Schranken schwenken und die Gegner umreitend ihre erste Position wiedergewinnen. Und diese Schwenkung war der gefährliche Augenblick, wo die getroffene Schaar der Gegner, wenn sie durch den Ansturm nicht völlig in Unordnung gebracht war, Gelegenheit erhielt, einen Theil der Angreifer abzuschneiden und gefangen zu nehmen. Hatten die Angreifer den Umritt vollendet, so wurden sie ihrerseits von dem zweiten Haufen der Gegner angerannt, wo möglich durchbrochen, und ihnen blieb überlassen, Einzelne von dieser Schaar der Gegner bei deren Tournée abzufassen. Darauf trat wieder als Ablösung und Hilfe die nächste Schaar ihrer Partei in das Spiel, und so fort, bis alle Schaaren in den Kampf geritten waren*).

Den weiteren gesetzlichen Verlauf dieser Quadrillen vermögen wir nicht mehr zu erkennen. Die Schaaren wogen

---

*) So beginnt wenigstens das Turnier bei Neuenburg, das Ulrich von Liechtenstein veranstaltet.



auf der weiten Ebene hin und her, bald sind Tjoste Einzelner, also freier Raum und Anlauf möglich, Einspringen der Knappen und Herauszerren der Gefangenen, bald drängen sich die Genossen zum Durchbruch oder zur Vertheidigung eng aneinander. — In diesem ersten Theil des Turniers führten die Kämpfer nur den Speer, kein Schwert und keinerlei andere Waffe, der Einzelne war, sobald er den Speer verstochen hatte, wehrlos und der Gefangennahme ausgesetzt, er mußte sich schleunig in den Haufen den Freunde zurückziehen, wenn ihm der Knappe nicht einen neuen Speer durch das Getümmel in die Hand legen konnte; es war also Aufgabe der Freunde, den Schutzlosen vor der Gefangennahme zu bewahren. Offenbar war das Endziel des Turniers, die Schaaren der Gegner durch Abfangen Einzelner so zu schwächen, daß sie den Widerstand aufgeben mußten; es scheint aber, daß der Kampf nicht bis zu völliger Erschöpfung und Gefangennahme der schwächeren Partei durchgeführt wurde.

Der Speerkampf des Turniers forderte von Roß und Kämpfer noch einige andere Eigenschaften als die regelrechte Tjost. Denn Auslage des Speers, Deckung des Reiters und Führung des Rosses — oder, wie man damals sagte, die Stiche — waren verschieden, je nachdem man in angreifender Schaar einen Choc mit langem Anrennen machte (Stich zem puneiz), oder ob man den Gegner von der Seite anfiel (Stich ze triviers, à travers), ob man stillhaltend oder mit kurzem Vorritt den Gegenstoß gegen die Angreifer that (Stich z'entmuoten, von antmuoti Gegenstoß; muoti ist das altdeutsche Wort für das spätere tjost), oder ob beide Theile mit Anlauf, Front gegen Front, auf einander kamen (der gute Stich ze rehter tjost), endlich ob man einen Gegner verfolgte (Stich zer volge)*).

Dem Einzelnen wurde während dieses Kampfes, der viele

*) Vergl. Wolfram von Eschenbach im Parcival 812, 9.

Stunden dauerte, die Möglichkeit gegeben, sich aus den Schranken zurückzuziehen, das Pferd zu wechseln und sich zu erfrischen. Dafür hatte jeder ansehnliche Mann seinen besondern Platz außerhalb der Schranken, am liebsten unter einem schattigen und aus der Ferne sichtbaren Baum.

Durch Tamburiren, Flötiren und Pfeifen wurde der zweite Theil des Turniers, der Schwertkampf, eingeleitet. Er galt mit gutem Grunde für weniger vornehm und wurde bei eleganten Turnieren der Frauenritter wol ganz weggelassen. Aber er war belustigend für starke Fäuste, und den Beutesuchenden die beste Zeit ihr Glück zu machen. Denn jetzt galt es nur Gefangene zu gewinnen. Die Schaaren ordneten sich dazu auf's neue, die Knappen legten ihren Rittern das Turnierschwert ohne Spitze in die Hand und wieder begann das Durchreiten. Aber der Schwertkampf Gepanzerter vom Rosse im Getümmel war nicht geeignet besondere Kunst zu zeigen; man suchte den Helmschmuck des Gegners und seinen Holzschild in Späne zu zerhauen, den Kopf desselben durch Schwertschläge zu betäuben, ihm durch Ringen vom Roß das Schwert aus der Hand zu winden, den Helm vom Haupte zu würgen, endlich den Zaum zu entreißen. Es war auch nicht Kampf des Einen gegen Einen, man suchte in Masse zu umdrängen und die Opfer abzuschneiden. Der Waffenlose wurde, während er mit Armen und Beinen um sich schlug, von dem Sieger am Zaum fortgezogen. Wer so „gezäumt" war und gezerrt wurde, der durfte, wie vornehm er sein mochte, von dem Sieger und dem Knappen desselben starke Schläge erhalten. Die Knappen führten in den Schranken keine Waffen, wol aber schon um 1250 einen Knüttel, und es war ihr besonderes Recht, den Gezäumten mit seinem Roß durch Hiebe aus den Schranken und zu dem Stande ihres Herrn zu treiben*). Die Freunde des Gezäumten durften

*) Konrad von Würzburg, Engelhard, herausgeg. von M. Haupt, S. 90. — Die Hauptstellen im Turnier von Nantes, 139 folgg.

ihn innerhalb der Schranken, wahrscheinlich nur so lange er den Helm trug, wieder befreien, wo also nicht schneller Zwang entführte, erhob sich um den Sieger ein neues Getümmel. Und dieser Kampf um die Gefangenen ballte große Haufen zusammen und schuf das wildeste Drängen, Geschrei und Kampfwuth.

War das Ende des Turniers verkündet und durch die Spielleute ausgeblasen, so mußte der Streit sofort aufhören. Dann wurde der Dank an die vertheilt, welche sich nach Meinung von Preisrichtern am besten gehalten; der Ruhm wurde gemessen nach der Zahl der Durchritte, der verstochenen Speere und der geworfenen und gefangenen Ritter. Wer aber gefangen war, schlich traurig zu den Juden, denn Roß und Rüstung waren seinem Gegner verfallen, und er mußte dem Pfandleiher Schmuck versetzen und Bürgen stellen, um die behandelte Auslösungssumme zu erhalten. Zuweilen löste der Veranstalter des Turniers alle Gefangenen beider Parteien. Dem Vornehmen geziemte seine Gefangenen niedrig zu schätzen, er entließ den armen Landfahrer, der sich durch seinen Schild ernährte, wol ganz ohne Lösegeld oder schenkte gar alles Lösegeld den armen Groiern. Das that die fürstliche Milde des Richard Löwenherz, und diese Großmuth erhob den Ruhm dieses seligen Helden über alle Edlen. Achtzehn Rosse und Rüstungen schlug er aus einem Turnier heraus und alles überließ er den Rufern und Wappenschauern an den Schranken. Da wurde mancher glücklich.

Leider war dieser ritterliche Sinn nicht immer vorhanden, ja es ist ersichtlich, daß die Turniere auch deshalb so massenhafte Theilnahme fanden, weil sie von Habgierigen als Speculation behandelt wurden. Und man sah im Turnierkampf sehr wohl, wohin das Trachten des Einzelnen ging, und unterschied solche, die um Ehre und Lob kämpften, und andere, die als Dienstmannen einer erwählten Herrin, als „Frauenritter" sich erweisen wollten; diese trugen gern ein

Zeichen geheimer Huld an Helm oder Rüstung: Schleier, Band, Fessel, sie waren zumeist Speerkämpfer und zählten die gebrochenen Lanzen und die Unfälle ihrer Gegner. Aber neben ihnen stachen und schlugen harte Gesellen, welche ihrer Faust und der Stärke ihrer Pferde vertrauend in das Turnier nur wegen der Beute zogen; und solchen war die eiserne Strenge heilsam, mit welcher der Turnierbrauch aufrecht erhalten wurde.

Die Zahl der Turnierkämpfer muß zuweilen sehr groß gewesen sein. Bei dem Turnier zu Neuenburg, welches am 31. Mai 1227 von Ulrich von Liechtenstein veranlaßt wurde, waren 250 Ritter nur in 4 Schaaren aufgetheilt, das aber war ein kleines Turnier; in der erdachten Beschreibung des Turniers von Nantes kämpfen 4000 Ritter, im Engelhard des Konrad von Würzburg 2000 Ritter, und diese Anzahl scheint im 13. Jahrhundert auch in Wirklichkeit nicht selten gewesen zu sein. Noch zum Jahr 1360 zählt die Limburger Chronik bei dem Turnier von Nürnberg 1000 Anwesende in verbundenen und gekrönten Helmen, d. h. wirkliche ritterliche Kämpfer auf*) u. s. w. Zuweilen turnierte im 12. Jahrhundert der höchste Adel allein an besonderem Tage, so 1184 bei dem erwähnten Fest Friedrich Rothbart's zu Mainz, überhaupt dem größten Fest, welches in Deutschland jemals gefeiert wurde. Dies vornehme Turnier hatte nur 20 Theilnehmer und war nur Speerkampf.

Ein solcher Massenkampf phantastisch geschmückter Kämpfer, von denen jeder für den Speerstich doch Raum zum Anlauf bedurfte, muß ein weites Feld gefordert haben und schwer übersehbar gewesen sein. Er versammelte eine ungeheure Menschenmenge und regte den leidenschaftlichen Antheil der Zeitgenossen auf, wie kein anderes Ereigniß, mehr als

*) Es ist hier, wie anderswo, auf die erfundenen oder unsicheren Angaben der Turnierbücher keine Rücksicht genommen.

eine Schlacht. Immer wurden der Frühlingsglanz des Mai, das frische Grün des Grundes, die Blüten am Baum und auf der Wiese als zugehörig mitempfunden. Darüber entzückte die Spannkraft von Mann und Roß, die heftigen Bewegungen, der unaufhörliche Wechsel leidenschaftlich bewegter Gruppen, Speerkrach und Schwertklang, das Wiehern und Schnauben der Rosse, welche die Aufregung der Reiter theilten, die Rufe der Ritter und Knappen und der Beamten des Turniers — sperâ sper, wîchâ wîch, hurtâ hurt, slahâ slach, stich und stich, jarâ! urra burra, wurrawei! (Speer her, weiche, drauf, schlage, stich, hurrah!) — Dazu unaufhörliche Erfolge und Unglücksfälle, die Gestalten und Rüstungen erlauchter Herren, bekannte und berüchtigte Reiter der Landschaft, die Tribüne mit geschmückten Frauen, die bunten Farben und Stoffe, Malerei und neue Erfindungen an Waffenkleidern und Pferdedecken, zuletzt die Menge zusammengelaufenen Volks — es waren sinnbethörende Bilder für Kämpfende und Zuschauer. Und es wird berichtet, daß solche Turniere einen ganzen Tag währten, ja mehre Tage hintereinander.

Sämmtliche Ritterspiele forderten große Kraft und Uebung. Die Ausdauer, welche Virtuosen dabei entwickelten, war außerordentlich. Der Liechtensteiner verstach einmal an einem Tage in der Tjost fünfzig Speere und ritt ein andermal zwölf Stunden im Turnier. Am meisten litten Hände und Arme, sie waren am Abend von den Stößen und der Erschütterung durch Brechen der Speere und Ruck der Schilde geschwollen, blau und mit Blut unterlaufen, ebenso die Knie übel zerstoßen. Bei alledem fällt auf, daß die Kämpfer bei der Tjost nicht häufiger verwundet und vom Rosse gesetzt werden. Durch etwa 300 Speere, welche der Liechtensteiner in vier Wochen versticht, werden sechs Gegner vom Pferde geworfen, einige leicht verwundet, er selbst erhält nur zweimal leichte Verletzungen. Unsere Herrenreiten mit Hindernissen geben fast

mehr Unfälle. — Die Turniere waren allerdings viel wilder und gefährlicher, im Gewühl vom Roß zu stürzen brachte manchem wackeren Mann den Tod oder langes Siechthum, und kaum ein Turnier mag ohne mehre schwere Unfälle vergangen sein. Aber daraus wurde wenig gemacht, wenn der Verunglückte nicht eben ein großer Fürst war.

Diese Spiele blieben seit den Kreuzzügen die elegante Leidenschaft des Standes. Wer irgend auf höfische Sitte Anspruch machte, hatte Kenntniß davon, auch wer den Turnierring nicht betreten durfte, gebrauchte wenigstens mit Behagen die fremden Ausdrücke des Sports, vor Andern der wandernde Spielmann, der darin so gut Bescheid wissen mußte wie der Knappe eines Edlen.

Nun gab es allerdings auch unter den rittermäßigen Leuten „Träge“, welche sich verlagen und ein ruhmloses Leben in Ruhe allem Tjostiren vorzogen. Selten aus frommer Beschaulichkeit. Zu den wenigen guten Lehren, welche dem deutschen Ritter von den Romanen gekommen waren, gehörte Mäßigkeit in Speise und Trunk. Die höfische Zucht weigerte der Völlerei, dem alten Laster der Deutschen, wenigstens für einige Zeit die Verklärung durch Vers und Spruch, die Dichter der guten Minnesängerzeit sangen überhaupt keine Trinklieder. Dennoch war auch in ihren Tagen das Land nicht arm an starken Schwelgen und Schlunden, die sich gegen die Vorwürfe höfischer Genossen behaglich entschuldigten. „Ich streite nicht um eure Zucht, ihr thut ganz recht, sie ist stattlich und ehrenvoll; aber mein Leben ist auch gut, es verkürzt mir die Zeit. Ich habe nicht Jagdhunde, nicht Windspiele und Falken, ich habe auch nicht so viel Rosse, daß ich zum Turnier und Ritterstreit reiten könnte, ich weiß keine Frauen, die mich gerne sehen wollten, ich habe auch kein so schönes Ritterkleid, daß ich damit durch's Land prangen möchte. Soll ich nackend zu Tanze gehen? Es ist wahr, mein Leben ist arm an Ehre, aber ich gebe es nicht um das eure. Daß ich mir oft einen Rausch

trinke, macht mir die allergrößte Freude." Diese Art von Käuzen hat keiner Periode unsrer Vergangenheit gefehlt, sie saßen als thatlose Zänker unter den Bauern und Bürgern und schnallten die rostige Rüstung nur an, um einmal der zornigen Hauswirthin ein Rind oder ein Stück Tuch in das Haus zu schaffen. Ihre ausgebildete Trinklust galt in der guten Zeit des Ritterthums für eine veraltete Unart. Aber sie erlebten die Freude, daß bald anspruchsvolle Standesgenossen in wüstem Becherturnier eine Ehre suchten, welche das Knie weniger scheuerte als die Ehren des Turnierplatzes.

Doch auch auf die höfischen Turniergenossen legte sich ein Fluch, welcher jeden trifft, der friedliche Arbeit verachtet. Und es war eine besondere Strafe, daß dieser Fluch sie zuerst gerade da schlug, wo sie am stolzesten waren, in ihrer Waffentüchtigkeit. Seit die Ausbildung des reisigen Mannes für Sport und Turf der Stechbahn Hauptsache wird, ist seine Brauchbarkeit im Kriege auffällig verringert. Dieselbe Zeit, welche den gepanzerten Reiter mit einer Ehre und Poesie umgiebt, die ihn hoch über seinen Ahnherrn, den Bauer, ja über seinen Nachbar, den Bürger, erheben will, bereitet ihm in den Schlachten eine Niederlage nach der andern. Die Horden der Mongolen, die leichten Reiter der Ungarn erdrücken seine Haufen, bald schwingt der nackte Bauer und Bürger bei Morgarten, Laufen, Sempach siegreich seine Hellebarde gegen ihn, endlich auch der böhmische Landmann seine Holzkeule. Wir sehen wohl, wie das kam. Die Bewaffnung des Ritters wurde durch die Turnierspiele unpraktischer. Erst unmittelbar vor der Schlacht konnte er seine schwere Rüstung anlegen, auch seine Rosse mußten bis zu der Action geschont werden, der Beginn jedes Treffens forderte große Vorbereitung, der Verfolgung fehlte die Behendigkeit. Ein Ritterheer mochte günstige Entscheidung herbeiführen, wenn es einmal mit gleich geschulter höfischer Schaar zusammenstieß. Es war unbehülflich gegenüber einem Kriegsvolk, welches behendere Bewaffnung

hatte und nicht besondere Ehre darin fand, in rechter Tjost oder à travers einzubrechen. Dazu kam, daß die Uebungen mit dem Speer und Turnierschwert an einen Kampf mit gewissen Rücksichten gewöhnten, sie machten freien Raum für den Anlauf nöthig oder ein langes Schlagen auf die eiserne Rüstung und ein Ringen mit dem Feinde, sie waren durchweg Zweikämpfe oder willkürliches Aussuchen eines Gegners. Der Ritter wendete den Brauch und Ehrgeiz der Tjost und des Turniers immer auf die Schlacht an; Speere an den Feinden zu verstechen, ihren Haufen im übermüthigen Hurt zu durchreiten, oder den Feind beim Zaum zu fassen und Roß und Rüstung sorglich aus der Schlacht in Sicherheit zu bringen, das wurde ihm Hauptsache. Friedrich von Oesterreich wurde im Jahr 1246 von den Ungarn hinterrücks überfallen, weil er sie wie eine feindliche Turnierschaar ansah, die erst auf ein gegebenes Zeichen losbrechen werde, und unterdeß vor der Front seinen Haufen sorglos ermahnte*). Jeder einzelne erprobte Ritter war vielleicht mehren Kriegern zu Fuß überlegen, aber seine ganze kriegerische Ausbildung war auf die Virtuositäten des Einzelkampfes berechnet, je stärker die Massenwirkung des Krieges, desto geringer wurde seine eigene Leistung. Nicht die Erfindung der gegossenen Büchse und des Handrohrs hat die reisige Cavallerie des Mittelalters überwunden, sie ist gerade durch ihre eigenthümliche rittermäßige Ausbildung verdorben worden, weder bei Schweizern noch bei Dithmarschen war es das Pulver, welches die stolze Schaar der Gepanzerten fällte.

Auch die ritterliche Gesinnung, welche in den Kämpfern leben sollte, vermochte sich in einer rauhen Wirklichkeit nicht lange zu behaupten, und schon in der Zeit Wolfram's von Eschenbach machte ein Theil der Edlen und eine Mehrheit ihrer Ritter die Mode des artigen Stechens zwar mit, zumal

*) Nach Ulrich von Liechtenstein, S. 527.

wenn ein Gewinn zu hoffen war, aber ihr Tagesleben verlief in ganz anderen Interessen. Selbsthilfe und Gewaltthat waren allgemein, und Raub auf der Landstraße, das alte Laster der reisigen Dienstleute, wucherte in der Zeit ritterlicher Virtuositäten so arg wie nur je. Seit den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts werden die gemeinschädlichen Laster der Ritter als ein unerträgliches Leiden des Landes beklagt. Und die Vornehmsten galten nur zu oft für die Beschützer dieses Unwesens. Wer eine Fehde ansagte und seine Forderung durch Krieg durchsetzte, den er mit erwähltem Gegner auf eigene Hand führte, übte noch ehrlichen Ritterbrauch; aber jede Art von Untreue, Wortbruch, tückischem Ueberfall wurde allgemein, und derselbe Ritter, der geladen von seinem Herrn stattlich zum Turnier zog und am Hofe desselben höfisch zu tanzen und zu essen wußte, lebte oft auf seiner Burg mit harten Speergesellen als Räuber, und ritt als Schächer in der Dämmerung zum Waldesdickicht, dort auf arme Reisende zu lauern, ja er brach ohne jeden Vorwand bei hellem Tag in die benachbarten Dörfer, zündete Gehöfte an, trieb die Heerden weg, tötete und verstümmelte die Bewohner.

Dies war die Kehrseite der stolzen Hingabe an Waffenwerk und eine Kriegerehre, welche ihre Befriedigung nur im Kampf und in den Erfolgen des Turnierrings suchte. Mancher hochgesinnte Minnesänger fühlte vor seinem Ende die Schwere des Fluches, der sich auf das Leben seines Standes gelegt hatte, und er sah noch, wie der üble Teufel viele in das Höllenfeuer riß, welche er selbst für die Lieblinge der hohen Frau Ehre erklärt hatte. Kaum einer hatte sich so behaglich die wirkliche Welt zu einem ritterlichen Rosengarten umgeträumt, der mit seidener Schnur und bunten Speeren abgegrenzt war, als Ulrich von Liechtenstein. Er hatte sein Sommerleben verstochen und versungen; auch nachdem er seine vornehme Herrin wegen schnöder Behandlung, die sie ihm zugetheilt, verließ, hatte er eine andere gefunden, die

gefälliger war, und er besang ihren Mund und weißen Leib als Sachverständiger, während er bei seiner Hausfrau saß und seine Kinder in Zucht unterrichtete. Doch auch er sollte gewaltthätig an den deutschen Winter gemahnt werden, und da sein Leben in die Jahre fällt, wo sich alte und neue Zeit feindlich scheiden, so darf hier aus demselben Buch, aus welchem früher seine ritterliche Huldigung mitgetheilt wurde, auch eine kurze Anekdote nicht verschwiegen werden, welche weit andere Zustände seiner späteren Lebensjahre erkennen läßt. Leider ist sein Bericht gerade für das, was wir darin suchen, ziemlich dürftig. Ulrich erzählt in seinem Frauendienst (nach Lachmann S. 537) Folgendes:

„In dieser Zeit — es war am 26. August 1248 — widerfuhr mir ein unbilliges Ungemach von zweien; die ich hier nennen will; der eine hieß Herr Pilgerin von Kars, der war mein Erbsasse, der hatte mir oft gedient, auch ich war ihm hold und oft in meinem Hause in seiner Gesellschaft froh gewesen. Der andere hieß Weinold, er war mir auch aufrichtig lieb, ein übergroßer Mann, mit dem ich viel Scherz trieb, sein Leib war ungestalt, sein Mund voran mit schlauen Reden, aber sein Herz barg weiß Gott geheime Untreue. Es war am dritten Tage nach St. Bartholomäus um Mittag, ich lag nach dem Bade in meiner Kammer, da kamen diese zwei nach Frauenburg an mein Thor. Mein Gesinde hieß sie Gott willkommen; sie dankten artig mit freundlicher Geberde und Herr Pilgerin sprach: „Sagt an, was schafft mein Herr?" Die Meinen versetzten: „Der Herr hat sich schlafen gelegt." Er sprach: „Das ist große Trägheit, geht zu ihm, bittet ihn aufzustehen, ich wünsche ihn bald zu sprechen." Mein Kämmerer kam zu mir und sagte mir das, ich stand willig auf, ging zu ihnen und empfing sie herzlich, hatte mir Hosen, leinenes Unterkleid, Kürse (Pelzweste) und Mantel angezogen. Ich umfing beide und sprach: „Vielliebe Freunde, seid mir Gott willkommen," nahm sie bei der Hand und führte

sie auf eine schöne Bank unter einem Söller. Mich freundlich zu erweisen ließ ich zu trinken hinbringen und frug: „Wollt ihr etwas essen?“ „Wer frägt, der will nichts geben,“ versetzte Herr Pilgerin. Man brachte uns Speise, Meth und Wein, wir aßen und waren froh.

Da begann Herr Pilgerin: „Herr, wollt ihr nicht heut zur Nacht etwas mit dem Falken beizen?“ „Nein, ich will es diesmal wegen des Bades lassen.“ Da sprach der ungetreue Mann: „Nehmt den Falken um meinetwillen, ich werde euch dafür verbunden sein. Wir haben zwei Sperber mit uns gebracht und dachten hier zu beizen.“ Da sprach ich: „Freund, geschieht euch mit dem Falken ein Gefallen, so reite ich sogleich mit euch.“ Ich ließ also meinen Leuten kund thun, daß sie Vogelhunde und Federspiele auf das Feld führten. So sandte ich die Meinen von mir und wenige blieben bei mir zurück. Auch diese trieb Herr Pilgerin fast alle fort, sandte den einen dahin, den andern dorthin. Als ich allein bei ihnen saß, da winkte er seinen Knappen, von denen zwei bereit standen und zu meinem Thurm traten. Weinold aber und Herr Pilgerin fuhren auf, zückten Messer, fielen beide auf mich und stachen mir mit den Messern drei Wunden. Die Kürse und den Mantel wand mir Herr Pilgerin um den Hals und zog mich zu meinem Thurm. Ich rief kläglich laut: „O weh, o weh, was hab' ich euch gethan? um Gott, laßt mich am Leben!“

Es hatten diese zwei Männer ihre Knechte beim Thor gelassen, jetzt unterstanden sie sich in das Haus zu dringen und was man von meinen Leuten darin fand, herauszutreiben. Mein Weib lief zu mir und schrie: „O weh, was soll das sein?“ Die zwei ungetreuen Männer sprachen: „Wollt ihr eure Ehre behalten, Frau, so geht sogleich vor das Thor, dort findet ihr eure Leute, und macht euch fort von uns. Wir wollen ihn und all sein Gut haben, oder es muß sein letzter Tag sein.“ Die Gute sah mich mit Thränen an; ich sprach:

„Geht schnell hinaus, wenn euch eure Ehre lieb ist, und bleibt nicht länger bei mir.“ Da ging sie mit meinen Kindern auf das Thor zu. „Frau, laßt uns euren Sohn hier,“ sprach zu ihr Herr Pilgerin, nahm ihr das Kind von der Hand, und was er bei den Frauen von Kleidern und Kleinoden sah, das nahm er ihnen alles, gegen Rittersitte, und trieb sie so vor das Thor; mein Sohn blieb bei mir zurück.

Mein Weib und mein Gesinde schieden gezwungen, sie fuhren im Jammer dahin den geraden Weg nach Liechtenstein. Schnell wurde die Märe überall in der Gegend bekannt, von meinen Freunden waren in kurzem wol drittehalb hundert oder mehr bereit. Meine Freunde von Judenburg waren schnell auf und kamen nach Frauenburg. Ich sah es ungern, denn es schaffte mir fast den Tod. Da sie an die Burg herankamen, nahm mich Herr Pilgerin, führte mich zu einem Söller und sprach: „Wollt ihr das Leben behalten, so heißt diese von hinnen fahren;“ er band mir ein Seil um den Hals und rief: „Ich hänge euch sogleich über dem Söller ihnen gegenüber auf, damit sie die Lust zu stürmen verlieren. Ich fürchte sie alle nicht mehr als ein Ei.“ Kläglich laut schrie ich den Bekannten zu: „Was wollt ihr? Ihr seid thöricht, wollt ihr mich töten? Ihr könnt mich auf die Art nicht erlösen von diesem großen Unglück. Kommt ihr näher so bin ich tot, und ihm könnt ihr doch nichts schaden.“ So drohte ich, so bat ich, bis sie von dannen fuhren und mich gefangen zurückließen. In der That litt ich große Noth, man drohte mir oft, ich müßte sterben, sobald es Tag würde. Als der nächste Tag anbrach, bereitete ich mich zum Tode; ich suchte nach, ob in dem Thurm, wo ich gefangen lag, etwas von Brot zu finden wäre; ich fand ein Brosamen, das hob ich weinend auf, kniete nieder und klagte dem, der in alle Herzen sieht und dem man nichts verhehlen kann, meine Sünde, nahm dann weinend das Brot als seinen Leib, wie Brauch ist, und empfahl ihm meine Seele.

Da trat Herr Pilgerin zu mir ein, er war gerüstet mich zu töten. „Und wollt ihr länger athmen, so sagt, was ihr uns geben wollt.“ Ich sprach: „Ich gebe euch alles, was ich habe und was ich je gewinnen mag.“ — Wie feindselig mir der Treulose war, die Lösung half, daß ich gerettet wurde; er dachte: ich nehme sein Gut und thue dann doch noch meinen Willen an ihm. Er befahl mich an eine unmäßig große Kette zu schmieden, und fürwahr, darin ward mir mancher Tag lang. In dieser Noth rieth mir mein Herz, meiner Frau ein Lied zu singen. Manchem dünkte wunderlich, daß ich Neues sang, während ich in solchen Nöthen lag, ich aber wollte die nicht vergessen, die ich zur Herrin meines Lebens gemacht hatte.

Ich lag gefangen ein ganzes Jahr und drei Wochen. Ich litt viel Ungemach, oft war mir der Tod nahe; oft hätte er mich beinahe erschlagen, mit Messer und Schwert drang der heftige Mann oft auf mich ein.

Endlich ward Graf Meinhard von Görz uns vom Kaiser als Herr in das Steierland gesandt. Als dem ehrliebenden Mann meine Gefangenschaft berichtet wurde, war es ihm von Herzen leid; der Wackere kam mit vielen Herren nach Frauenburg geritten, er machte mich ledig, ich mußte als Pfand des Vertrages dort lassen meine zwei Söhne und zwei Kinder (die Töchter). Später löste ich meine Burg wieder ein, mit welchen Kosten, das will ich verschweigen und lieber von Fröhlichem sprechen. Als ich der Gefahr entledigt war, wurde ich wieder, wie ich früher gewesen, ich hatte viel Gut verloren; was mehr, ich gewann meinen Frohsinn zurück. Ich sang neue Lieder, aber die rechte Freude war krank in Steier und auch in Oesterreich, alle lebten traurig, die Reichen waren schlecht gesinnt, sie thaten einander Leides und dachten nur an Raub, der Frauendienst lag darnieder, auch die Jungen verschwendeten lästerlich ihr Gut, Rauben war ihre stete Gewohnheit, ihr Leben verlief übel.“

Soweit der Bericht des Liechtensteiners. Er sagt leider nicht, was seinen untreuen Mann zu der Missethat gestachelt hat. Erwägt man, wie ein alter Gönner Ulrich's, der Graf Görz, die Sache mit einem Vergleich endet und dem Uebelthäter eine starke Abfindungssumme gewährt, so möchte man meinen, daß die Gefangenschaft Ulrich's noch einen andern Grund hatte als die Raubsucht seines treulosen Vasallen und einiger Spießgesellen. Aber die Erzähler des Mittelalters verstehen ausbündig die Kunst das zu verschweigen, was ihnen ungemüthlich ist. Dafür gönnt uns Ulrich das Lied, das er im Kerker seines eigenen Thurmes, in Eisen geschmiedet, an seine vertraute Herrin dichtet, während sein Sohn in den Händen des Todfeindes ist und sein Weib mit den übrigen Kindern bei seiner Sippe das Flüchtlingsbrot verzehren muß. Er blieb der höfische Frauenritter bis zu seinem Ende. Der tieferen Natur Walther's von der Vogelweide wurde der Schmerz nicht erspart, daß ihm sein früheres Leben schaal und inhaltslos erschien.

Unter den ersten Habsburgern, unter Ludwig dem Baier und den Luxenburgern ging den Rittern in harten Jahrzehnten vieles von der höfischen Bildung verloren, Sprache und Sitte wurden bäurischer und roher, in kleinen Fehden und Wegelagereien verthat sich ihr kriegerischer Muth. Oefter muß im Folgenden die Rede sein von der Einwirkung, welche die Ritter auf alte und neue Landschaften der Deutschen ausübten.

In Rüstung und Reiterbrauch kam Neues auf. Die Rüstung wurde massiger, einzeln erscheinen die Schienen. Schon Ulrich von Liechtenstein hatte in späteren Jahren eine Brustplatte über sein Eisenhemd gelegt, gegen Mitte des Jahrhunderts fing man an auch das Ritterroß mit Eisen zu bedecken. Aber die Schienen kamen wieder einmal aus der Mode, um 1350 wurden plötzlich die alten Schuppenpanzer und Eisenhauben modisch, und 1389 warfen die Ritter gar

auf kurze Zeit ihren Schild bei Seite*). — Bei Tjost und Turnier häuften sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Unglücksfälle, vergeblich mühte sich die Kirche die Turniere zu verbieten; damals scheint der Gebrauch einer Speerspitze ohne Widerhalt — das Scharfrennen — aufgekommen zu sein. Diese Unsitte blieb deutsche Eigenthümlichkeit**), auch der furiöse Anlauf in gestrecktem Galopp galt bis an's Ende des 15. Jahrhunderts als deutscher Brauch.

Die Ritterwürde selbst verlor schnell an Bedeutung. Sie wurde reichlich ausgetheilt, von König Rudolf und Ludwig dem Baier gern an Städter; auch Bischöfe schlugen zu Rittern, z. B. 1298 der Bischof von Straßburg, und sein Ritterschlag erschien besonders ansprechend, denn er trug den neuen Rittern dreifaches Gewand von kostbarem Stoff ein. Sogar ein Zwerg im Gefolge König Rudolf's und des Bischofs von Basel wurde mit dem Schwertgurt geschmückt und stolzirte als Ritter Konrad im Gesinde. Der Hohenstaufe Friedrich II. hatte zuerst einmal durch Brief den Rittergurt ertheilt, unter den Luxemburgern geschah dies häufig, bereits um Geld.

Wichtiger war eine andere Veränderung. Die Privilegien der Ritterschaft waren in den Kreuzzügen und den Römerfahrten des 12. Jahrhunderts eine persönliche Ehre des schwergepanzerten Reiters, welche Freigeborenen wie Unfreien ertheilt wurde, wenn letztere durch die Gunst ihres Herrn in Stand gesetzt waren mit Reiterschild zu dienen. Damals war es eine aristokratische Bestimmung in dem Ordensstatut der Templer und hundert Jahre später der Marianer, daß nur Freigeborene in ihre geistlichen Orden treten durften. Denn dadurch waren — dem Statut nach — nicht die freien Stadtbewohner, wol aber die meisten Dienstmannen und ihre Söhne ausgeschlossen. Die herkömmliche Ausstattung des Reiters für den Kriegsdienst

*) Die Limburger Chronik verzeichnet die wechselnden Moden der Rüstungen.

**) Meisterlin, Chronik von Nürnberg II, 13.

aber war ein Lehngut oder Hofgut, das ihn in den Stand setzte Roß und Knecht zu halten. Diese Lehngüter wurden allmählich erblicher Besitz der begabten Familien. Da geschah es, daß Ritterwürde und Lehnbesitz sich nicht decken wollten. Einmal wurde der Zudrang zum Ritterthum im 12. Jahrhundert groß, bei jeder Heerfahrt hatten König und Edle das Interesse die Zahl der Ritter zu steigern, es entstand ein Ritterproletariat, welches den Kaisern, die selbst Ehre der Ritterschaft hochhielten, ebenso lästig war als den friedlichen Arbeitern des Landes. Und wieder auf den erblichen Lehngütern saßen auch Träge und Rohe, welche Rittersitte nicht übten, und wenn ein Lehngut erledigt war, kamen die Herren in Versuchung dasselbe an nützliche Leute zu geben, die bis dahin dem Ritterorden nicht zugehört hatten. Daher bemühten sich die Hohenstaufen, zuerst Pfaffen- und Bauernsöhne von Ritterschaften auszuschließen (1187), dann unter Friedrich II. die Ertheilung eines freien Lehnguts von rittermäßiger Geburt durch Vater und Großvater abhängig zu machen.

Diese Bestimmungen des Lehnrechts wurden nicht mehr beobachtet als andere Reichsgesetze. Aber sie drückten eine Tendenz aus, welche im Ritterthum bereits vorhanden war, und sie beförderten deshalb etwas anderes, als die Gesetzgeber wahrscheinlich beabsichtigt hatten. Nicht die Ritterwürde und die gepanzerten Heergesellen wurden dadurch gehoben, sondern die Familien mit rittermäßigen Vorfahren. Als das Ritterthum verfiel, der Zudrang zu den Turnierplätzen aufhörte, der Schwertgurt von unritterlichen Kaisern achtlos verliehen wurde, da suchten viele, welche durch ihren Lehnbesitz zum gepanzerten Felddienst verpflichtet waren, nicht mehr die Ritterwürde, aber sie führten den Ritterschild mit dem Wappen der Vorfahren und beanspruchten die wesentlichen Ehrenrechte des Ritterthums als erblichen Vorzug. So hörten allmählich im 14. Jahrhundert diese Rechte: Wappenschild, Rüstung und Turniertheilung auf ein persönlicher Vorzug zu sein, welcher

nur durch Verleihung des Rittergurts erworben wurde, sie wurden ein erbliches Recht der Familien, nicht nur der Nachkommen, welche im Lehnbesitz waren, auch ihrer besitzlosen Verwandten. Die Wappen der Vorfahren gewinnen deshalb höhere Bedeutung, rittermäßige Abkunft wird werthvoller als die Ritterwürde selbst, obgleich diese einzelnen Ritterbürtigen noch ertheilt wird und außerdem immer neue Familien mit den Vorrechten des Ritterstandes versieht, den älteren Besitzern der Vorrechte nicht zur Freude.

Ein neuer erblicher Stand bildete sich und war bemüht sich in Ehe und Geselligkeit vom Bauer und Bürger zu scheiden. Aber er hatte keinen Namen. Die meisten der Männer, welche ihm angehörten, waren nicht mehr Ritter, jeder Kundige wußte, daß sie nicht vom Adel waren; das alte Wort Degen, welches einst die reisigen Lehnsleute bezeichnet hatte, war in der höfischen Ritterzeit außer Gebrauch gekommen. Durch das ganze 14. Jahrhundert schwankte die Sprache wie verlegen. Endlich entschied die enge Verbindung der Ritterbürtigen mit den Familien der Freien und Edlen, und der Umstand, daß dem Volke die Achtung vor adlichem Blut überhaupt vermindert wurde. Unter den Hohenstaufen hatte man die Söhne aus rittermäßigen Familien, welche neben edlen Knaben Ritterdienst lernten, wie diese „edle Knechte" genannt, um sie von anderen Reisigen zu unterscheiden; am Ende des 14. Jahrhunderts gewöhnte sich das Volk, die rittermäßigen Familien als Adel dem Bürger und Bauern gegenüber zu setzen.

Und merkwürdig ist, wie zäh und treu die Familien der reisigen Lehnsleute die Traditionen des Ritterthums, die ihnen aus der Zeit Friedrich Rothbart's überliefert waren, bewahrten, die Turnierbräuche, in Jahrzehnten roher Fehde fast vergessen, wurden doch immer wieder an den Fürstenhöfen in Uebung gebracht; wenn in Deutschland ritterliches Spiel darnieder lag, wurde es durch die abenteuerlichen Kreuzfahrten, welche

normännische und flandrische Herren nach dem neuen Ordensland Preußen unternahmen, aufgefrischt.

In dieser Zeit des absterbenden Ritterthums schrieb etwa um 1400 ein wackrer Thüringer, der Chronist Johannes Rothe aus Creutzburg, in poetischer Form ein Büchlein, „Riterspiegel," worin er Brauch und Recht des Ritterthums darstellt, und einer schlechten Gegenwart die Auffassung gegenüberstellt, wie sie in den Besseren seiner Zeit lebte. Sein Gedicht ist für Kenntniß dieser Verhältnisse sehr werthvoll und nicht zur Genüge gewürdigt*). Aus ihm wird hier im Auszuge mitgetheilt, was damals unter Ritterschaft verstanden wurde. Johannes Rothe berichtet wie folgt:

„Niemand hat Adel, als wer nach Lehnrecht rittermäßige Leute zu Mannen haben darf. Ritter und Knechte sind im Dienst der Edlen, man giebt ihnen nicht den Beinamen edel, sondern gestrenge. Wer von seinen Eltern wacker und ehelich geboren ist und selbst nicht unehrlich geworden, der kann durch Erwerb eines Lehngutes, das ihm ein Edler oder Fürst giebt, zum Ritterschild kommen, wenn ihm sein Herr oder Fürst den verleihen will.

Jetzt aber hat der Ritterorden keine große Geltung, Räuber und Diebe haben ihm Ehre und Werth genommen, auch sind viele nicht auf richtigem Wege in den Orden gekommen.

In früheren Zeiten wurde man Ritter durch den Schlag eines Herrn, darauf ging der Knappe in die Kirche und wurde unter der Messe in den Orden aufgenommen von einem Priester, der ihm sein Schwert, seinen Ritterschmuck und Sporen segnete, dabei schwor er einen Eid, daß er ein Verfechter der heiligen Christenheit sein wolle, das Reich nach geschriebenem Kaiserrecht vor Schaden behüten, Wittwen und Waisen beschirmen, Ketzern und ungläubigen Heiden schädlich sein. Darum legte ihm der Priester an seine Hand den goldenen

*) Herausg. von Karl Bartsch, Mitteldeutsche Gedichte, 1860.

Fingerring und mahnte ihn dabei zur Treue gegen Gott. Dann war ihm als Ritterrecht gesetzt, daß er auf der Straße nicht ohne Diener oder Knecht gehen durfte.

Niemand sollte nach Recht zum Ritter schlagen, als wer selbst ein Edler ist, von dem man Lehn empfangen darf, und selbst ein frommer Ritter. In unserer Zeit aber werden viele zu Rittern auf einem Wege, der ihnen keine Ehre giebt; diese trauen sich nicht in ein Turnier zu reiten.

Denn jetzt giebt es dreierlei Ritter, erstens solche, die weder Ehre noch Gut haben, sie sind Wegelagerer und ehrlos. Die zweiten haben zwar Lehngut von den Edlen, aber obwol ihre Güter frei sind, so nähren sie sich doch nur von Raub und anderen unehrlichen Sachen, sind Kuhritter und entehren Klosternonnen. Kommen sie zu einem Turnier gezogen, so werden sie vielleicht sehr geschlagen von frommen Rittern und Knechten, die von ihren Klosterthaten gehört haben. Sie tragen Gold und schöne Kleider, aber sie mögen sich ihrer schämen, denn sie halten Diebe und Mörder, mit denen sie den Raub theilen. Auch wenn sie jemandem eine Fehde vorher ansagen, so rennen sie schon in das Feld, während der Brief noch unterwegs ist, und bevor der Andre den Fehdebrief gelesen hat, haben sie schon die Kuh gegessen. Nur die sind wahre Ritter, die für ihre Fürsten um gerechte Sache und zu gemeinem Nutzen gegen des Landes Feinde streiten, oder die zum heiligen Grabe ziehen und sich dort zu Rittern weihen lassen. Nicht mit dem Sacke dient der Ritter, wie Bürger und Bauer, sondern mit seines Leibes Stärke folgt er dem Herrn in saurer Arbeit.

Zur Ritterschaft gehören sieben besondere Ehren. Zuerst das Schwert welches durch Ritterschlag zugetheilt wird; zweitens ein goldner Fingerring mit einem Edelstein, der an den Goldfinger gesteckt wird; drittens ein frommer Knecht, der dem Ritter beständig aufwartet und ihm sein Schwert nachträgt, denn dem Ritter ziemt nicht das Schwert selbst zu tragen

wie ein Büttel. Viertens ist sein Recht, Gold an seinem Leibe und eine goldene Spange an seinem Gewand zu tragen, fünftens ein buntes Kleid von mehrerlei Farben. Sechstens führt er den Ehrennamen Herr, den er nicht seiner Herkunft verdankt (nicht von sîme geslechte), sondern der eigenen Tüchtigkeit, und endlich hat er das Vorrecht, daß man nach Tische Wasser über seine Hand gieße und ihm ein reines Handtuch reiche.

Ein richtiges Wappenschild muß Silber oder Gold in Feld oder Bild weisen; fehlt eines der beiden, so ist es kein Wappen. Goldenes Metall gilt mehr als silbernes. Zwei gute Farben gehören zum Feld und Bild; je mehr ein Schild Farben hat, desto minder wird das Wappen geachtet, je weniger Bilder darin stehen, desto adlicher ist es u. s. w.

Ein Ritter soll sich begnügen an den Einnahmen, die ihm sein Erbe bringt, und was ihm Gott bescheert im Dienst oder an Sold und Gold, Silber und Geschenken. Wird ihm das zu wenig, so darf er freilich kein Handwerk treiben; es kann auch nicht jeder zu Hofe kommen oder ein Fürstenamt erhalten. Da ist ihm erlaubt sich mit einem Andern zu gesellen, der Handlung treibt und aus fremdem Lande Güter bringt; in diesen Gütern soll er seinen Antheil am Geschäft nehmen, so weit er sie im Hause gebraucht. Ferner darf er Pferde-Handel und -Zucht treiben. Er darf Handarbeit nicht üben, aber wol seine Pferde beschlagen und die kranken mit Arznei heilen. Bei seiner Ernte darf er in der Scheune das Getreide einbansen helfen, bei der Feldarbeit darf er auf seinem Rosse eggen; Pfeile, Bolzen, Köcher darf er verfertigen, sein Geschütz zurechtmachen und Büchsen gießen. Auch um seine Viehzucht darf er sorgen, um Rinder, Schafe und Schweine.

Will ein Ritter seinem Feinde Schaden thun, so soll er offen zu Werke gehen und seine Ehre dadurch behüten, daß er ihm drei ganze Tage vorher die Fehde anzeigt. Hat er seines Feindes Erbe in Besitz genommen und ihn gefangen,

so soll er ihn nicht in Grund verderben, sondern er soll ihn so schatzen, daß das Erbe die Schatzung ertragen kann; ist er ehrbar, so entlasse er den Gefangenen gegen Gelöbniß. Niemanden soll man so schatzen, daß er zum Bettler wird. Wer das thut, wird ehrlos und einem Räuber gleich geachtet.

Einem guten Ritter steht es wohl an, wenn er lesen und schreiben kann; ist er gelehrt und kunstvoll, so wird es sein Glück.

Ein vollkommener Mann soll siebenerlei Behendigkeit haben. Er soll verstehen reiten, schnell auf- und absitzen, traben und rennen, umwenden und im Reiten etwas von der Erde aufheben. Zum zweiten soll er schwimmen und tauchen, zum dritten schießen mit Armbrust, Büchse und Bogen, zum vierten klettern an Leitern, Stange und Seil, zum fünften gut turnieren, stechen und tjostiren, zum sechsten ringen, pariren und fechten mit der linken Hand wie mit der rechten, und weit springen, zum siebenten wohl aufwarten bei Tische, tanzen und hofiren und das Bretspiel verstehen.

Jedermann wird der Meinung sein, daß der Bauer sich besser dazu eignet ein Wappen zu tragen, als ein anderer Handwerksmann, auch wenn dieser größer, stärker und reicher ist. Denn der Bauer ist von Jugend auf gewöhnt an harte Arbeit, an Sonnenhitze und die Kost von Wasser und Brot, wenig schlafen und viel wachen, im Harnisch Tag und Nacht, mit Mühe heben und tragen.

Denn Adel wird dem ersten Ahnherrn nicht angeboren, er steigt auf und fällt. Der eigne Mann kann durch die Hand des Herrn frei gegeben werden und dann, selbst wenn er nicht ein Freigut erwirbt, als frommer Zinsbauer leben. Seine Kinder ziehen in die Stadt, mehren das Gut im Schutz der Stadtfreiheit, und wieder ihre Kinder reiten in einen Herrenhof und treten in den Dienst eines Edlen, und sind sie brauchbar bei Fechten und Streiten, so belehnet sie ihr Herr mit einem Freigut, das ihm durch den Tod der Besitzer

zufällt. So werden sie Mannen eines edlen Herrn. Und halten sich wieder ihre Kinder tüchtig, so werden diese zu Rittern geschlagen. Erlangt der Ritter aber Schlösser und wird er ein wohlhabender und fester Mann, so wird er mit allen seinen Kindern edel gemacht. Jetzt kann er Mannlehen verleihen und selbst rittermäßige Leute halten; entziehen diese sich nicht ihrem Dienste und helfen sie ihm in seinen Kriegen, so wird wieder sein Sohn ein Graf des Reiches. Gewinnt dieser das Ansehn eines großen Herrn, erwirbt er das Land eines Fürsten oder belehnet ihn der König damit, so wird er gefürstet, und stirbt der König oder Kaiser, so kann ihm Gott die Ehre bescheeren, daß er an seiner Statt gekäret wird. Manneswerth und Kraft gewinnt, sorgloses Vergeuden wirft nieder."

So frei und groß war noch um das Jahr 1400 die Ansicht über die Bewegung deutscher Volkskraft im Staate!

2.

Aus deutschen Dörfern.

(1200—1500.)

Es war ein alter Zwiespalt zwischen der Arbeit des Friedens, in welcher der Deutsche als emsiger Hauswirth schaffte und doch nicht seine beste Ehre fand, und zwischen der wilden Arbeit des Krieges, welche Geschaffenes zerstörte und doch durch die begeisterte Poesie des ganzen Volkes verklärt wurde. Dieser feindselige Gegensatz zweier großer Kreise von idealen Empfindungen war seit den Kreuzzügen in Ständen verkörpert, dort Bürger und Bauern, hier die Ritter und ihre reisigen Knechte. Durch die gesammte Geschichte unserer Nation zieht sich von da ab der Streit zwischen Arbeitenden und Beutesuchenden; erst die Neuzeit hat dafür Versöhnung gefunden.

Groß war in den Jahren des reisigen Minnegesangs die Abneigung zwischen Hof und Dorf, zwischen höfisch und bäurisch; die Ritter sahen aus ihrer Trinklaube hochmüthig auf die Dorflinden und den grünen Anger hinab, die Bauern feindselig auf die gepanzerte Schaar am Waldesrand. Viele Jahrhunderte hatten gearbeitet den Stolz des Landmanns zu verringern; nicht nur wer den Ritterschild trug, auch der Handwerker in der Stadt fühlte sich in besserem Recht und höherer Kunst als der Bauer. Uns ist möglich Einblick in das Gemüth des Landvolkes und in viele Einzelheiten seines Lebens zu erhalten. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts haben die Handschriften manchen unschätzbaren Zug aus dem

Leben des Bauern überliefert. Mit Erstaunen erkennen wir aus solchen Quellen, daß der Landmann damals in ganz anderer Weise ein Theil der Volkskraft war als viele Jahrhunderte später.

Der Leibeigene zwar stand nicht nur unter hartem Druck, er war auch gering geachtet, durch schlechte Tracht, durch kurzes Haar mußte er sich äußerlich von dem Freien unterscheiden. Der freie Bauer aber und wer als Höriger mit besserem Recht unter einem Herrn saß, fühlte sich mit Recht als Bewahrer der heimischen Sitte, das Schwert an der Seite schritt er zur Versammlung unter dem Baume oder am Gerichtsstein des Dorfes. Und stammte er von vier freien Ahnen und saß er auf drei freien Hufen, so war nach altem Sachsenrecht sein Rang höher als der eines Ritters, in dem unfreies Blut war, und wer ihn schädigte, der hatte es zu büßen wie einem von Fürstengeblüt. Gerade nach 1200 fing der Bauer an seinen Acker sorgfältiger zu bestellen, es scheint um diese Zeit aufgekommen zu sein, dem Sommerfeld vor der Saat die zweite Furche zu geben. In der Nähe der reichen Klöster gedieh auch feinere Gartencultur, schon wurden die Weinberge eifrig gepflegt, und in den Niederungen des Rheins, bei Holländern und Flämingen blühte eine Ackerwirthschaft des Moor- und Sumpfbodens, welche durch zahlreiche Colonisten dieser Stämme in die Elblandschaften und bis tief in den Osten getragen wurde.

Wohlhäbig steht der größere Bauer in seinem Hofe, fröhlich, vergnügungslustig tummelt sich das junge Volk in den Dorfgassen und auf dem Anger. Zwar ist der Titel Herr nach höfischem Brauch die Ehre des Ritters, aber in freundlichem Verkehr wird auch der Bauer Herr genannt, nicht nur von seinen Knechten, ebenso von den Hofleuten; „stolz“ ist ehrendes Beiwort der Burggenossen, aber auch das Bauermädchen wird als „stolze Magd“ von dem Ritter gerühmt. Unvermindert ist die alte Freude des Landvolkes an dem Er-

wachen der Natur, ungeduldig erwarten die Mädchen das Ausbrechen der ersten Kätzchen an Weide und Hasel, sie sehen nach dem Laub, das aus der Knospe dringt, und suchen im Grunde nach den ersten Blumen. Das frühste Spiel des Sommers ist der Ball in der Dorfstraße oder dem sprießenden Anger, er wird von Jung und Alt, von Männern und Frauen geschwungen. Wer den bunten Federball zu werfen hat, sendet ihn mit einem Gruße nach einem, den er lieb hat. Die behenden Bewegungen, der kräftige Wurf, die kurzen Zurufe an Freunde und Gegner sind die Freude der Zuschauer und der Spielenden. Und kommt der sonnige Mai, dann holen die Mädchen den Festschmuck aus der Lade und winden Kränze für ihr Haar und das ihres Freundes. So ziehen sie bekränzt und mit Bändern geschmückt, den Handspiegel als Zierrat an der Seite, mit ihren Gespielen auf den Anger, wol hundert Mädchen und Frauen sind dort zum Reien versammelt. Dorthin eilen auch die Männer, zierlich ist ihre Tracht, das Wamms mit bunten Knöpfen besetzt, vielleicht sogar mit Schellen, welche eine Zeit lang der anspruchsvolle Schmuck der Vornehmen sind; die Seide fehlt nicht, wie im Winter nicht die Pelzverbrämung. Der Gürtel ist wohlbeschlagen mit glänzendem Metall, ein Eisenhemd ist in das Kleid gesteppt, die Spitze des Schwertes klingt im Gehen an die Ferse. Die stolzen Knaben sind voll Freude am Kampfe, herausfordernd, jeder eifersüchtig auf seine Geltung. Mit Leidenschaft werden die großen Reien getanzt, kühn sind die Sprünge, voll Jubel die Freude, überall die Poesie einer fröhlichen Sinnlichkeit. Laut singt der Chor der Umstehenden den Text des Reiens, leise singt das Mädchen die Weise mit. Und noch größer wird unser Befremden, wenn wir den Rhythmus und Text dieser alten Volkstänze näher betrachten, es ist eine Grazie nicht nur in der Sprache, auch in den menschlichen Verhältnissen, die viel mehr an die antike Welt erinnert als an die Empfindung unserer Landleute. Auf einleitende Strophen,

welche in zahllosen Variationen das Aufgehen des Frühjahres rühmen, folgen andere, zum Theil in lockerem Zusammenhange wie improvisirt, den Schnaderhüpflen ähnlich, welche sich in Oberdeutschland bei Volkstänzen bis jetzt erhalten haben. Oft ist der Inhalt ein Streit zwischen Mutter und Tochter, die Tochter schmückt sich zum Fest, die Mutter will vom Tanz zurückhalten, oder ein Lob schöner Mädchen, oder drollige Aufzählung der tanzenden Paare, oft enthält der Text Angriffe auf eine Gegenpartei unter den Tänzern, welche geschildert und verhöhnt werden. Denn leicht bilden sich beim Tanze Parteien, durch spitze Verse wird der Gegner herausgefordert; der Ruhm des jungen Burschen ist, sich nichts bieten zu lassen, der kräftigste Tänzer, der gewandteste Sänger, der kühnste Schläger zu sein. Auf den Reien folgen die Trinkgelage mit lauter und übermüthiger Fröhlichkeit. Der Winter bringt neue Freuden, die Männer spielen Würfel, im Schlitten wird auf dem Eise gefahren, in einer großen Stube sammelt sich das Volk zum Tanz. Dann werden die Schemel und Tische herausgetragen, zwei Geiger machen Musik, der Vorsänger beginnt die Weise, ein Vortänzer führt an. Verschieden ist der Charakter der Reien und Tänze, alterthümlicher und volksmäßiger läuft Weise und Text der Reien in dem altheimischen Parallelismus von je zwei Sätzen; die Tänze des Winters sind kunstvoller und modischer. Denn in den erhaltenen Tanzliedern, welche wir als verschönerte Abbilder der alten Rhythmen und Texte betrachten dürfen, ist überall das höfische Gesetz der Dreiheit in den Strophen durchgeführt, man erkennt die Nachahmung des ritterlichen romanischen Brauches. Unter den verschiedenen Arten der Tänze wird auch der slavische Reidawac genannt. — Bei diesen Vergnügungen des Dorfes trinkt und tanzt der Ritter mit dem Bauer, schon mit dem Stolz feinerer Sitte; aber wie sehr er geneigt ist über seine Umgebung zu spotten, er fürchtet sie auch, nicht nur ihre Fäuste und Waffen, auch die Schläge ihrer Zunge.

Der langlockige Bauer bietet dem Ritter den Becher und zieht ihn schnell von dem greifenden zurück, setzt ihn dann nach Hofgebrauch vor dem Tranke auf das eigene Haupt und schleift auf den Zehen durch die Stube, dann freut sich der Ritter, wenn der Becher dem Dorftölpel vom Haupte fällt und ihn begießt; aber der Ritter findet auch kein Bedenken darin, sich auf schnöde Flucht zu begeben, wenn ihn zornige Dorfknaben suchen, weil er etwa ihren Frauen und Mädchen zu große Aufmerksamkeit geschenkt hat.

So sieht das Dorfleben in den Liedern Neidhart's von Neuenthal aus, des geistvollsten und launigsten aller ritterlichen Sänger im 13. Jahrhundert. Seine ganze Poesie ruht auf den Liedern und Freuden der Bauern, wie der größte Theil seines Lebens unter ihnen verlief. Er hat das volle Selbstgefühl eines feingebildeten Mannes, aber er ist trotzdem den Landleuten gegenüber nicht immer im Vortheil. Ein Bauerbursch, Engelmar, hat ihm das größte Leid seines Lebens bereitet, es scheint, daß er ihm seine Geliebte Friderun, auch ein Dorfkind, abspenstig gemacht hat, der Stachel blieb dem Ritter in der Seele, so lange er lebte; aber auch bei späteren Huldigungen, welche er Mädchen des Dorfes widmet, hat der Ritter die Bewerbungen der jungen Bauern sehr zu fürchten, und nicht selten quält ihn bittere Eifersucht.

Und dies Verhältniß des Ritter Neidhart zu den Landleuten war im Anfang des 13. Jahrhunderts noch keine Ausnahme. Allerdings verhärtete sich der Stolz des Ritters gegenüber dem Bauer schnell zu einem ausschließenden Standesbewußtsein *).

Unerträglich dünkte ihm die Anmaßung des Bauern, der es ihm in Kleidern und Waffen gleich thun wollte und seinen

*) Der sogenannte Seifried Helbling VIII. in: Moriz Haupt, Zeitschr. IV. S. 164 ff. Der österreichische Ritter betrauert dies Eindringen der Bauern in seinen Stand als Mißbrauch; er schrieb (nach Karajan) das achte seiner Büchlein um 1298.

Einbrüchen in die Gemeindeheerde den gepanzerten Fausthandschuh entgegenhielt. Im Jahre 1244 verbot Herzog Otto von Baiern in seinem Landfrieden den Bauern, Brünne, Eisenhut oder Halsberge, lateinische Messer oder andere Stahlwaffen in ihrem Dorfe zu tragen; nur den Reutel, den Stab, der zum Säubern des Pflugbrettes dient, sollten sie führen. Ein ähnliches Verbot erging in Oesterreich. Aber es wurde nicht beachtet. Kurz darauf wird wieder geklagt, daß die Bauern in allen Ritterkleidern prangen, seidene Stoffe, Kettenpanzer führen und mit dem Schwert klirren.

Und das war natürlich. Dem Landmann trat in wilder Zeit die Versuchung nahe, selbst Rechte und Privilegien des Ritterstandes zu gewinnen. Wie unvollkommen ihm höfische Sitte kund wurde, sie übte doch ihren modischen Zauber aus. Das Schönste, was ihm der Spielmann sang, das Glanzvollste, was seine Augen erblickten, war Werben um kriegerischen Preis im Kampf und Turnier. Wer ungenügsam sich in seiner Kraft fühlte, der strebte aus dem Bann des Zaunes und der heimischen Feldmark, um lieber Andere zu schlagen als selbst geschlagen zu sein. Auch der Sohn des Bauern zog als reisiger Knecht in die Burg und dachte darauf den Rittergurt umzuschnallen. Dies Aufstreben in den Ritterstand erregte wieder Zorn und Spottlust der Edlen und ihrer Vasallen, es verdarb das Selbstgefühl des Landmanns, es stand ohne Zweifel den Begehrlichen sehr oft übel an und machte viele ruchlos und schlecht. Es fand unter den Bauern selbst, welche friedlich über ihre Scholle schritten, herbe Beurtheilung, nicht mildere bei ernsthaften Dichtern und Volkspredigern: es war doch ein nicht aufzuhaltender Proceß.

Eine der merkwürdigsten Ueberlieferungen aus dem 13. Jahrhundert wirft ein scharfes Licht auf diese Verhältnisse. Es ist eine wahre Geschichte, welche sich auf altbairischem Grunde, in dem jetzigen Innviertel Oesterreichs, da wo die Salzach mit dem Inn zusammenfließt, ereignet hat.

Wer bei Burghausen die Salzach überschreitet und auf der alten Harterstraße eine halbe Stunde durch einen Wald gegangen ist, welcher unter dem Namen Weilhart große Strecken des Innviertels bedeckt, der sieht kurz nachdem er den Wald verlassen, auf der linken Seite der Straße zwei Bauernhöfe, von denen der erstere jetzt Lenzengut heißt, früher Helmbrechtshof genannt wurde. Er ist alten Leuten noch unter diesem Namen bekannt. Der Hof war einst größer, einer der ansehnlichsten Meierhöfe der Landschaft. Dieser Hof ist Mittelpunkt der Geschichte, welche hier erzählt werden soll. Sie ist uns in poetischer Form überliefert, in einem Gedicht, das als Zeitgemälde von höchstem Werth ist, auch als Dichtung von großer Schönheit. Der diese Dorfgeschichte zwischen den Jahren 1234 und 1250 niederschrieb, nennt sich selbst Wernher der Gartenäre. Sein Gedicht „Helmbrecht" wurde von Moriz Haupt nach den beiden erhaltenen Handschriften herausgegeben in Band IV. der Zeitschrift für deutsches Alterthum; später hat Friedrich Keinz in einer guten Monographie: „Meier Helmbrecht und seine Heimat" aus den Ortsangaben des Gedichtes die Localität nachgewiesen und die Erinnerungen daran, welche noch in der Gegend leben, gesammelt. Leider kann der Inhalt des Gedichtes hier nur kurz zusammengefaßt werden; auch aus dieser unvollkommenen Form wird man den Werth, welchen die Erzählung für uns hat, würdigen können. So berichtet Wernher der Gärtner:

„Der alte Meier Helmbrecht hatte einen Sohn. Dem jungen Helmbrecht hingen die blonden Locken bis auf die Achsel, er steckte sie in eine schöne seidene Haube, welche mit Tauben und Papageien und vielen Figuren gestickt war. Diese Haube hatte eine Nonne gestickt, die aus ihrer Zelle wegen einer Liebschaft entronnen war, wie das so mancher geht. Bei ihr lernte Helmbrecht's Schwester Gotelind Sticken und Nähen; das Mädchen und ihre Mutter verdienten es wohl an der Nonne, sie gaben ihr zum Lohn ein Rind, viele Käse

und Eier. Schwester und Mutter schmückten den Knaben noch mit feinem Linnengewand, einem Kettenwamms und Schwert, mit Tasche und Gewand und einem schönen Ueberrock von blauem Tuch mit goldenen, silbernen und krystallnen Knöpfen verziert, sie leuchteten hell, wenn er zum Tanze ging, die Nähte waren mit Schellen besetzt, so oft er im Reien sprang, klang es den Frauen durch die Ohren.

Als der stolze Knabe so geschmückt war, sprach er zu seinem Vater: „Jetzt will ich zu Hofe gehen, gieb auch du, lieber Vater mein, mir etwas zur Hilfe." Der Vater erwiderte: „Wol könnte ich dir einen schnellen Hengst kaufen, der über Zaun und Graben springt; aber lieber Sohn, laß ab von der Fahrt nach Hofe, Hofbrauch ist hart für den, der ihn nicht von Jugend gewöhnt ist. Nimm den Pflug und baue mit mir die Hufe, so lebst und stirbst du in Ehren. Sieh, wie ich lebe, treu, ehrbar, redlich; ich gebe alljährlich meinen Zehnten und habe nicht Haß, nicht Neid mein ganzes Leben durch erfahren. Meier Ruprecht will dir sein Kind geben, dazu viel Schafe, Schweine und zehn Rinder. Bei Hofe leidest du Hunger, mußt hart liegen und alle Liebe entbehren, dort wirst du der Spott der rechten Hofleute, vergebens suchst du es ihnen gleich zu thun, und wieder gerade dich trifft der größte Haß des Bauern, am liebsten wird er an dir rächen, was ihm die andern vornehmen Räuber genommen haben." Der Sohn aber sprach: „Schweig, lieber Vater, nimmer sollen mir deine Säcke den Kragen reiben, nimmer lade ich Mist auf deinen Wagen, meinen langen krausen Locken, meinem schönen Rock und meiner gestickten Haube stände das übel an, nicht will ich durch ein Weib thatlos werden. Soll ich drei Jahre über einem Füllen ziehen oder einem Rind, da ich doch alle Tage meinen Raub haben kann? Ich treibe fremde Rinder über die Ecke und führe die Bauern bei ihrem Haar durch die Zäune. Eile, Vater, ich bleibe nicht länger bei dir." Da kaufte der Vater den

Hengst und sprach: „O weh, verlornes Gut!“ Der Knabe aber schüttelte das Haupt, sah sich auf seine beiden Achselbeine und rief: „Ich bisse wol durch einen Stein, so wild ist mein mein Muth, ich wollte Eisen fressen. Ueber Feld will ich traben, ohne Sorge um mein Leben, aller Welt zum Trotz.“ Und beim Scheiden sprach der Vater: „Ich kann dich nicht halten, ich lasse dich, aber noch einmal will ich dich warnen, du schöner Jüngling, hüte deine Haube mit den seidenen Vöglein und wahre dein langes Lockenhaar, du gehst unter solche, denen man flucht, die vom Schaden der Leute leben. Mir träumte, ich sah dich gehen an einem Stocke mit ausgestochenen Augen, und wieder träumte mir, du standest auf einem Baum, wol anderthalb Klafter waren von deinen Füßen bis an das Gras, über deinem Haupte auf einem Zweig saßen ein Rabe und eine Krähe, verworren war dein krauses Haar, zur Rechten strählte dir's der Rabe, zur Linken scheitelte dir's die Krähe. Mich reut's, daß ich dich erzogen habe.“ Der Sohn aber rief: „Ich lasse nicht von meinem Willen bis zu meinem Tod. Gott behüte dich, Vater, die Mutter und eure Kinder.“

So trabte er durch das Gatter und ritt auf eine Burg, deren Herr vom Kampf lebte und gerne die behielt, welche Reiterdienste thaten. Dort ging der Knappe unter das Gesinde und wurde bald der behendeste Reiter. Kein Raub war ihm zu klein und keiner zu groß, er nahm das Roß, er nahm das Rind, er nahm Mantel und Rock, auch was ein Anderer liegen ließ, stopfte er alles in seinen Sack. Es ging ihm das erste Jahr nach Wunsch, mit günstigen Segelwinden floß sein Schifflein. Da begann er nach Haus zu denken, nahm Urlaub vom Hofe und ritt auf seines Vaters Haus. Alles lief zusammen, der Knecht und die Magd riefen nicht: „Sei willkommen, Helmbrecht!“ das war ihnen widerrathen, sie sprachen: „Mein junger Herr, seid Gott willkommen!“ Er antwortete: „Kindeken, ik wunsch üch ein gud

Leben*)." Die Schwester lief ihm entgegen und umfing ihn mit den Armen, da sprach er zur Schwester: „Gratia vestra!" Die Alten zogen hintennach und umarmten ihn vielmals, da rief er dem Vater zu: „Dieu vous salue!" und zur Mutter sprach er böhmisch: „Dobra ytra!" Vater und Mutter sahen einander an; die Mutter sprach zu ihrem Mann: „Herr Wirth, uns sind die Sinne verstört, es ist nicht unser beider Kind, es ist ein Böhme oder Wende." Der Vater rief: „Es ist ein Wälscher; mein Sohn, den ich Gott befahl, er ist es nicht, so ähnlich er ihm sieht," und seine Schwester Gotelind sprach: „Es ist nicht euer Sohn, zu mir redete er lateinisch, es muß wol ein Pfaffe sein," und der Knecht meinte: „Was ich von ihm vernommen habe, darnach ist er in Sachsen oder Brabant zu Hause, er sprach ik und Kindeken, es wird sicher ein Sachse sein."

Da rief der Wirth mit schlichter Rede: „Bist du's, mein Sohn Helmbrecht? Ehre deine Mutter und mich, sprich ein Wort Deutsch, und ich selbst will dir deinen Hengst abwischen, ich und nicht mein Knecht." „Ei wat segget ihr Gebureken, min Parit**), minen klaren Lif sall kein Burenmann nimmer angripen." Da erschrak der Wirth gar sehr und sprach wieder: „Bist du Helmbrecht, mein Sohn? Noch heut Nacht will ich dir ein Huhn sieden und eins braten. Seid ihr aber ein Fremder, ein Böhme oder ein Wende, so fahrt hin zu den Winden. Seid ihr ein Sachse oder ein Brabanter, so müßt ihr euer Mahl mit euch führen, von mir erhaltet ihr nichts, und währte die Nacht ein ganzes Jahr. Für euch Junker habe ich keinen Meth noch Wein, den müßt ihr bei den Herren suchen!"

Nun war es spät geworden und kein Wirth in der Nähe,

*) Die zierliche Weise, in welcher hier die alte Sprache mit fremden Dialektklängen gemischt ist, kann nicht wiedergegeben werden.

**) Unser Wort Pferd, damals noch romanisches Prachtwort gegenüber den deutschen Roß.

der den Knaben behalten hätte; so überlegte er und sprach: „Freilich bin ich der, ich bin Helmbrecht, einst war ich euer Sohn und Knecht.“ Der Vater sprach: „Ihr seid es nicht.“ — „Ich bin es doch.“ — „So nennt mir erst die vier Namen meiner Ochsen.“ Da nannte der Sohn die vier Namen: „Auer, Räme, Erke, Sonne, ich habe oft meine Gerte über ihnen geschwungen, es sind die besten Ochsen der Welt, wollt ihr mich jetzt erkennen? Heißt mir das Thor aufschließen.“ Der Vater rief: „Thür und Thor, Gemach und Schrein, jetzt soll dir alles offen sein.“

So ward der Sohn wohl empfangen, von Schwester und Mutter weich gebettet, die Mutter rief der Tochter zu: „Lauf, hole ein Polster und ein weiches Kissen.“ Das ward ihm unter den Arm auf den warmen Ofen gelegt, und behaglich wartete er, bis das Essen bereitet war. Es war ein Herrenessen, klein geschnittenes Kraut mit gutem Fleisch, eine fette Gans am Spieß gebraten, groß wie eine Trappe, gebratenes und gesottenes Huhn. Und der Vater sprach: „Hätte ich Wein, heute müßt' er getrunken werden; so aber trink, lieber Sohn, von dem besten Quell, der je aus der Erde floß.“

Und der junge Helmbrecht packte seine Geschenke aus, dem Vater einen Wetzstein, Sense und Beil, die besten Bauernkleinode der Welt, der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen hatte, seiner Schwester Gotelind eine seidene Binde und eine beschlagene Borte, die besser für eine Edelfrau gepaßt hätte, er hatte sie einem Krämer genommen. Und er sprach: „Ich muß schlafen, ich bin viel geritten, mir ist heute Nacht Ruhe noth.“ Da schlief er bis hoch in den andern Tag in dem Bette, über welchem seine Schwester Gotelind ein neugewaschenes Hemde ausgebreitet hatte, denn ein Leilach war dort unbekannt.

So weilte der Sohn bei dem Vater sieben Tage.

Darauf fragte der Vater den Sohn, wie der Hofbrauch da sei, wo er bis jetzt gelebt habe. „Auch ich,“ sprach er,

„ging einst, als ich ein Knabe war, mit Käse und Eiern zu Hofe; damals waren die Ritter von anderer Art, höflich und von guten Sitten, sie übten ritterliches Waffenspiel, dann tanzten sie mit den Frauen und sangen dazu, dann kam der Spielmann mit seiner Geige, und wenn er anfing, standen die Frauen auf, die Ritter gingen auf sie zu, nahmen sie zierlich bei der Hand und tanzten artig, und wenn das vorbei war, kam wieder einer und las aus einem Buche vor von einem, der Ernst hieß*). Alles war damals in fröhlicher Geselligkeit. Die einen schossen mit dem Bogen nach dem Ziel, andere gingen jagen und pürschen, der schlechteste von damals wäre jetzt wol der allerbeste. Denn jetzt wird werth gehalten, wer horchen und lügen kann, Treue und Ehre sind in Falschheit verkehrt, jetzt sind die Turniere nach alter Art nicht mehr Brauch, dafür sind andere im Schwange. Sonst hörte man im Ritterspiel so rufen: Heia, Ritter, sei froh! Jetzt schallt es durch die Lüfte: Jage, Ritter, jage, jage; stich, schlage, verstümmle den, schlag' mir dem den Fuß ab, hau' diesem die Hände ab, den sollst du mir hängen, diesen reichen Mann fangen, der zahlt uns wol hundert Pfund. So war es, denke ich, früher besser als jetzt. Erzähle du, mein Sohn, mehr von der neuen Sitte."

„Das will ich thun. Jetzt ist der Hofbrauch: Trink, Herr, trinke, trink; trink du dies, so trink' ich das. Man sitzt nicht mehr bei den Frauen, nur bei dem Weine. Das Leben der Alten, glaubt mir, die da leben, wie ihr, das ist jetzt bei Frau und Mann so verhaßt wie der Henker. Bann und Acht ist jetzt ein Spott."

„Sohn," sprach der Vater, „laß den Hofbrauch fahren, er ist bitter und sauer. Viel lieber bin ich ein Bauer als ein armer Hofmann, der jederzeit um sein Leben reiten muß

*) Herzog Ernst von Schwaben, berühmtes Gedicht des Mittelalters.

und darum sorgen, daß ihn seine Feinde fangen, verstümmeln und hängen."

„Vater," sprach der Junge, „ich danke dir, aber es ist länger als eine Woche, daß ich keinen Wein getrunken, seitdem habe ich den Gürtel um drei Löcher zurückgeschnallt. Ich muß Rinder erbeuten, eh' der Ring wieder an der Stelle steht, wo er früher war. Mir hat ein Reicher schweres Leid gethan: über die Saat meines Pathen, des Ritters, sah ich ihn einst reiten, er bezahlt mir's theuer, seine Rinder, seine Schafe und Schweine sollen traben, weil er einem lieben Pathen von mir so den Acker zertrat. Ich weiß noch einen reichen Mann, der that mir auch schweres Leid: er aß Brot zu Kräpfeln, bei meinem Leben, das will ich rächen. Noch einen andern Reichen weiß ich, der hat mir mehr Schmerz zugefügt, als irgend ein Anderer; ich wollte es ihm nicht schenken, und wenn ein Bischof für ihn betete, denn als er einst bei Tische saß, hat er recht unanständig seinen Gürtel niedergelassen. Wenn ich erwische, was sein heißt, soll es mir zu einem Weihnachtskleid helfen. Und da ist noch ein anderer einfältiger Narr, der blies in einem Becher so unschicklich den Schaum vom Biere. Räche ich das nicht, so will ich nimmer ein Schwert um meine Seite gürten und einer Frau werth sein. Man hört in Kurzem Kunde von Helmbrecht."

Der Vater sprach: „Ei! nenne mir doch die Knaben, deine Gesellen, die dich gelehrt haben einen reichen Mann zu berauben, wenn er Krapfen und Brot zusammen ißt!" Da nannte der Sohn seine Gesellen: Lämmerschling und Schluckdenwidder, Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß, Knickekelch und Wolfsgaumen, Wolfsrüssel und Wolfsdarm*),

*) Die wilden Namen sind schwerlich von dem Dichter erfunden, um die Räuber zu charakterisiren, es ist aus dem Folgenden wahrscheinlich, daß sie durch die Laune der ruchlosen Burgleute selbst gegeben und als Corpsnamen gebraucht wurden.



— diesem gab seinen Hofnamen die edle Herzogin von Novarra Narreia, — das sind meine Schulmeister."

Der Vater sprach: „Und wie nennen sie dich?"

„Ich bin genannt Schlingdengau, bin nicht die Freude der Bauern, ihre Kinder müssen Wasserbrei essen, was die Bauern haben, das ist mein, dem einen drücke ich das Auge aus, dem andern haue ich in den Rücken, den binde ich in den Ameisenhaufen, den hänge ich bei seinen Beinen an die Weide."

Da brach der Vater los: „Sohn, die du da nennst und rühmst, wie hitzig sie auch sind, doch hoffe ich, wenn ein gerechter Gott lebt, es kommt der Tag, wo der Scherge sie faßt und von seiner Leiter hinabstößt."

„Vater, Gänse und Hühner, Rinder und Futter habe ich dir oft vor meinen Gesellen bewahrt, jetzt thue ich's nimmermehr. Ihr sprecht zu sehr gegen die Ehre frommer Gesellen. Eure Tochter Gotelind wollte ich meinem Gesellen Lämmerschling zur Frau geben, bei ihm hätte sie das beste Leben gehabt. Das ist jetzt vorbei, ihr habt zu gröblich gegen uns gesprochen." Und seine Schwester Gotelind nahm er bei Seite und sagte ihr heimlich: „Als mein Geselle Lämmerschling mich zuerst um dich bat, da sprach ich zu ihm: Du wirst gut mit ihr fahren; nimmst du sie, so sei ohne Sorge, daß du lange am Baume hängst, sie wird dich mit ihrer Hand abnehmen und zum Grabe auf die Wegscheide ziehen, mit Weihrauch und Myrrhen umschreitet sie räuchernd dein Gebein ein ganzes Jahr. Und hast du das Glück nur geblendet zu werden, sie führt dich an ihrer Hand auf Wegen und Stegen durch alle Länder; wird dir der Fuß abgeschlagen, sie trägt dir die Stelzen alle Morgen zum Bett, und nimmt man dir auch noch die Hand, sie schneidet dir Fleisch und Brot bis an dein Ende. Da sprach Lämmerschling zu mir: Ich habe drei volle Säcke schwerer als Blei mit feiner Leinwand, mit Röcken, Hemden und kostbaren Kleidern, mit

Scharlach und Zobel, ich habe sie in einer nahen Schlucht versteckt, die will ich ihr zur Morgengabe geben. Um das alles, Gotelind, bist du durch deines Vaters Schuld gekommen; jetzt nimmt dich ein Bauer, bei dem du Rüben graben mußt, und in der Nacht liegst du an dem Herzen eines Unedlen. Wehe über deinen Vater! Denn mein Vater ist er nicht. Ich bin sicher, daß ein Hofmann zu meiner Mutter geschlichen ist, von ihm habe ich den hohen Muth."

Und die thörichte Schwester sagte: „Lieber Bruder Schlingdengau, mache, daß mich dein Geselle heiratet, ich verlasse Vater, Mutter und Verwandte." Die Eltern vernahmen nicht die Rede, der Bruder berieth heimlich mit der Schwester. „Ich will dir meinen Boten senden, dem du folgen sollst, halte dich bereit. Gott behüte dich, ich ziehe dahin, der Hauswirth hier gilt mir so wenig als ich ihm. Mutter, Gott segne dich." So fuhr er seinen alten Strich und sagte seinem Gesellen den Willen der Schwester. Der küßte sich vor Freuden die Hand und verbeugte sich vor dem Winde, der von Gotelind her weht.

Manche Wittwe und Waise ward ihres Gutes beraubt, da der Held Lämmerschling und sein Gemahl Gotelind auf dem Brautstuhl saßen. Die Knappen fuhren und trieben auf Wagen und auf Rossen emsig gestohlenen Trank und Speise in Lämmerschling's Vaterhaus. Als Gotelind aber kam, ging der Bräutigam ihr entgegen und empfing sie: „Willkommen, Dame Gotelind." „Gott lohne euch, Herr Lämmerschling." So begrüßten sie einander freundlich, und ein alter Mann, weise in Worten, stand auf und stellte beide in einen Ring, und frug dreimal den Mann und die Magd: „Wollt ihr euch zur Ehe nehmen, so sprechet Ja." So gab er sie zusammen. Alle sangen das Brautlied, der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß*).

*) Der altdeutsche Brauch der Vermählung. Die Kirche wurde im 13. Jahrhundert bei der Trauung der Landleute wie der Hofleute noch durchaus nicht immer in Anspruch genommen. Erst im 14. Jahrhundert

Darauf wurde das Hochzeitmahl bereitet. Aber seltsam war es, vor den Knaben schwand die Speise, als wenn sie ein Wind vom Tische wehte, sie aßen unendlich, was ihnen der Truchseß von der Küche auftrug, und es blieb nicht so viel daran, daß der Hund die Knochen abnagen konnte. Man sagt, jedem Menschen, der so unmäßig ißt, dem naht sein Ende*). Der Braut Gotelind begann zu grausen und sie klagte: „Wehe! uns naht ein Unheil, mir ist das Herz so schwer! Wehe mir, daß ich Vater und Mutter verlassen habe; wer zu viel will, dem wird wenig, diese Gierigkeit führt in den Abgrund der Hölle."

Noch eine Weile saßen sie nach dem Essen, schon hatten die Spielleute von Braut und Bräutigam ihre Gabe empfangen: da sah man den Richter mit fünf Männern kommen. Es war ein kurzer Kampf, mit den fünfen siegte der Richter über zehn, denn ein rechter Dieb, wie kühn er auch sei, und schlüge er auch ein ganzes Heer, ist wehrlos gegen die Schergen. Die Räuber schlüpften in den Ofen und unter die Bank; wer sonst nicht vor vieren floh, den zog jetzt der Knecht des Schergen allein bei seinem Haare hervor. Gotelind verlor ihr Brautgewand, an einem Zaune fand man sie, erschreckt, entblößt, verachtet. Den Dieben aber wurden die Häute der Rinder, die sie geraubt, an den Hals gebunden, als der Gewinn für den Richter. Der Bräutigam trug seinem Tage zu Ehren nur zwei, die andern aber mehr. Der Scherge hing neune, den zehnten ließ er am Leben nach Henkersrecht,

---

galt es für ungebildet, nicht von einem Geistlichen eingesegnet zu sein. Noch im 15. war möglich, daß Bauern ihren Pfaffen höhnten, weil er nach einer solchen Vermählung im Kreis der Genossen forderte, daß ein Aufgebot wegen möglichem Einspruch erfolgen müsse. Die Bauern lachten und riefen: „Bevor es Mönche und Pfaffen gab, ist die Ehe gewesen!" Der Ring S. 145. — Wenn unsere Junker gegen die Civilehe eifern, so haben sie vergessen, daß bereits ihre Ahnen sich so vermählten.

*) Uralter Volksglaube. Aehnlich die Freier in der Odyssee vor ihrem Ende.

und dieser zehnte war Schlingdengau Helmbrecht. Der Scherge rächte den Vater an ihm, er stach ihm die Augen aus, er rächte die Mutter und schlug ihm eine Hand und einen Fuß ab. So führte den blinden Helmbrecht ein Knecht am Stabe heim vor seines Vaters Haus.

Hört, wie ihn der Vater grüßte: „Dieu salue, Herr Blinder. Geht von dannen, Herr Blindeken; wenn ihr euch säumt, so lasse ich euch durch meinen Knecht fortschlagen, hebt euch weg von der Thür.“

„Herr, ich bin's, euer Kind.“

„Ist der Knabe blind geworden, der sich nannte Schlingdengau? Jetzt fürchtet ihr nicht des Schergen Drohen, nicht alle Richter der Welt! Hei, wie ihr Eisen aßet, als ihr auf dem Hengste rittet, um den ich meine Rinder gab. Weicht und kehret nimmermehr wieder.“

Und wieder sprach der Blinde: „Wollt ihr mich nicht als Kind erkennen, so laßt mich als einen elenden Mann in eurem Hause kriechen, wie ihr mit armen Kranken thut. Die Landleute sind mir gram, ich kann mich nicht erretten, wenn ihr mir ungnädig seid.“

Dem Wirth bebte sein Herz, denn der blind vor ihm stand, war doch sein Blut und sein Sohn, und doch rief er hohnlachend: „Ihr fuhrt so trotzig in die Welt, manches Herz seufzte um euch, mancher Bauer ist durch euch seiner Habe beraubt worden. Gedenkt an meinen Traum. Knecht, sperr' ab und stoß' den Riegel vor, ich will heut Nacht Ruhe haben. Eher behielte ich bis an meinen Tod einen Fremden, den sonst nie mein Auge sah, ehe ich euch ein halbes Brot gäbe.“ Und er schlug den Knecht des Blinden. „Zieh von mir ihn, den die Sonne haßt; ich thäte so deinem Meister, nur daß ich mich schäme einen Blinden zu schlagen.“ So rief der Vater, und die Mutter gab ihm doch ein Brot in die Hand wie einem Kinde. So ging der blinde Dieb dahin, die Bauern riefen ihm nach und höhnten.

Ein Jahr litt er Noth. Einst an einem Morgen früh ging er durch den Wald um Brot zu betteln, da sahen ihn Bauern, welche Holz lasen; einem von ihnen hatte er eine Kuh genommen, die siebenmal gekalbt hatte, der rief jetzt die andern, sie sollten ihm helfen. Alle hatte er sie gekränkt, dem einen hatte er die Hütte aufgebrochen und ganz ausgeraubt, einem andern die Tochter entehrt; der vierte zitterte vor Begier wie Laub und sprach: „Ich töte ihn wie ein Huhn, er stieß mein schlafendes Kind bei Nacht in einen Sack, und als es erwachte und schrie, schüttete er es aus in den Schnee, daß es gestorben wäre, wenn ich ihm nicht zu Hülfe kam." Alle wandten sich gegen Helmbrecht: „Jetzt hüte deine Haube." Die Stickerei, welche einst der Henker unberührt gelassen hatte, wurde zerrissen und auf den Weg gestreut mit seinem Haar. Seine Beichte ließen sie den Elenden sprechen, der eine brach einen Brocken von der Erde und gab diesen dem ehrenwerthen Mann in die Hand als Thorgeld für das Höllenfeuer. So hingen sie ihn an einen Baum. —

Wo noch ritterlustige Kinder bei Vater oder Mutter sind, die seien gewarnt durch Helmbrecht's Geschick."

So endet die Geschichte vom jungen Helmbrecht, der ein Ritter werden wollte. Noch heut' wissen die alten Leute der Umgegend von einem Bauernsohn zu erzählen, der unter die Räuber ging, und im Walde, eine halbe Stunde vom Helmbrechtshofe, steht eine Kapelle, dort, sagen die Leute, sei ein Soldat gehenkt worden, der seinen Eltern entlaufen war.

Man würde irren, wenn man dieses Bild, welches mit erschütternder Wahrheit ein wirkliches Ereigniß schildert, für Ueberlieferung eines Ausnahmefalles halten wollte. Zahlreiche Berichte der Zeitgenossen lehren, daß im 13. Jahrhundert ähnlicher Uebergang in den Ritterstand sehr häufig war. Er gelang in anderen Fällen besser, und vollzog sich ohne auffälligen Verderb des Bauern. Ein Edler z. B. oder ein

großer Dienstmann brauchte Geld, der Bauernsohn, welcher als reisiger Knecht bei ihm diente, half ihm mit dem Gut seines Vaters aus der Noth; oder der Herr sollte zum Fürstenhof reiten, und sein Stolz machte ihm wünschenswerth, mit zahlreichem Gefolge von Rittern einzuziehen; oder ein ritterliches Lehn war erledigt und die ritterbürtigen Familien seiner Lehnsherrschaft schienen dem Herrn nicht ergeben und nicht zuverlässig: in diesen und ähnlichen Lagen gab er Ritterschwert und Lehngut dem rüstigen Landmann. Auch die Ehe half diesen Uebergang fördern. Hatte der Ritter eine arme Verwandte zu verheiraten, dann erinnerte er sich wol einer reichen Bauernfamilie im Dorfe, die ihm selbst verschwägert war. Wir vermögen ganz genau Worte und Gebahren anzugeben, mit denen er um 1300 einen Bauer in seine Verwandtschaft suchte*). Er ritt vor das Bauerhaus: „Gott grüße dich, Muhme, wie gehabst du dich?" — „Gut, lieber Herr." — „Kennst du mich noch?" — „Nein, lieber Herr." — „Ich bin es ja, dein Oheim; sage mir, lebt noch deine Schwester, meine Muhme Hedwig?" — „Ja, Herr, erst gestern sah ich sie." — „Nun, wie geht's deinem Sohn Ruprecht?" — „Ei, Herr, das ist ein tüchtiger Gesell, er ist heuer älter als er vordem war, er trägt sein erstes Schwert, hohen Hut und zwei Eisenhandschuh, er ist den Mädchen Vorsänger beim Reien und Liebling der Nachbarn." — „Nun, Muhme, ich weiß eine junge Maid, eine Tochter meines Bruders, sie war ihrem Vater und mir sehr lieb und oft hat man uns um sie gebeten, sie ist von Gott euch aufbewahrt. Die sollten wir deinem Sohn zum Weibe geben." — „Gott helfe mir, Herr; wenn ich das erleben könnte, ich wollte ja meinen Sohn um so reicher ausstatten." — „Gut, liebe Muhme, ich muß fortreiten, gieb meinem Pferde ein Futter und mir ein Huhn, und du komm nächstens zu mir, dann laß uns das

*) Renner des Hugo von Trimberg, v. 1605.

mit der Maid besprechen.“ Darauf füttert er, reitet von dannen in sein leeres Haus und die Ehe wird geschlossen.

Auch der Ritter verschmähte nicht seine Truhen damit zu füllen, daß er mit einer reichen Bauerstochter in den Ring der Zeugen trat und sie zu rechter Ehe empfing. — Die Kinder aus allen solchen Verbindungen wurden von höfischen Dichtern gern mit der Elster verglichen, deren Gefieder aus Weiß und Schwarz bunt gemengt ist. Wenn sie Söhne von Bauern waren, wurden sie Ritter „mit einem Schild“, und diesen Neuen ward gern Arges nachgesagt, auch daß gerade sie die ärgsten Landplacker wären. — Lange hat sich in einzelnen Landschaften solcher Uebergang der Familien erhalten. In Rügen z. B. thaten es noch zu Luther's Zeit die wohlhabenden Bauern dem Adel gleich. Sie lebten, wie ein Edelmann jener Zeit berichtet, übermüthig und streitlustig, und die beklagenswerthen Ehen waren nicht selten.

Aber sogar der Bauer, welcher kein Ritterlehn nahm und nicht bei Hofe unter Schilde ging, wurde Rival der rittermäßigen Familien, wenn er freier Eigenthümer seines Grundes war oder mit gutem Dienstrecht auf dem Erbgut saß. Er verglich sein altes Recht mit dem der Dienstmannen und der freien Vasallen des Adels, und er fand, daß er das bessere Recht hatte. Diese freien Bauern saßen nach 1200 ungleich vertheilt auf deutschem Boden, sie fehlten aber in keiner Landschaft, sie stellten in einigen den Kern der Landbevölkerung dar. In dem fränkischen Gebiet freilich, welches unter Merovingerkönigen den Thüringern, Schwaben, Burgundern und Alemannen abgenommen war, lagerten die reisigen Franken als Edle und Reichsritterschaft dichtgedrängt über der unterworfenen Bevölkerung; in diesem Theil Deutschlands, der die größte Zersplitterung in kleine Territorien erfuhr, wurde auch das gute Recht fränkischer Landsiedler niedergedrückt und die Lage der Bauern war unter den kleinen Tyrannen nicht günstig. Auch in Thüringen und einem Theil des Sachsen-

gebietes war viel Land durch Occupationen und Landanweisungen mit fremden Ansiedlern besetzt. In sehr früher Zeit hatte dort ein erobernder Stamm einzelnen seiner Krieger die Dorffluren in Besitz gegeben, welche seitdem die Endung -leben führen. Dazwischen hatten fränkische Lehnsleute ihre Höfe mit -heim und -hausen erbaut, dort waren viele Unfreie, arme Leute der Ritter, darunter auch Slaven, dazwischen kräftige Bauerdörfer der Kirche und des Landgrafen mit geringer Dienstpflicht. Auch in Schwaben wurde die Lage der Landleute durch Theilung des Herzogthums unter kleine Gebieter seit Rudolf von Habsburg schlechter. Aber in der Schweiz, im südlichen Alemannien, in Oberschwaben, vor anderen in Baiern, in dem altfränkischen Gebiet am Niederrhein und wieder in weiten Landstrichen der Sachsen, bei Friesen und den Nordalbingen der Westsee war der freie Bauer wohlhabend und mächtig, ja neben der Kirche hie und da der einzige Herr des Bodens.

In besonderer Lage waren Oesterreich, Salzburg, Steier, Kärnthen. Dort in der Ostmark waren die Avaren unter den Karolingern getilgt, die Ungarn unter den Sachsenkaisern erschlagen, das Land durch bairische Colonisten besiedelt worden, auch die friedlichen Slovenen waren unter günstigen Bedingungen dem Reiche angeschlossen, der Bauer in Oesterreich wußte wohl, daß er ein freier Mann war. Dasselbe Selbstgefühl erhob von 1200 bis 1400 die deutschen Ansiedler in Schlesien und Böhmen. Dagegen war in den eroberten Landschaften der untern Oder, in der Mark Brandenburg, in Mecklenburg und Pommern die Germanisirung nicht durch friedliche Bauersiedlung, sondern entweder durch kriegerische Bewältigung der Slaven oder durch Belehnung deutscher Ritterfamilien erfolgt. Dort saßen die räuberischen Lehnsleute trotzig über den Bauern.

Längs den Alpen und am Nordmeer dachte der Bauer wohl daran, daß er der ältere Herr des Bodens war. Auch seine Vorfahren waren vielleicht zu Roß in dem Kreuzzuge

geritten, — wenigstens werden von den Geschichtschreibern dieser Fahrten außer Rittern und ihren Knechten noch andere Reitermassen erwähnt, — er hatte am Giebel seines Hauses ähnliche Geschlechterzeichen, wie sie alte Ritterfamilien in ihrem Schilde trugen, ja auch aufgemalte Schildfarben von den Vätern her.

Diese alten Freisassen wurden überall dem Lehnswesen unbequem. Sie schienen weder Bauern noch Ritter, saßen stolz zu Roß und setzten ihre Hausmarken oder ein Thierbild auf ein dreieckig Brettlein oder gar an ein Fahnentuch. Auch sie nahmen zuweilen die herrschenden Laster des Ritterstandes an und wurden Räuber und Brenner ohne Ritterrecht.*)

Noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wo die Ritterbürtigen zwar vom Adel unterschieden, aber im Tagesverkehr hie und da bereits Edelleute genannt wurden, dauerten die reisigen Ansprüche der freien Landleute fort. Und man sagte manchen der Fürsten nach, daß sie zu ihrem Schaden lieber mit den Bauern Ritterwerk trieben als mit ihren alten Vasallen, diesen Schildbauern aber, daß sie unzuverlässig im Kampfe wären und nur die Privilegien, nicht die Lasten des Ritterstandes tragen wollten. Und man wußte über sie ein bedenkliches Gleichniß zu erzählen. Die Vögel hatten einst Krieg, luden dazu und sandten auch zu der Fledermaus. Diese sprach, man möge ihr den Zug freundlich erlassen, denn sie sei eine Maus. Da muthete man ihr den Streit nicht zu. Darauf kamen die Mäuse in Zwist. Auch dazu wurde die Fledermaus geladen. Wieder sprach sie: „Was geht's mich an? seht ihr nicht, daß ich Flügel habe? ich stehe in Pflicht bei den Vögeln." So treiben es die Bauernritter. Wenn der Fürst in Landesnoth alle aufbietet, die in reisigem Dienst stehn, so gehn sie an die Arbeit, denn sie haben kein Ritterlehn. Der Fürst läßt sie also zu Hause

*) Renner des Hugo von Trimberg, v. 1091.

und er legt auf das Land eine große Steuer. Und wieder sagen sie: „Wir sind zu gut, um mit den Bauern zu zinsen, wir müssen mit Schild und Speer zu Felde dienen, wir edlen Leute; wir wagen unsere Haut, darum sind wir steuerfrei." Da war auch ein Bauer, der hieß lange ein ritterlicher Mann; dem sagte der Richter bei einer Buße, als Edelmann müßte er 10 Mark geben, wäre er aber Bauer, so käme er mit 60 Pfennigen davon. Ehe der Gesell die 10 Mark gab, erklärte er, er sei keines von beiden, sondern er sei ein Edelknecht.*)

Für den fleißigen Landmann kam seit Kaiser Friedrich II. eine harte Zeit. Die wilden Gewaltthaten und der Druck des räuberischen Adels treiben viele Hilfesuchende in die Städte, die Unternehmenden in die Fremde. Noch immer ist Gelegenheit, unter dem Kreuzeszeichen gegen Slaven, Wenden und Polen zu kämpfen, und im Osten der Elbe öffnen sich weite Länder für die Waffen und den Pflug des deutschen Landmanns. Auch in den Geistern arbeitet eine Aufregung. Der neue Despotismus der römischen Päpste und der fanatischen Bettelorden drängt am Rhein die Katharer, in Niedersachsen die Stedinger bis zum Abfall von der Kirche. Wo die freien Bauern dicht zusammensitzen und durch die Natur ihres Landes begünstigt werden, erheben sie sich in Waffen gegen den Druck der feudalen Herren. In den Thälern der Schweiz, in den Marschländern der Nordsee erkämpfen die Landgenossen Siege über die gepanzerten Reiter, welche noch jetzt zu den glorreichen Erinnerungen des Volkes gehören. Aber im Innern Deutschlands wird der Bauer unter steigendem Druck, welchen der Adel und eine entartete Kirche auf ihn ausüben, schwächer, untüchtiger, roher; immer mächtiger erheben sich über ihn die Burgherren, selbst der altangesessene Freibauer der Niedersachsen wird tief herabgedrängt von der Ehrenstelle, die er einst über dem ritterlichen Dienstmanne behauptet hat. Auch der Städter

*) Heinrich der Teichner nach 1350. (Auszüge nach Karajan S. 19.)

gewöhnt sich im Gefühle einer höheren Bildung und kunstvolleren Sitte den Landmann zu verhöhnen, seine ungeschlachte Eßlust, plumpe Einfalt und betrügerische Pfiffigkeit werden mit endlosem Spott übergossen, in Liedern, Erzählungen, Schwänken, Fastnachtspielen.

Und doch war dem Landmann noch im 15. Jahrhundert viel von gutem altem Recht und einiges von der alten Kraft geblieben. Noch stellt er in seinen Liedern den eigenen Beruf hoch, und ist geneigt mit Laune das unstete Treiben der andern zu betrachten. Von drei Schwestern heiratet in bekanntem Volksliede die eine den Edelmann, die andere den Spielmann, die dritte den Bauer; die beiden Schwäger kommen mit ihren Frauen zum Besuch auf den Bauerhof, „da spielte der lustige Spielmann, da tanzte der hungrige Edelmann, da saß der Bauer und lachte.“ Und am Ende des 15. Jahrhunderts schildert das Gedicht eines Städters eine Tanzscene im Dorfe, ähnlichen Brauch wie in den Zeiten Neidhart's, nur wilder und roher. Die stolzen Knechte kommen von verschiedenen Dörfern bewaffnet mit Hellebarden und Spießen unter die Linde zum Tanz, die Parteien sind durch Abzeichen geschieden, Weiden und Birkenreiser und Hopfenblätter an der Schulter und auf der Mütze, aus dem einen Dorf sind alle vierundzwanzig Knechte in rothes lundisches Tuch gekleidet, mit gelbem Wamms und Hosen. Eine schmucke Dirne, beliebte Tänzerin, will nur mit der einen Partei tanzen: so kommt es zu Stachelreden, die Waffen werden gezogen, der Schreiber aus der Stadt mit so nachdrücklicher Drohung verfolgt, daß er sich den wilden Gesellen durch schnöde Flucht entzieht.*)

Und ist nun Tanz und Zank zu Ende, dann setzen sich die Männer nieder, die Frauen aber bleiben stehn. Hat

*) Es giebt mehre Schilderungen dieser Art, eine hessische in: Kormann, Frau Venus-Berg.



man ausgeruht, dann tritt die Gesellschaft zum Ringelreien an. Alle fassen einander bei den Händen, singen im Wechsel und gesellen die Paare, welche den Reien springen.*)

Der Spielmann, welcher mit seiner Geige in das Dorf kam oder sich unter den Bauern niedergelassen hatte, brachte ihnen neue Lieder und Melodien; und der unendliche Vorrath heimischen Liederstoffes: die letzten Trümmer der alten Heldensage, was der wandernde Landsknecht über eine neue Fehde oder Schlacht zu singen wußte, dann solche Lieder, welche die Stimmungen des eigenen Lebens ausdrückten, klangen unter der Dorflinde und beim Rocken in der Spinnstube. Die alte Freude an dem Leben der Natur war unvermindert, der Gesang der Stubenvögel, die Zucht seiner Thiere waren dem Bauer regelmäßige Hausfreude; noch zu Luther's Zeit, wenige Jahre vor dem großen Bauernkriege, begegnete einem treuherzigen Bauer, daß er in der Freude sein schmuckes Füllen auf den Hals küßte; ein lauernder Mönch hatte es gesehen, der Bauer wurde vor das geistliche Gericht citirt und mit einer harten Geldstrafe belegt, weil dergleichen unschicklich sei. Karsthans ballte deshalb die Faust gegen die Pfaffen.**)

---

*) Als Beispiel des einfachen Textes, der bei solchen Ringelreien gesungen wurde, das Folgende:

Vorsänger. Wem soll ich's geben,
Zu Freude seinem Leben?
Chor. Was ist das?
Sagt uns, Herr, was?
Vorsänger. Es ist Frau Gretel Ehrenpreis,
Wem paßt sie baß?
Einer. Keinem andern als wie mir,
Sie ist meines Herzens Gier.
(Das Paar springt den Reien.)
Vorsänger. Wem soll ich's geben u. s. w.

Vergleiche: Der Ring von Heinrich Wittenweiler. S. 169.

**) Dialog: New Karsthans.

Der Bauer fühlte sich damals als bewaffneter Mann. Zwar war er auf freiem Felde schutzlos dem Ueberfall Gepanzerter preisgegeben, aber in der Schaar der Dorfgenossen wußte er seine Wehr wohl zu brauchen, und in dem größten Theil Deutschlands, wo die Häuser des Dorfes in Gassen aneinander lagen, war sein Dorf nicht nur durch Zaun, oft durch Mauer, Graben und Thor geschützt, und vor den Thoren standen zuweilen auch Blockhäuser, in denen er einen andringenden Haufen abzuwehren versuchte. Inmitten dem Dorfe war die hohe Kirchhofmauer wieder zur Vertheidigung eingerichtet, zuweilen mit Thürmen besetzt, und wenn das Dorf angesengt war, rettete er Weib und Kind, Vieh und Habe in die Nähe des Heiligen und stand in Krebs und Eisenkappe hinter der Mauer, sein Liebstes zu vertheidigen, während die Sturmglocke den Ueberfall auf Feldern und in benachbarten Gemeinden verkündete.

Noch war das Leben des Landmanns innerhalb der Dorfthore reich an Festen und poetischen Bräuchen, sein Recht, so es nicht durch Gewaltthat gekreuzt wurde, war ihm sicher und werth, und jede Thätigkeit seines Lebens durch Herkommen und Etikette, durch Repräsentation und dramatisches Zusammenwirken mit den Dorfgenossen befestigt.

Und doch erhob sich eine neue Gefahr für sein Behagen, für die Ehre und Geltung seines Berufes, größer als die Raubsucht der Edelleute und der Landsknechte, eine Gefahr, welche keine menschliche Weisheit und Kraft von ihm abhalten konnte, die ihm heraufstieg aus den unverständlichen Schriftzügen alter Pergamentbände, von dem Arbeitstisch stiller Gelehrten und den engen Stuben lateinischer Schulmeister. Und was den Landmann zunächst herabdrücken sollte, das war ein neuer großer Fortschritt der gesammten Nation, es war die lateinische Schule und der neue Stand von Gebildeten, den diese schuf. Durch die Humanisten kamen den Deutschen die Anfänge einer Gelehrsamkeit und Cultur, an welcher die an-

deren Stände sämmtlich eher Theil hatten oder erlangen konnten, die aber dem Bauer nur langsam, spät, auf weitem Umwege den Segen gönnen sollte, den sie früher und reichlicher allen übrigen gab. Die deutsche Gelehrtenbildung wollte ihm nicht Feind sein, ja sie kämpfte auch für seines Lebens Heil, wenn sie den Papst befehdete und dem Knaben Beispiele von Männergröße und Edelmuth aus der Römerzeit in das Herz legte; aber sie schied doch alle, die an ihr Theil hatten, von der Masse des Volkes, sie warf allmählich die Schranke, welche die übrigen Stände von einander trennte, nieder, aber sie zimmerte unbemerkt eine neue Schranke zwischen dem einfachen Arbeiter und dem Gebildeten. Sie hob die Andern und deshalb drückte sie zunächst den Landmann herab. Zwischen dem Urtheil des Junkers und seines Bauern war im Anfang des 15. Jahrhunderts der Unterschied, welcher zufällig zwischen den Rechten des „Hauses" nnd des Meierhofes bestand, beide sprachen denselben Dialekt, sangen dieselben Lieder und waren häufig nur in Tracht, Vorurtheilen und Ansprüchen ungleich. In der Zeit, welche kommen sollte, lernte — nach längerem Sträuben — auch der Edelmann ein wenig lateinisch sprechen, und er vergaß Siegfried den Drachentöter und Herrn Tristan über Scipio Africanus und den Liebeshändeln Martis und Veneris. Der Edelmann und der Bürger wurden Mitarbeiter an neuer Sitte, neuem Recht, neuer Poesie und Kunst, zuletzt an einem neuen Staat, und dies alles blieb dem Bauer lange fremd.

Aber bis zum Unerträglichen fühlbar wurde ihm der Druck, unter dem er stand. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts begann er sich gewaltthätig gegen seine Herren zu erheben.

3.

Aus der Heimat der Habsburger.

Die großen Herrengeschlechter der Sachsen, Franken, Schwaben waren vergangen, eine lange Reihe von starken und dauerhaften Männern hatte in heißem Kampf gerungen, die alte Idee der römischen Weltherrschaft von deutschem Boden aus lebendig zu machen. Allen war zum Verhängniß geworden, daß sie dem Zuge einer Idee folgten, welche nicht politisch, sondern poetisch war und doch als ein Erbe aus grauer Vorzeit ihnen und ihrem Volke übermächtig Gedanken und Willen beherrschte. Jetzt war das Traumbild der Deutschen verdämmert. Die früheren Kaiser hatten ihr Kaiseramt hoch gefaßt, ihr Stolz war gewesen als weltliche Gebieter der römischen Christenheit zu herrschen, die eigene Hausmacht, welche jeder von ihnen zu verstärken rang, war ihnen ein Mittel, das höchste Erdenamt gegen die Fürsten ihres Landes zu behaupten und gegen eine Kirche, welche ähnlich wie sie selbst die Oberhoheit im römischen Reiche beanspruchte.

Im Jahre 1273 war die Frage: ob Kaisermacht oder Papstmacht die höchste auf Erden sei, und ob der Kaiser oder die Landesfürsten auf deutschem Boden die Herrengewalt besitzen, zum Nachtheil für die Kaiserwürde entschieden. Die Reichsfürsten waren in Wahrheit die Gewaltigen Deutschlands, das Reich lag zerfallen in eine Anzahl von Landeshoheiten. Fortan wurde auf Jahrhunderte Grundsatz der wählenden Reichsfürsten, die Attribute der römischen Königs-

macht einem Fürsten zu geben, der nicht so mächtig war die Gewalt seiner Mitfürsten niederzuzwingen. Jeder der Wählenden wußte, daß der erkorene König eine Hausmacht bedürfe, um überhaupt als König unter ihnen zu bestehn, und daß er mit allen Mitteln darach ringen würde diese Hausmacht zu vergrößern, sie hatten deshalb zu sorgen, daß die Krone nicht in seinem Hause blieb.

Nach volksmäßiger Auffassung war das Reich von Anbeginn ein Wahlreich gewesen, und einigemal hatten die Fürsten das Heraufkommen eines mächtigen Geschlechtes zu verhindern gesucht und wenigstens verzögert; aber so groß war in früherer Zeit der Zuwachs an Macht und Hoheit gewesen, den ein Landesherr durch die Kaiserkrone erhielt, daß die Vererbung derselben an seine Söhne und nächsten Magen nicht auf die Länge zu verhindern war. Jetzt wurde Deutschland bis zur Schlacht am weißen Berge in Wirklichkeit ein Wahlreich. Und das Reich verwandelte sich Schritt für Schritt in einen lockern Bundesstaat, in welchem sieben der vornehmsten Fürsten die Wahl eines höchsten Repräsentanten vollzogen.

Doch der geistliche Oberherr Deutschlands war geblieben. Er versuchte auch als weltlicher Gebieter in dem Reiche, dessen Zusammenhang er verdorben, zu schalten. Er hatte den Fürsten befohlen, den Engländer Richard von Cornwallis zum römischen König zu machen; er befahl ihnen, als die klägliche Regierung des Fremden geendet hatte, wieder einen König zu küren, sonst werde er das mit seinen Cardinälen selbst besorgen. Aber die Macht des Papstes, welche so gebieterisch heischte, war in ihren politischen Grundlagen fast ebenso unterwühlt, als die die kaiserliche Würde.

Und gerade deshalb, weil sie das Kaiserthum so klein gemacht hatte. Denn bis dahin war der Vortheil des Landesfürsten dem Papste verbündet gewesen; seit die Fürsten sich gegen einen Kaiser stark fühlten, wurden sie lau, der undeut-

schen ränkevollen Politik des römischen Stuhls zu dienen. Zwar arbeitete das Interesse der hunderttausend, welche dem Stellvertreter Christi Gehorsam gelobt hatten, die deutsche Christenheit in treuer Vasallenschaft zu erhalten, aber in Wahrheit lenkte der Papst nicht mehr als Herr die Seelen der Deutschen. Wer eigene Gedanken hatte, wer patriotisch empfand, wer mit frommem Herzen ein Reich Gottes auf der Erde ersehnte, der sah mit Mißtrauen, mit Zorn und Haß nach den Bergen, über welche die hochmüthigen Legaten zogen, die Bannbullen und Ketzerdecrete in das Land fielen, das Geld der Deutschen weggeführt wurde. Während das Reich am wehrlosesten schien gegen die Befehle des Papstes, kümmerten die deutschen Fürsten sich sehr wenig um seinen Bannstrahl, und fahrende Schüler sangen an den Höfen geistlicher Herren die keckſten Spottlieder auf die Simonie und die sittenlose Wirthschaft des römischen Hofes, der schwarze und der weiße Mönch klagten über die Parteilichkeit und den Geldwucher Roms, die Volksprediger wagten auf offenem Markte ketzerische Lehren zu verkünden; auch die sich mit der Geißel schlugen und die verlorene Gnade ihres Gottes suchten, achteten Papst und Geistlichkeit gering und erdachten einen eigenen Gottesdienst. Die Bürger in den Städten liefen in der Zeit der Noth zur Beichte, aber sie schlugen und verjagten gleich darauf ihre nichtsnutzigen Geistlichen; der Bauer, dem sein Geistlicher die Sacramente verweigerte, murmelte trotzig: „Nu hilft uns doch der alte Gott,“*) und als des Papstes Ketzerrichter die Glaubenspolizei zu arg trieb und die Scheiterhaufen zahlreich flammten, da erschlug das Volk den finstern Mann.

Im Jahr 1273 war der Zustand des Reiches für alle Theile unleidlich geworden, für den Papst, die Fürsten, das Volk. Nur wer gezwungen wurde, steuerte und zinste, die

*) Noch im 15. Jahrhundert. Vergl. Der Ring von Heinrich Witterweiler. S. 228.

Einnahmen der Kirchen wurden gering, die Reisigen zwackten dem Kirchengut ab, die geistlichen Herren wehklagten oder ritten selbst im Harnisch. Unendlich war Zwist, Fehde, Sorge um die Zukunft. Denn jedes Rechtsverhältniß im ganzen Reiche drohte unsicher zu werden. Der Kaiser war Ertheiler und Bestätiger aller Privilegien und Rechte, was sich Fürsten und Städte errafft und erkämpft, das bedurfte der Weihe seines Insiegels und seines Gerichtes. Und jeder der Besseren fühlte, daß ein Mann fehlte, dem sein Amt gebot den gemeinen Nutzen zu vertreten. Keiner gedachte die eigenen Ansprüche aufzugeben, jeder wollte die der Andern gebändigt sehen, jeder war für seine Person mehr auf eigenen Nutzen als die Ehre des Reiches bedacht, aber wahrscheinlich entbehrte keiner ganz den Stolz, daß das deutsche Reich aus der Verwüstung wieder auferstehn müsse und gegen die Nachbarn, die Ungarn, Böhmen und Welschen, seine alte Ehre behaupten.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten hatte aber nicht nur um das Reich, auch, was ihnen wichtiger war, um die eigene Dauer zu sorgen. Einer von ihnen war in der Zeit der Verwirrung übermächtig geworden und sie durften fragen, ob er überhaupt einer von ihnen war. Unter der Lehnshoheit des Reiches stand ein König, der seine Königskrone in einem Volke trug, das seit vielen Jahrhunderten in Deutschland gelagert, nicht mit deutscher Zunge sprach. Die Herrschaft König Ottokar's II. von Böhmen reichte vom Meißner Land über die Alpen bis zum mittelländischen Meere, von der Thaja bis über einen Theil Baierns. Die Bischöfe von Freisingen und Salzburg waren hart bedrängt, die Herzöge von Baiern suchten im Anschluß oder Widerstand gegen ihn ihre Rettung; er regierte mit harter Hand, hielt glänzenden Ritterhof und weit reichte sein Einfluß nach Ungarn und Polen. Und er war der Mann, für sich die Herrschaft im Reiche zu begehren, obgleich er bei dieser Königswahl aus Gründen, die wir nicht übersehen, sich zurückhielt. Ihn zum

König machen hieß einen fremden Herrn und die Völker des Ostens zu Gebietern Deutschlands erwählen.

Da wurde Friedrich von Hohenzollern der thätigste Werber für seinen Verwandten, einen elsässischen Grafen, den Fähnrich der Stadt Straßburg und Landvogt im oberen Elsaß. Mit Hilfe des Erzbischofs von Mainz wurde bei den Fürsten, die in Frankfurt versammelt waren, durchgesetzt, daß man den Rudolf von Habsburg wol zum König wählen wolle, wenn er sich den Forderungen der großen Wahlherren füge.

Er war kein gewöhnlicher Mann und nach den Begriffen der Zeit besonders geeignet, das verzweifelte Wagniß der Königskrone auf sein Haupt zu nehmen. Graf Rudolf war damals 55 Jahre alt. Er war sein Lebtag einer der unruhigsten unter den kleinen Herren gewesen, welche in ihren Landschaften Gewaltthat übten um ihre Herrschaft zu vergrößern, so rastlos und frei von Bedenken, daß er sogar damals auffiel, der Schrecken seiner Nachbarn und Verwandten. Einen nach dem andern hatte er sie überzogen und aus ihrem Besitz gedrängt. Nicht nur durch Gewalt, sondern, was bei den deutschen Herren nicht gewöhnliche Eigenschaft war, planvoll, ohne Hitze, mit einer innern Freiheit und ruhiger Ueberlegung. Er war ein bewährter Kriegsmann. Man kannte schwerlich die ganze Tüchtigkeit seiner Feldherrnnatur, aber er war erprobt als unermüdlich, immer voran in Kampf und in Ertragung von Reiterbeschwerden, als Führer von schnellem Entschluß und eisenfestem Griff, als durchaus und in allen Lagen muthig.

Rudolf verdankte einen Theil seiner Erfolge der besonderen Stellung, in welcher er, wie vor ihm sein Vater, zu den Bürgern der größten Stadt des Elsasses stand. Seit er die reisigen Burgmannen und Kaufleute Straßburgs befehligte, hatte er für die Stadt harte Kämpfe gegen den Bischof derselben durchgeführt und war bei den Bürgern ein populärer Mann. Ihr Lob verdiente er, denn er stand

gleichgiltiger als vielleicht irgend ein Landherr seiner Zeit zu dem spielenden Idealismus des Ritterthums, ein nüchterner, praktischer Geschäftsmann. Seine Stellung als Hauptmann einer Stadt hatte ihm Gelegenheit gegeben den Werth bürgerlicher Arbeit zu erkennen und die Erwerbenden in ihrem Verkehr zu beschützen. Seit er sich in Besitz der Kyburgischen Erbschaft gesetzt hatte, war er mächtig im Aargau und Thurgau. Dort wurde er Schirmherr der Kaufleute, welche über den Gotthard aus Italien zogen, er wußte die Waarentransporte, welche sein Geleit erkauft hatten, vor dem räuberischen Adel zu sichern, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das achtungsvolle Geleit, welches er einmal dem Erzbischof von Mainz zur Romfahrt gab, ihm die persönliche Neigung und die Wahlstimme des geistlichen Fürsten gewonnen hat.

Die rastlose Rührigkeit, mit der er seine Nachbarn befehdet hatte, war damals gute Empfehlung für den unsicheren Thron, zumal da ihr kluge Pläne nicht fehlten. Und Rudolf besaß noch andere Eigenschaften, die ihn seinen Zeitgenossen werth machten. Er war seinen untergebenen Freunden zuverlässig, ein bequemer und billiger Mann, wo ihn nicht sein eigener Vortheil zur Partei machte. Seine Milde zwar rühmten die Sänger nicht, denn seine Hand war in der Regel leer und seine Eigensucht entbehrte den Schimmer höfischer Freigebigkeit, er war in harter Zeit heraufgekommen und für Kunst und feinen Schmuck des Lebens wenig gebildet; aber er verstand leutselig zu sein, unterzog sich jeder harten Arbeit eines Kriegsmanns, aß im Nothfall Rüben vom Felde und flickte selbst sein gescheuertes Wamms. Wie er sein Lebelang arm an Würde und frei von Bedenken blieb, wo es seinen Nutzen galt, so war er auch merkwürdig frei von Vorurtheilen bei Schätzung einer Menschenkraft. Und er besaß in ruhigen Stunden trotz aller Selbstsucht die gemächliche Gutherzigkeit einer frohen Natur, er machte und vertrug einen groben Scherz, da-

mals unter Deutschen nicht die letzte Eigenschaft populär zu werden.

Er hatte zur Hohenstaufenpartei gehört; man erzählte später, daß Kaiser Friedrich II. bei seiner Taufe Pathe gewesen sei. Noch im Jahre 1267 hatte der Vorsichtige sich von dem armen Konradin das zweifelhafte Recht seiner Kyburger Lehne bestätigen lassen für den Fall daß Konradin König würde. Jedenfalls hatte er den Zorn der Kirche auf sich geladen, er war zweimal, 1249 und 1254, in Bann gethan worden, das letzte Mal, weil er mit seinen Spießgesellen das Magdalenenkloster zu Basel bei Nacht überfallen, angezündet und beraubt hatte. Der letzte Kirchenbann war, wie ihm seine Gegner vorwarfen, gar nicht aufgehoben.

Seitdem hatte sich seine Stellung zum Papst geändert. Um Konradin hatte seine Partei keine Hand gerührt, der Kirche drohte in dem unbändigen und mächtigen Ottokar ein neuer Gegner, wie sorglich auch dieser um die Freundschaft des Papstes bemüht war, und die Unordnung im Reiche bedrängte die geistlichen Fürsten und verminderte die Einnahmen Roms. So kam es, daß in dem Jahr 1273 die Trümmer der Hohenstaufenpartei, in denen die Traditionen der deutschen Reichsherrlichkeit noch am lebendigsten waren, dem Papst eher als Verbündete wie als Gegner erscheinen mußten.

Rudolf war unter den Grafen am Oberrhein einer der mächtigsten, aber er war gegen die großen Reichsfürsten doch nur ein kleiner Herr, und er sollte den Mangel an eigener Hausmacht, so lange er lebte, empfinden. Es gehört zu seinen besten Eigenschaften, daß ihn die Enge seiner Mittel und die Leere seiner Geldtruhe bei einigen großen Gefahren nicht gehindert hat das Höchste zu wagen.

Selbst von dem kleinen Landgebieter forderten die deutschen Fürsten vor der Wahl Sicherheit und Belohnung. Herzog Albrecht von Sachsen und Pfalzgraf Ludwig von Baiern, derselbe, welcher in früheren Jahren sein unschuldiges

Weib in einem Anfalle eifersüchtiger Wuth getötet hatte, versicherten sich seiner guten Dienste dadurch, daß sie Töchter von ihm zur Ehe nahmen. Die übrigen Wahlfürsten wurden durch Geldsummen und Verträge erkauft, worin der König ihnen alte Usurpationen und Rechte bestätigte oder neue verlieh. Aber damit nicht genug. Die Wahlfürsten stellten den neuen König völlig unter ihre Curatel, indem sie wichtige Verträge und neue Verleihungen nicht nur wie bisher von der Beistimmung des Reichstages, sondern von ihrer, der Wahlfürsten, schriftlichen Beistimmung durch Willebriefe abhängig machten.

Daß Rudolf für sein Haus einen Landbesitz brauchte, um sich in dieser demüthigen Königstellung zu behaupten, mußte jedem einleuchten. Solche Ausstattung war aber nur in dem süddeutschen Erwerb König Ottokar's zu finden, und diesen konnte der König erst im Kriege gewinnen, und zwar in einem Kampfe, den die große Mehrzahl der deutschen Fürsten thatlos anzusehen geneigt war.

Es waren also in Wahrheit verzweifelte Verhältnisse, unter denen Rudolf die Königskrone empfing. Das Volk sammelte sich in endloser Menge bei der Krönung zu Aachen, aber die Ausstattung des neuen Königs, welche die Städte des Rheins in Geld, Lebensmitteln und Wein zufuhren, war ein guter Zehrpfennig für den Grafen, kläglich für einen römischen König. Doch Rudolf war ganz der Mann, sich aus solcher abenteuerlichen Lage heraufzubringen. Er hatte nicht die Art von fürstlichem Sinn, welchem Demüthigungen unerträglich sind, er war sein Lebtag ein wagelustiger Spieler gewesen, hatte mit nichts angefangen und vieles durchgesetzt, und war geneigt seinem alten Glück zu vertrauen. Er hatte höchstens einige hundert Ritterpferde und als König auf sehr wenig Einnahmen zu rechnen. Aber er hatte zehn Kinder und er fand als König in vier Söhnen und sechs Töchtern ein reiches Capital, das er zu großen Familienverbindungen

umsichtig verwandte. Und er hat durch diese Politik sein Geschlecht groß gemacht und von dem deutschen Reiche in seinen Jahren eine große Gefahr abgewehrt.

Bevor er den Kampf mit Ottokar begann, mußte er sich mit dem Papst stellen. Er warb demüthig um die römische Gunst und ließ es an Versprechungen nicht fehlen. Im Jahr 1275 ging er nach Lausanne, wohin der Papst über die Alpen gekommen war; dort erwies er dem Statthalter Christi jede wünschenswerthe Demuth, leistete den Eid des Gehorsams und empfing die Bestätigung der Königskrone. Er ließ sich das Kreuz anheften und gelobte nebst vielen Fürsten und Edlen nach dem Morgenlande zu ziehen, was er schon bei der Krönung zu Aachen der Kirche in Aussicht gestellt hatte, als seine Fürsten ihn auf eine glänzende Wolke in Kreuzesform aufmerksam machten. Aber im Ernst dachte er so wenig daran unter dem Kreuz dahin zu fahren, als die Mehrzahl seiner Fürsten, von denen einige ihre Kreuzespflicht im nächsten Jahre nur als Vorwand benutzten, ihm den Kriegszug gegen Böhmen zu weigern. Er versprach dem Papst, nach Rom zu kommen und dort die Kaiserkrone zu empfangen, aber er wies nachher, wie der Fuchs, seine Getreuen auf die Fußspuren, welche nach der Löwenhöhle führten. So lange er lebte, war er an der Reise verhindert. Er bestätigte auch dem Papste alle alten Landansprüche in Italien, außerdem Sardinien und Corsica und einen großen Kreuzzehnten in Deutschland, diesen sollte sein Vertrauter, der neue Bischof von Basel erheben und ihm zur Romfahrt 10,000 Mark abgeben. Endlich scheint er, was für Deutschland wichtiger war, für uns aber nur aus den Folgen erkennbar ist, sich auch zur Unterdrückung der Ketzereien in Deutschland verpflichtet und in diesem Punkte sein Wort nach Kräften gehalten zu haben. Dieselbe Politik der Nachgiebigkeit beobachtete er auch später gegen Rom, er enthielt sich ernstlicher Einmischung in die italienischen Geschäfte mit Recht, war immer devot gegen die kirchliche Autorität, und

als einst ein widerwärtiger Legat des Papstes durch schamlose Habsucht und Wucher so laute Zornesausbrüche der deutschen Fürsten erregte, daß der König den Erschreckten bei der Hand aus der Versammlung führen mußte, da entging der König nicht dem Vorwurf seiner eigenen Partei, daß er Theil habe an den unwürdigen Praktiken des päpstlichen Legaten.

Erst nach großen Opfern an königlicher Autorität konnte er den Feldzug gegen Ottokar beginnen, der bis dahin in hochmüthigen und fruchtlosen Verhandlungen seinem thätigen Gegner Zeit gelassen hatte. Rudolf wußte sich für den Feldzug dadurch den Rücken zu decken, daß er den gefährlichen deutschen Verbündeten Ottokar's, Herzog Heinrich von Baiern, durch einen Separatfrieden auf seine Seite brachte. Auch hier war ihm eine Tochter das Mittel, den wetterwendischen Fürsten an sein Interesse zu fesseln. Der König hütete sich Böhmen zu betreten, brachte, sehr ungenügend von deutschen Fürsten unterstützt, durch eine schnelle Anstrengung Oesterreich und die Nebenländer in seine Hand, erhielt Neustadt durch Ueberraschung, und Wien, welches Ottokar nicht zu entsetzen vermochte, durch Vertrag. Die Fürsten vermittelten Frieden mit Ottokar, welcher Oesterreich, Steier, Kärnthen, Krain als erledigtes Reichsgut in der Hand König Rudolf's ließ und die Bestätigung seines Königreichs Böhmen von Rudolf empfing.

Aber die Bedingungen dieses Friedens, wieder Familienheiraten und daran geknüpfte Aussicht für den Böhmenkönig, einen Theil des verlorenen deutschen Gebietes zurück zu gewinnen, wurden von beiden Theilen nicht gehalten.

Es ist charakteristisch, daß durch diese Erfolge des Jahres 1276 die Stellung König Rudolf's nicht befestigt, eher verschlechtert wurde. Ein Theil seiner Nachbarn, die Städte am Oberrhein und seine Schwiegersöhne hatten ihm im Jahr 1276 Zuzug geleistet, so lange wirkten die Verträge und Spenden der Krönung nach. Jetzt war der König im Besitz einiger wichtiger Reichslande, man wußte, daß er sie für seine

Familie behalten wolle, König Ottokar hatte aufgehört übermächtig zu sein. Rudolf vermochte den begehrlichen Fürsten nichts Neues zu bieten, seine Versuche, Frieden im Reiche zu erhalten und kleineren Uebergriffen entgegen zu treten, erregten Gegner, Ottokar's Gold that das übrige. So geschah es, daß im Jahr 1278, als der neue Krieg ausbrach, Rudolf wahrhaft hilflos war; die Ritterschaft Oesterreichs, verwildert und unzuverlässig, bot ihm keine Stütze, auch die Treue der Wiener war zweifelhaft, Heinrich von Baiern war wieder zu Ottokar gefallen, im Elsaß rührten sich alte Gegner, nur in dem König von Ungarn hatte er einen schwachen Verbündeten gewonnen. Die Ungarn des Ladislaus standen bei ihm, ein Theil der kriegerischen Kumanen auf böhmischer Seite. Hier aber bewährte der sechzigjährige König glänzend seine kriegerische Tüchtigkeit, mit schwachem Zuzug aus seiner Heimat wagte er die entscheidende Schlacht bei Wien, welche König Ottokar in Siegeshoffnung ersehnt hatte. Und nach hartem Kampfe gewann Rudolf die Schlacht, Ottokar verlor sein Leben.

Diese Schlacht auf dem Marchfelde ist nicht nur ein politischer Glanzpunkt in Rudolf's Leben, sie ist auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Es war die letzte deutsche Ritterschlacht, in welcher die alte Turnierweise einen großen Erfolg brachte. Von den Heereshaufen, welche die Könige gegen einander geführt hatten, zählten Ungarn und Kumanen, Bürger und Bauern zu Fuß auf beiden Seiten fast nur als Ziffern und bei der Verfolgung. Die Schlacht selbst wurde entschieden durch den Speerkampf einiger gepanzerter Reiterhaufen, von denen die deutschen und böhmischen Ritter Ottokar's etwa 900, die ungarischen und deutschen Ritter des Königs Rudolf noch weniger Mann zählten. In dem Durcheinander dieses Schlachtturniers wurde Rudolf vom Rosse geworfen, Ottokar „gezäumt" und im Getümmel getötet. Rudolf entschied den Erfolg durch einen Durchbruch à travers mit 50 Rittern.

Erst durch diese Schlacht wurde die Wahl des Habs-

burgers bestätigt. Seinem Hause waren jetzt die österreichischen Landschaften nicht zu nehmen. Er hütete sich mehr zu begehren, bestätigte den Nachfolger Ottokar's in Böhmen und verwandte wieder eine seiner Töchter, um Böhmen mit seiner Familie zu befreunden.

Er hatte sich als König durchgesetzt. Doch er wurde für Deutschland kein Schirmer, wie die stärkeren unter den alten Königen hätten sein können. Er zerstörte eine Anzahl Raubburgen und verkündigte wiederholt seinen Landfrieden, er vermochte nirgend durchgreifend und dauerhaft zu helfen; aber er machte für den Südwest Deutschlands seine Regierungsjahre zu einer besseren Zeit als die Jahrzehnte vorher und nachher gewesen, und diesem Segen seiner Herrschaft bewahrte das Volk ein treues Gedächtniß. Für seinen guten Willen lohnten die Städte dadurch, daß sie ihm in seinen endlosen Geldverlegenheiten Darlehne schafften, er war gern bereit den Städten größere Rechte einzuräumen und sich dafür von ihnen bezahlen zu lassen, und er sorgte dafür, daß die Begnadigungen, die er der einen Stadt gewährte, die Schulden bezahlten, die er bei einer andern gemacht hatte. Dieselben Geldquellen hatten auch die stolzesten Kaiser der Hohenstaufen benutzt, neu war nur, daß Rudolf reichlicher bewilligen und größere Rücksicht darauf nehmen mußte, seine Schulden zu bezahlen. Dennoch muß ihn der fortwährende Geldmangel zu Maßregeln verleitet haben, welche mit Recht Unwillen erregten. Wir sind darüber ungenügend unterrichtet, aber der Ton, in dem sein warmer Lobredner, Ellenhard von Straßburg, im Jahr 1286 seine Protection der Wuchergeschäfte des Legaten Johannes Tusculanus hervorhebt, und jene Katastrophe auf dem Convent von Würzburg lassen schließen, daß die Sache arg war. Gelegentlich wird erwähnt, daß ihn seine Kinder viel Geld kosteten.

Seit der König die böhmischen Angelegenheiten geordnet, war sein unablässiges Bestreben, für seine Familie neue Be-

sitzungen vom Reiche zu erwerben. Aber er hatte darin nicht das Glück seiner ersten Regierungsjahre.

Seine Anstrengung, ein Herzogthum Schwaben für einen seiner Söhne aufzurichten, scheiterte an dem Widerstand der schwäbischen Grafen. Schon wurde die Ländergier des Königs getadelt, größer noch war die Mißbilligung, als er um kleine Beute mit dem Abt von St. Gallen in Zwist gerieth und seine königliche Würde benutzte, um den Gegner in einer Fehde zu verderben, wie sie einst dem Hauptmann von Straßburg geläufig war.

Aber er verlor die kluge Vorsicht nicht, welche ihn abhielt bei seinen Landgeschäften zu viel auf das Spiel zu setzen, und nicht die alte eisenfeste Tüchtigkeit eines Kriegsmanns; wenn er den Harnisch trug, war er den Andern wie der jüngste voran. Das bewies er noch in den letzten Händeln. Seine feindlichen Nachbarn im Elsaß und der Schweiz waren Savoyen und Hochburgund, beide dem Reiche entfremdet, im Einverständniß mit Frankreich. Rudolf zwang in drei Fehden den Herzog Philipp von Savoyen und den Pfalzgraf Otto in Hochburgund dem Reiche den Lehnseid zu leisten. Als sein Heer in einer Burgunderfehde auf steiler Höhe über dem Doubs lag, von welcher kein Roßpfad zu den Feinden im Flußthal führte, unterwarfen sich diese dennoch und sagten: „Wir kennen diesen König, er klettert auf Händen und Füßen herab um uns anzugreifen.“ Es gelang dem König aber nur vorübergehend, den Schatten einer Reichspflicht wieder herzustellen, längs dem ganzen Rhein zog übermächtig der Einfluß von Paris. Und er vermochte noch weniger Burgund an sein Haus zu fesseln, obgleich er hier wieder sein Hausmittel, eine Heirat, versuchte. Diesmal war er selbst fröhlicher Bräutigam.

Auch andere Pläne, die er still gehegt, wurden ihm vereitelt. Seine Söhne starben vor ihm dahin bis auf den hochfahrenden Albrecht, den Herzog des Ostreichs. Die Mühe des Königs, dem gefürchteten Mann die römische Königskrone

und die Nachfolge im Reiche zu sichern, war fruchtlos. Die Mehrzahl der Fürsten war diesmal für die Diplomatie des Greises unzugänglich. Auch sein anderes, groß angelegtes Unternehmen, das er bereits für gelungen hielt, dem Sohn die ungarische Krone zu erhandeln, wurde vereitelt. Er hatte seinem Sohn Albrecht schon die Lehnbriefe des Reichs für Ungarn ausgestellt, da erhielt der Gegenkönig Andreas die Oberhand und der Papst erklärte die Königskrone Ungarn nicht für kaiserliches, sondern für päpstliches Lehn. Rudolf hinterließ seinem Hause nur die großen Projecte, für welche er als Kaiser gearbeitet, eine Familienverbindung mit Böhmen, eine Partei und Ansprüche in Ungarn, und den Wunsch Burgund durch Vermählung zu erwerben. Was der große Planmacher ausgesonnen, das wurde eines nach dem andern in den nächsten Jahrhunderten erreicht, und es wurde erreicht genau mit denselben Mitteln, die er angegeben, durch ein System von Heiraten und Verschwägerungen und durch Fügsamkeit gegen Rom, erreicht in Gleichgiltigkeit gegen die deutschen Interessen des Reichs und trotz aller Geldbedrängnisse. Mehr als einer der Nachkommen hat dieselben tiefen Demüthigungen erfahren, denen der Alte sich fügen mußte, Kaiser Friedrich III. fuhr auf einem Ochsenwagen in das Reich, und dem ritterlichen König Max steckten seine eigenen Landsknechte einen Strohwisch an die Thore der Stadt Arras und boten die Stadt einem zahlungsfähigen Bieter feil. Dennoch wurde mit den Mitteln König Rudolf's sein Geschlecht das erste und stolzeste Herrengeschlecht von Europa. Die Erfolge und die welthistorische Bedeutung der Nachkommen haben auch das Bild des Ahnherrn in der Phantasie der Geschichtschreiber mit fremden Zügen versehen. Für das edle Haus Habsburg war er der große Ahn, nicht eben so groß ist er für uns Deutsche. Und wir haben für seine Beurtheilung bei der Mangelhaftigkeit der Quellen einen zwar in Einzelheiten versagenden, aber im ganzen untrüglichen Maßstab.

Zu dem Wesen des alten Reiches gehörte, daß es nach keiner Seite feste Grenzen hatte, sie verliefen allmählich in Unbotmäßigkeit und fremder Herrschaft. Es hatte auch keine Hauptstadt und festen Mittelpunkt, wo sich die Lebenskraft der Nation am stärksten regte. Des Reiches Herz war bald hier, bald dort, immer in dem Stamm, dessen Herrengeschlecht gerade die Kaiserkrone trug. In der Sachsenzeit griff der deutsche Norden erobernd über Skandinavier und Slaven, unter den Schwaben war die schaffende und erhaltende Kraft des Reiches beim Süden. Ein starker Fürst trieb das Lebensblut bis in die entferntesten Glieder des Reiches, ja darüber hinaus, dann mußten die Könige von England, Ungarn, Polen, Dänemark dem Reiche Gehorsam schwören. Darum messen wir die segensvolle Wirkung eines Königslebens darnach, ob ihm gelang den ganzen Leib des Reiches in Gehorsam zu vereinen und die Außenländer wenigstens in Scheu und Frieden zu erhalten. Da König Rudolf die Krone nahm, gehörten die Provence, Burgund und Dauphiné, Hennegau, Flandern und Lothringen nur nach alter Volksmeinung zum deutschen Reich, und im Osten war die Zugehörigkeit Böhmens, Mährens, Schlesiens fast eben so zweifelhaft. Als Rudolf die böhmische Macht brach und Oesterreich, Steier, Krain für seinen Sohn erwarb, und als er später die Verbindung Schlesiens mit Böhmen vorbereitete und den König von Böhmen durch Reichsschenkenamt und Wahlstimme von neuem in das Reich fügte, da that er etwas Großes für das zerrüttete Reich. Aber den Westgrenzen ist er ein Wiederhersteller nicht geworden. Er vermochte nicht sich im Elsaß eine Hausmacht zu gründen, welche den Schwerpunkt dahin gelegt hätte, wo er am nöthigsten war, an den Rhein; einige Jahre nach seinem Tode begannen die Hirten und Bürger der Thäler, in denen er seine treueste Mannschaft gefunden hatte, den siegreichen Freiheitskampf gegen seine Nachkommen. Auch im innern Deutschland blieb seine Thätigkeit für das Reich in so engen

Grenzen, daß man kaum sagen darf, Rudolf habe über dem deutschen Reiche als König gewaltet. Erst zwei Jahre vor seinem Tode hatte er Zeit und Willen, die kaiserliche Macht bis nach Thüringen auszudehnen, wo die Verwirrung unerträglich geworden war. Ueber Thüringen hinaus ist er nie persönlich gereist, in ganz Norddeutschland war sein Regiment und Einfluß nicht der Rede werth. Wie wenig er sich um die Hälfte des deutschen Bodens gekümmert hat, das zeigt jeder Blick auf die erhaltenen Urkunden und landesherrlichen Acte seiner Canzlei. Die norddeutschen Städte suchten in dieser Zeit der Königslosigkeit sich selbst zu helfen, sie zogen die Bande alter Handelsgenossenschaft enger, in denen allmählich die Hansa zusammenwuchs.

Lange hofften die Gegner des Alten vergebens auf seinen Tod. Mit 66 Jahren hatte er noch ein 14jähriges Kind, die schöne Isabella von Burgund, zur Gemahlin genommen, und die Hofleute lachten spöttisch, wenn er seine junge Frau, oder nach dem Rath gefälliger Aerzte auch andere Frauen vor Aller Augen liebkoste. Aber der an seinem Hofe so würdelos tändelte und zu Erfurt mit dem Bierkruge auf der Gasse lief, blieb zu Rosse ein Feldherr, im Rath der kluge Geschäftsmann bis an sein Ende. Als ihm der Arzt meldete, daß seine Lebenskraft zu Ende gehe, — wie erzählt wird, während er neben seiner jungen Gemahlin am Schachbrett saß, — da fügte er sich vorsichtig und geschäftsmäßig in das Unvermeidliche, wie er sich als König dem übermächtigen Willen des Papstes und seiner Fürsten gefügt hatte, und er eilte, sich bei Zeiten das Letzte zu sichern, was ihm übrig blieb, ein Kaisergrab zu Speier. Wol hatte er sich in Kampf und klugem Rath ein Recht erworben neben den ältern Kaisern zu ruhen, denn er hatte durch Kriegszüge, Familienverbindungen und Verträge mit den Fürsten die Grundlagen eines neuen Reichslebens geschaffen, das, wie ungenügend immer, dem deutschen Volke die Möglichkeit gab selbständig zu dauern, bis die Arbeit

von Millionen Kleiner sich in der Kraft eines Mannes zusammenschloß, welcher Reformator und Bildner des deutschen Lebens werden sollte; aber dieser eine war kein Habsburger und kein König, sondern ein thüringischer Mönch.

Wie König Rudolf durch das Volk seiner Zeit angesehen wurde, soll der folgende Bericht deutlich machen. Es sind seine treuen Landsleute im Elsaß, die von ihm melden. Unter den Quellen für seine Geschichte haben zwei aus seinem Heimatland hier besonderes Interesse. Das eine ist die Chronik, welche Ellenhard, ein rittermäßiger Straßburger, Vorsteher der Bauhütte des Doms, anfertigen ließ, das andere sind Aufzeichnungen der Predigermönche von Kolmar, beide lateinisch geschrieben. Die letzteren sind hier zu Grunde gelegt, aus der gebildeteren Chronik Ellenhard's nur wenige Sätze zur Vervollständigung des Zusammenhanges eingefügt. Die Aufzeichnungen von Kolmar, welche unter dem Titel „Jahrbücher", „Chronik" und „Beschreibung des Elsasses" von Jaffé*) herausgegeben sind, wurden nicht deshalb gewählt, weil sie die Geschichte König Rudolf's am besten erzählen, sondern weil sie in naiver Weise eine volksmäßige Behandlung der Geschichte zeigen, welche seit den Hohenstaufen in lateinisch und bald in deutsch geschriebenen Städtechroniken in den Vordergrund tritt. Es sind nicht mehr die vornehmen Benedictiner, welche schreiben, sondern kleine Leute, Bettelmönche, Stadtschreiber und ehrliche Bürger, welche aus dem Gesichtskreise ihrer Mauern die Weltereignisse beurtheilen. Ihre Handschriften geben uns das Kleinleben der Geschichtschreibung, eine Auffassung, welche geneigt ist den historischen Stoff in Anekdoten

*) Bei Pertz, Monum. script. XVII. Da die Berichte von Kolmar, wie sie uns erhalten sind, aus verschiedenen Aufzeichnungen zusammengeschrieben sind und die Beschreibung des Elsasses aus kurzen Notizen locker zusammengestellt ist, so war es für den vorliegenden Zweck erlaubt, in der wortgetreuen Uebersetzung einiges wegzulassen, an anderen Stellen die Reihenfolge der Sätze anders zu ordnen.



umzubilden, mit der behaglichen Zurichtung, durch welche das Volk sich große Ereignisse verständlich macht. Aber diese Erzählung ist doch nicht mehr die alte epische, es ist bereits viel von dem guten Gedächtniß und der scharfen Beobachtung des Details darin, welche der nüchterne Realismus des letzten Mittelalters nirgend verleugnet. Die „Beschreibung des Elsasses" und die „Chronik von Kolmar" erzählen Folgendes:

„Es giebt eine Gegend in deutschen Landen, Elsaß genannt, sie ist vom großen Meere 61 Meilen oder 70 Meilen entfernt, so daß ein Mann den Weg gut in drei Wochen machen kann. Diese Gegend liegt zwischen der Stadt Straßburg und Basel, ist 16 Meilen lang und 3 breit, wie man insgemein rechnet. Sie liegt am Rhein. Noch vor kurzer Zeit schied der Rhein die Stadt Breisach von dem Elsaß, im Jahr 1295 zog er sich an dieser Stelle auf die andere Seite des Berges. Er hatte keine Brücke, sondern die Leute setzten auf Schiffen über. Der Fluß Rhein entspringt aber im Süden und fließt gen Norden drei Tagereisen von Kostnitz bis zum Elsaß, und er geht mitten durch Deutschland.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren die Städte Straßburg und Basel gering an Mauern und Kirchen, aber noch geringer an Häusern. Die festen und guten Häuser hatten wenige und kleine Fenster und Mangel an Licht. Kaufleute waren wenig und fast alle galten für reich. Meister im Handwerk gab es wenige, auch sie wurden unter die Reichen gerechnet. Wenig Wundärzte, noch weniger Aerzte, wenig Juden. Ketzer waren an vielen Orten in Fülle, diese aber rotteten die Brüder vom Predigerorden mit großer Hilfe der Landesherren ruhmvoll aus. Die Handwerker waren ohne große Kunst, aber später kamen sie darin viel weiter. Die Edlen hatten in den Dörfern kleine Thürme, die sie vor ihresgleichen kaum vertheidigen konnten. Die Ritter trieben Jagd, Fischerei, Turniere, Kampfspiele, Frauenliebe, und fast alle hielten einfache Unzucht für gar keine Sünde. Jeder Knecht

warb um wessen Magd er wollte, und wenn er sie durch Bitten oder Gaben gewonnen hatte, kam er bei Nacht und Tage zu ihr. Dafür besorgte er ihr das nöthige Schuhwerk, und so befreite der Liebhaber die Herrin von diesem Aufwand. Die Ritter hatten Panzer von großen, dichten und schweren Ringen.

Karren waren wenig und die Elsässer gebrauchten ihre Wagen ohne Eisen. Mit Eisen beschlagene Wagen kamen später aus Schwaben nach Elsaß. Man hatte nur eine Art kleiner Hühner, aber später wurden Hühner mit Bart und Kamm und ohne Schwänze, sehr groß mit gelben Beinen aus entfernten Ländern durch Fremde hergebracht. Man sah auch nur eine Art von Tauben und Ringeltauben, die griechischen Tauben aber, welche gefiederte Beine haben, und viele andere Arten wurden später nach dem Elsaß gebracht. Es gab um 1200 viele Wälder im Elsaß, welche das Land an Korn und Wein unfruchtbar machten. Man fand große und hohe Bäume, welche 9 oder 10 Fuß in der Dicke hatten. Die Bauart der Häuser mit Gyps war noch nicht bräuchlich, denn erst viel später, um 1290, wurde in der Stadt Dürckheim von den Einwohnern Gyps gefunden, d. h. die Erde, aus welcher der Cement gemacht wird; auch die Erde, welche Mergel heißt und durch welche die Aecker von den Bauern gedüngt werden, wurde nach 1200 gefunden.

Um das Jahr des Herrn 1200 waren im Elsaß wenige Geistliche, und einer genügte in 2 oder 3 kleinen Dörfern die Messe zu lesen. Viele Geistliche waren in Wissenschaft schwach, weshalb sie nicht klugen Rath geben konnten. Auch hatten die Geistlichen insgemein Beischläferinnen, weil die Bauern sie dazu gewöhnlich anhielten; denn sie sagten: der Pfaff kann nicht enthaltsam sein, deshalb ist besser, daß er nur ein Weib hat, als daß er die Weiber von Allen versucht oder erkennt. Die Stiftsherren und die Ritter erkannten Nonnen von Adel. Herr Heinrich, der Bischof von Basel, hinterließ bei seinem Tode 20 Kinder als Waisen der Sorge ihrer Mütter.

Daselbst war Graf Rudolf von Habsburg aus dem Geschlechte des Herzogs von Zähringen im April des Jahres 1218 seinem Vater, dem Grafen Albrecht von Habsburg, geboren. Dieser war Landgraf in Ober-Elsaß und von Kindheit in reisigem Dienst erzogen, denn er war bei seinen Lebzeiten Hauptmann der Reisigen [und Fähnrich]*) der Stadt Straßburg. Nach dem Tode des Vaters folgte Rudolf in seiner Stelle und wurde ebenso Hauptmann der Reisigen von Straßburg. Es war dieser Mann lang von Leibe, sieben Fuß groß,**) hager mit kleinem Kopf, bleichem Antlitz und langer Nase, hatte wenig Haare, schmale und lange Hände und Füße. In Speise, Trank und anderen Dingen war er enthaltsam, ein weiser, fürsichtiger Mann, er erwarb die größten Reichthümer und war doch immer in der größten Bedrängniß. Er hatte viele Söhne und Töchter, die er alle mit großem Vermögen und Ehren ausstattete. Da nun Graf Rudolf sah, daß die Grafen, seine Nachbarn, viel Reichthum hatten, er aber gegen Andere in Armuth und Dürftigkeit steckte, so dachte er darauf, wie er zeitliche Schätze erfassen könnte. Er erwog auch, daß er große Habe durch Gebet oder Gerechtigkeit schnell zu ergreifen nicht vermöge, und bedachte bei sich, daß er seine Nachbarn mit Fehde überziehen wollte.

Damals lebte ein edler und reicher Jüngling mit Namen

*) Das Eingeklammerte bei Fritsche Closener, Straßb. Chronik.

**) In einer Handschrift steht der Zusatz: „Er hatte 7 Fuß weniger 2 Finger, der Jud Ebenlang 7 Fuß, der Herr von Baldeck 7⁴/₁₀ Fuß, Ritter Kunrad im Gefolge des Kaisers 3½ Fuß. Im Durchschnitt haben die Männer 6 Fuß und zwei Fingerbreiten, kleine Leute findet man von 4½ Fuß. — Da nach einer Zeichnung in der Handschrift der damalige elsassische Fuß 10½ Zoll rheinländ. Maß ausmacht, so wissen wir, daß Rudolf von Habsburg grade 6 Fuß preuß. Maß hielt; für Durchschnittsmaß eines Mannes aber galt 5 Fuß 4½ Zoll preuß. Es scheint, daß seit dem Jahr 1300 die Manneslänge in Deutschland nicht verringert ist. Allerdings meldet diese Notiz nichts von dem Zahlenverhältniß zwischen dem Mehr und Minder des mittleren Durchschnitts. — Viele der erhaltenen Rüstungen und Helme sind auffallend klein.

von Tufenstein, und er hatte eine Burg, auf die er sehr vertraute. Der Graf Rudolf aber hätte seine Güter gern gehabt, wenn er sie an sich bringen konnte. Da er Gelegenheit fand, begann er den Jüngling zu belagern, aber da er ihn mit Gewalt nicht bewältigen konnte, machte er einen falschen Frieden mit ihm und legte ihm durch einige aus seinem Gesinde einen Hinterhalt, und diese erschlugen den Jüngling schmachvoll. Darauf begann Graf Rudolf den Grafen Gottfried von Lauffenberg zu befehden, einen wackeren Knappen, den Sohn seines Oheims, und verwüstete ihm viele Dörfer. Der Graf Hartmann der Aeltere von Kyburg hatte sich mit einer Tochter des Grafen von Savoyen vermählt; da er aber sah, daß er von ihr keine Söhne haben könnte, gab er seine Besitzungen dem Herrn Bischof von Straßburg, wie man sagte unter der Bedingung, daß die Gräfin einige Güter auf Lebenszeit frei besitzen sollte, und später sollten die Besitzungen den Nachfolgern der Straßburger Bischöfe zukommen. Als aber der Graf von Kyburg gestorben war, nahm Graf Rudolf von Habsburg fast alle Habe und Güter mit Gewalt, obwol Viele sagten, daß er nicht der rechte Erbe sei. Der Graf Rudolf hat, wie man weiß, mit verschiedenen Herren Zwist und Fehde gehabt, mit den Grafen von Savoyen, von Rapperswyl, von Hohenberg oder Homberg, mit dem Abt von St. Gallen, mit Eberhard Bischof von Constanz, mit den Bürgern von Bern, mit dem Bischof Heinrich, seinem Vetter.

Nach dem Tode des Kaisers Friedrich nahm jeder der Herren vom Reichsgut, was er fassen konnte, in Besitz. Graf Rudolf aber nahm Breisach und behielt es einige Zeit in seiner Gewalt. Der ehrwürdige Herr Heinrich Bischof von Basel sagte dem Grafen Rudolf: „Breisach gehört mir, weil ich es nach Erbrecht besitze.“ Der Graf Rudolf aber sagte: „Wenn du mir 1000 Mark Silber für mein Recht geben willst, so verspreche ich Stadt und Burg in deine Gewalt zu geben.“ Der Bischof gab ihm 900 Mark und erhielt so die Stadt,

die er behielt, bis Rudolf zum römischen König gewählt wurde. Da aber unterdeß der Graf Rudolf den Bischof wieder ungebührlich belästigte, lud ihn der Bischof zu sich und sagte: „Vetter, höre auf mich zu quälen und ich will dir freiwillig 100 Mark Silber geben.“ Der Graf war willig und hielt dieses Jahr Ruhe. Im folgenden Jahr fing der Graf zum zweiten Mal an den Bischof zu beunruhigen. Wiederum gab er 100 Mark, damit er ihn nicht mehr quälen sollte, und wieder gab ihm dieser eine zweite Ruhe von der Quälerei. Im dritten Jahr forderte der Graf Rudolf von dem Bischof 200 Mark, weil er sie brauche, denn er sei in viele Schulden verstrickt. Da sagte der Bischof: „Ich schäme mich ferner zinspflichtig zu sein, mit 200 Mark will ich mich so umschanzen, daß ich keine Gewalt fürchte.“ Darauf fing Graf Rudolf an seinen Vetter, den Bischof von Basel, nach Kräften zu befehden. Der Bischof aber und die Bürger von Basel drangen mit Macht in das Dorf Blotzheim am Rhein, welches damals neu verschanzt war durch Graben und Brustwehr, und verwüsteten alles was darin war. Darauf belagerte der Graf Rudolf die Herren von Toggenburg, die Schwestersöhne des Herrn Bischofs, und bedrängte sie hart, der Bischof dagegen zerstörte aus Haß gegen den Grafen Rudolf die Veste Wertenberg, die neu erbaut und schön vollendet war. Darauf nahm der Bischof die Veste Rheinfelden, welche unüberwindlich schien, mit Gewalt ein und zog sie an sich. Da Graf Rudolf sah, daß er mit Gewalt dem Bischof Heinrich nicht widerstehn konnte, so gab und verhieß er Geschenke den Rittern und Bürgern des Bischofs. Die Ritter des Bischofs waren dem Grafen insgeheim günstig und achteten den Bischof nicht. Da der Bischof das merkte, traute er sich nicht mit seinen eigenen Leuten gegen den Grafen zu ziehen, und da Graf Rudolf das wußte, so ging er unbesorgt seine Wege.

[*) Unterdeß versammelten sich auf Befehl des Papstes

*) Das Eingeklammerte aus Ellenhard und Fritsche Closener.

die Fürsten zu Frankfurt, um über die Wahl eines römischen Königs zu handeln. —

Die Wählenden hielten untereinander verschiedene Handlungen und Versammlungen und konnten über die Wahl nicht einig werden, und sie brachten einander in das Gedächtniß alle Edlen in allen Kreisen deutschen Landes. Da kam auf göttliche Eingebung der Burggraf Friedrich von Nürnberg, und als er vernahm, daß sie unter sich nicht einig werden konnten, mahnte er sie, daß alle übereinkämen einhellig den Herrn Rudolf Grafen von Habsburg zum römischen König zu wählen, der von Alters her bewährt sei durch Gerechtigkeit, Billigkeit und Rechtschaffenheit. Sobald die Fürsten, welche gegenwärtig waren, seinen Namen hörten, stimmten sie mit geneigtem Sinne überein und wählten diesen Herrn Rudolf zum König der Römer; nur allein Ottokar König von Böhmen nicht, der war nicht zugegen und wollte auch seine Stimme nicht geben zu dieser Wahl. Eiligst sendeten die Fürsten den genannten Burggrafen zum Grafen Rudolf wegen der Bestätigung ihrer Wahl.

Der Burggraf machte sich also auf, kam in den oberen Elsaß und fand den Herrn Rudolf vor Basel bei der Belagerung dieser Stadt. Der Burggraf sprach:] „Die Wahlfürsten thun euch kund: wenn ihr eure Töchter diesen und diesen Herren vermählen wollt, so werden sie euch zum König der Römer wählen.“ Dieser antwortete: „Dies und alles andere werde ich erfüllen.“ Da zeigte der Bote Allen die Wahl und den Bestätigungsbrief. Als der König diese sah, sagte er allen seinen Leuten: „Haltet Friede mit Allen und laßt alle Gefangenen frei.“ Als die Herren dies hörten und sahen, riefen sie: „Es lebe der König!“ und erwiesen ihm königliche Ehre. —

[Als die Mähr nach Basel kam, erschrak der Bischof Heinrich so sehr, daß er aus großem Kummer einige Zeit darauf starb, und er sagte zu denen, die bei ihm waren: „Niemand ist ärger, als der Arme, wenn er erhöht wird,“

und er murmelte, wandte sich hin und her und sprach: „Wenn einem lebenden Menschen möglich wäre auf Gottes Stuhl zu kommen, so würde der Herr Rudolf auch Gottes Nachfolger werden.“]

Als Graf Rudolf am Tage vor Allerheiligen zum König Deutschlands gekrönt wurde, erschien um die neunte Stunde eine große weiße Wolke, wie ein Kreuz gestaltet, die später in blutroth sich umwandelte. Als dies die Fürsten dem Herrn König meldeten, sagte er: „Wenn der Herr mir Leben und Glück bescheert, so will ich über's Meer ziehen, dann will ich für meine großen Sünden mein Blut dem Herrn Jesus Christus weihen.“

Vor der Geburt des Königs Ottokar hatte seine Mutter einen Traum, daß sie einen Wolf statt eines Knaben empfangen habe. Dieser Wolf unterwarf sich das Böhmerland und verschlang die benachbarten Länder mit Gewalt, aber über diesen Wolf kam ein Löwe, zerriß ihn mit seinen Klauen und nahm sein Gut. Darauf wurde dem König von Böhmen ein Sohn geboren (1230), den er zärtlich liebte; dieser war ein schöner Jüngling von brauner Farbe, mittler Größe, breiter Brust, stattlichem Antlitz, tapfer, weise, an Beredsamkeit übertraf er die Weisen und Philosophen. Diesem gab der Vater eine Frau und machte ihn zum Markgraf in Mähren. Der Jüngling begehrte das Königreich des Vaters und zwang endlich seinen Vater das Land zu räumen. Aber der Vater erwarb die Hilfe der Markgrafen von Brandenburg und Meißen und sie belagerten die Stadt Prag und den Sohn mit einem Heere. Der Sohn floh aus der Stadt und ließ das Königreich dem Vater. Darnach vermehrten sich in Böhmen die Deutschen, durch diese erhielt der König einen unermeßlichen Schatz aus Gold- und Silberbergwerk.

Als der König gestorben war, bemächtigte sich sein Sohn Ottokar (II.) des Königreiches, er verjagte die Deutschen und bekämpfte den Adel und unterjochte die Nachbarn, vielen wurde

er Feind und treue Diener hatte er wenige. Als seine Frau ohne Kinder starb, erhielt er vom Papst Dispens eine Nonne aus dem Kloster der Predigermönche in Trier zu heiraten, die Schwester Margaretha, welche einst Königin von Deutschland gewesen war.*) Wenige Jahre darauf erwarb er durch sie Oesterreich.**) Da er von dieser keine Kinder hatte, so forderte er von den Bischöfen Erlaubniß eine andere zu heiraten. Diese antworteten: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Darauf räumte ihr der König die Stadt Krems mit ihren Erträgen ein, dort lebte sie wie eine Wittwe und starb nach wenig Jahren. Der König aber nahm die Tochter eines Kumanen zur Frau, von der er viele Söhne und Töchter erhielt. Durch seine Frauen hatte er viel Land erworben, und wie die Leute sagten, besaß er Thürme voll Gold und Silber und hatte fast alle seine Feinde besiegt.

Als aber die Edlen, welche unter Herrschaft oder Gewalt des Königs von Böhmen lebten, von der Wahl des Königs Rudolf hörten, freuten sie sich sehr, weil sie hofften von der Herrschaft des Böhmenkönigs befreit zu werden. Sie sandten Briefe und Boten zum römischen König und baten demüthig, daß er in ihr Land komme, weil sie das Reichsgebiet, welches der Böhmenkönig durch Gewalt besaß, seiner Herrschaft unterwerfen wollten. — Denn der König von Böhmen besaß Baierland, Kärnthen, Krain, Steier viele Jahre in sicherem Besitz. — Jetzt erschrak er und versammelte einen Rath seiner Fürsten und sagte: „Schwört mir Treue." Da schworen alle. Auch die Bürger aller Städte schworen ihm Treue und gaben ihm ihre Söhne als Geiseln. — Und der König von Böhmen forschte fleißig bei den Predigermönchen, bei den Minderbrüdern und Anderen, die er für kundig hielt, nach der Art

*) Es war die Wittwe des Hohenstaufen Heinrich VII., des Sohnes von Kaiser Friedrich II. Die Heirat fand vor Ottokar's Thronbesteigung statt.

**) Er hatte Oesterreich schon 1251 gewonnen.

dieses Königs. Da sagte ihm ein Predigermönch mit Namen Rüdiger, der ein großer Redner war und den Grafen Rudolf genau kannte: „Herr König, wenn ihr mir es verstattet und nicht zürnt, so will ich euch die Art seines Landes und seine Art berichten." Darauf sprach der König von Böhmen: „Sprich frei, und ich werde dir deshalb nicht feind sein." Da sagte der Bruder Rüdiger: „Herr König, Graf Rudolf von Habsburg ist mager, lang, hat eine große Adlernase, ist enthaltsam in Nahrung, an Jahren alt, aber noch kein Sechziger, er hat viele, nämlich neun Kinder,*) ward von Jugend auf in große Dürftigkeit gestellt, ist den Seinen treu und von Kindheit an mit Waffen, Krieg, Fehde, mit Unglück und unendlicher Arbeit vertraut. Er siegt mehr durch klugen Rath als durch Heereskraft, und außerdem wird er durch Glück gestärkt. Am Sonnabend begeht er kein Unrecht, wie man sagt, und läßt die Seinen keines begehn, aus Scheu vor der heiligen Jungfrau Maria." Da sprach der König von Böhmen: „Gutes und Uebles hast du von diesem Grafen gesagt, aber mehr als alles andere müssen seine Feinde fürchten, daß er Glück hat."

Als König Rudolf die Botschaft der edlen Böhmen erhalten hatte, wäre er ihnen stracks zu Hülfe gekommen, aber er konnte das Rheinland nicht verlassen. Da er aber in eigener Person nicht zu den Böhmen hinüberziehen konnte, kamen einige derselben selbst nach dem Elsaß und baten den König flehentlich, er möchte nicht aufschieben in die Länder des Böhmenkönigs zu kommen, und sie wollten ihm ihr ganzes Land übergeben. Der Römerkönig Rudolf war den Bitten der Herren geneigt, er warb selbst alle Ritter, welche er werben konnte, und befahl den Seinen allen in Waffen mit ihm aufzubrechen, weil er eilig in fremdes Land reisen müsse. Viele versprachen ihm Geld, aber sie konnten es nicht aufbringen.

*) Das zehnte wurde unter der Königskrone geboren.

Der König Rudolf fuhr aus seinem Land mit wenigen, aber von Tag zu Tag warb er mehr Ritter. Da er aber nach Mainz kam, sagte zu ihm der Herr von Klingen: „Herr, wer ist der Hüter eures Schatzes?" Da antwortete ihm der König: „Ich habe nicht Schatz, nicht Geld, nur fünf Schillinge in schlechter Münze." Da sagte ihm der Herr von Klingen: „Wie wollt ihr dann für euer Heer sorgen?" Da antwortete ihm der König: „Der Herr hat immer für mich gesorgt, er kann auch auf dieser Fahrt für mich sorgen." Freudig zog der König vorwärts und blieb immer in der größten Bedrängniß.*) —

Der römische König aber zog mit dem genannten Heere vor die Stadt Wien und belagerte sie so stark, daß auf der einen Seite der Stadt niemand sicher ein- und ausgehn konnte ohne seinen Willen. Die Wiener aber in der Gefahr wußten nicht was sie thun sollten, endlich hielten sie einen Rath, vertrugen sich mit dem römischen König und ehrten ihn mit großen und schönen Geschenken. Da aber der Böhmenkönig sah, daß er dem römischen König nicht widerstehn konnte, demüthigte er sich und übergab sich seiner Gnade. Die Fürsten aber versöhnten die Könige unter diesen Bedingungen: der Böhmenkönig sollte seine Tochter einem Sohne des Königs Rudolf verheiraten, sein Königreich, wie es recht war, von ihm als Lehn zurückempfangen und 300 Ritter mit verdeckten Rossen zum Heer des Königs führen, wenn dieser wollte.

Der König von Böhmen bereitete sich sogleich mit vielen Rittern und Rossen, geschmückt mit goldenem Gewand und Edelsteinen, das Königreich Böhmen vom römischen König als Lehn zu erhalten. Als dies die Vornehmen des Königs Rudolf merkten, berichteten sie es freudig dem Könige und sprachen: „Herr, rüstet euch mit köstlichem Gewande, wie einem König ziemt." Da sprach der König: „Der Böhmenkönig hat mein

*) Es ist ein Bettelmönch, welcher hier zum Leser spricht, ihm wird die fröhliche Armuth des Königs zu einem poetischen Refrain.

graues Kleid oft verspottet, jetzt aber soll mein graues Kleid ihn verspotten." Darauf sagte er seinem Schreiber: „Gieb mir deinen Mantel, damit der Böhmenkönig über meine Armuth lache." Als der Böhmenkönig herankam, sagte der römische König seinen Rittern: „Wappnet euch, rüstet eure Rosse und macht euch so schön ihr könnt, wie zum Kampf, dann stellt euch in Reihe auf beide Seiten des Weges, da der König kommt, zeiget den Ruhm deutscher Waffen diesen Barbarenvölkern." Die Ritter thaten nach dem Willen des Königs; da kam der König von Böhmen in goldenem Gewande, glänzend in Königspracht, fiel dem römischen König zu Füßen und bettelte demüthig von ihm die Verleihung seines Königlehns. Da bewilligte der Römerkönig dem Böhmenkönig sein Königreich und die Königrechte, und rühmte ihn vor allen Umstehenden als seinen lieben Freund. Als der römische König das that, trug er ein graues Wamms, sah gemein und demüthig aus und saß auf einem Dreibein.

Nach wenigen Wochen reute den Böhmenkönig, daß er sich dem Römerkönig unterworfen hatte. Denn er sah, daß König Rudolf zwar viel Gutes gewonnen hatte, aber doch immer in der größten Bedrängniß war. Darum und wegen anderem machte er seine Tochter zur Nonne, die er dem Sohn des Königs Rudolf zur Ehe versprochen, und weihete sie feierlich in ein Frauenkloster vom Orden der Minderbrüder.

Und da er auch sah, daß König Rudolf nicht durch Heimlichkeit noch durch Rath und Gewalt zu besiegen war, so wollte er ihn durch Bestechung besiegen. Und er sandte einigen Rittern in Oesterreich vieles Geld, damit sie im Kampfe den König verließen oder wo möglich durch ihren Rath hinderten. Er versprach auch sechzehn Rittern 1000 Mark Silber, wenn sie ihm den König Rudolf lebend, oder verwundet, oder tot brächten. Er sandte auch den Rittern in Ungarn Geld, daß sie ihn selbst nicht angreifen oder doch nur schwach beunruhigen sollten. Dies erwies später der Ausgang. Er sandte

auch und versprach den Herren Bischöfen, Grafen und Freien am Rheine, damit sie dem König Rudolf nicht zu Hilfe kämen oder ihn gar nach Kräften angriffen. Das thaten auch einige nach ihren Kräften, und sie hätten es ärger gethan, wenn es der König in etwas versehen hätte. Deshalb kamen auch dem König Rudolf nur 200 Ritter zu Hilfe.

Als dies der römische König vernahm, befahl er seinen Fürsten, als dem Ungarkönig, dem Sachsenherzog, dem Baierherzog, vielen Rittern, dem Bischof von Basel, seinem Sohn dem Landgrafen von Elsaß, mehren Bischöfen und allen Getreuen und dem Herrn von Baldeck, ihm eilig mit aller Rüstung, die sie aufbringen konnten, zu Hilfe zu kommen. Er sagte aber: „Wenn ihr um Mariä Geburt nicht da seid, kann mir der größte Schaden geschehen." Der Ungarkönig hörte günstig auf den König Rudolf und kam mit 14,000 gerüsteten Männern nach Wien. Aus Oesterreich hatte der König viele Ritter mit verdeckten Rossen gesammelt. Er hatte außerdem die Stadt Wien mit vielem Kriegsvolk, aber auf sie alle verließ sich der König nicht und traute nicht mit ihnen den Böhmenkönig zu bestehn. Er hoffte nämlich, daß sein Sohn mit vielen Rittern kommen werde, für ihn Gut und Leben zu wagen. Da aber zur gesetzten Zeit die erwähnten Ritter nicht kommen konnten, wurde der römische König unmäßig betrübt, denn er war verlassen und ermangelte des Raths und der Hilfe. Dazu kamen die Bürger von Wien zum Könige und sprachen: „Herr, die Euren haben euch verlassen und ihr habt keine Mannen, mit denen ihr dem Böhmenkönig widerstehn könnt. Wir bitten euch, wir wollen uns selbst einen Herren wählen, damit wir nicht mit eurem Gesinde umkommen." Da bat der König sie flehentlich und sagte: „Harret nur noch kurze Zeit, damit wir sehen, was sich thun läßt." Darauf ließ er die Burg sorglich bewachen und befahl seinen Knechten, kleinen und großen, daß keiner einem Bürger bei irgend einem Anlaß trotzig oder verächt-

lich antworte, „denn das könnte uns allen an Gut und Leben gehn."

Da König Rudolf so in Gefahr stand, sammelte der Herr Heinrich Bischof von Basel, ein Bruder des Minoritenordens, ein weiser und vorsichtiger Mann und treuer Freund des Königs, und Herr Konrad Wernher, Untervogt des Elsaß, genannt von Hattstadt, einen Haufen von 200 wohlgerüsteten Rittern mit verdeckten Pferden. Diese beiden vereinigten sich in Basel, zogen zusammen nach Schwaben, dort gesellte sich ein Graf mit 100 Rittern auf verdeckten Rossen zu ihnen und sie fuhren zusammen vorwärts. Auf der Fahrt hatten diese Ritter Sorge vor vielen Herren und zogen mehre Tage ihren schweren Harnisch nicht aus. Da sie nach Wien zum deutschen König kamen, hatte dieser große Freude. Da frug der König: „Weshalb ist mein Sohn nicht in eurer Gesellschaft gekommen?" Da antworteten sie ihm: „Euer Sohn rüstet sich mit 500 Rittern zu kommen, und der Graf von Pfürt und der Graf von Mömpelgard und die Andern sind mit vielen trefflichen Rittern auf der Fahrt." Insgeheim aber meldeten sie dem König das Gegentheil von allem und sagten: „Herr König, nicht euer Sohn und nicht ein anderer eurer Freunde kann euch alsbald in euren Nöthen zu Hilfe eilen, erwägt also, was ihr thut." Da antwortete er ihnen und sprach: „Ich will, daß ihr einen Tag rastet und darauf in die Schlacht zieht, mir ist Genüge, daß ich euch habe mein Haupt zu beschirmen. Ich vertraue auf Gott, der mich wunderbar zu dieser Würde auserwählt und wunderbar in ihr gestärkt hat, ich hoffe, er wird in seiner Gnade auch jetzt mir durch ein Wunder helfen." Dies sagte er und sie meldeten seine Worte den Ihren: „Wappnet euch alle morgen zur Schlacht, denn wir müssen tapfer mit dem Gesinde des Königs von Böhmen kämpfen." Da liefen alle Knechte des Königs Rudolf zu den Beichtigern, meldeten ihre Sünden, verziehen ihren Feinden und bereiteten sich gläubig zur Communion.

Denn Todesgefahr schien über allen zu schweben. Das ganze Heer des Königs Rudolf trug ein weißes Kreuz, aber das Heer des Königs von Böhmen ein grünes Kreuz. Der König von Deutschland stand in größter Sorge um sich und die Seinen, der König von Böhmen aber war des Sieges sicher, weil er guten Verheißungen der Feinde wunderlich vertraute. Darum sprach er: „Wer mir wahr verkündet, daß König Rudolf mit den Seinen die Donau überschritten hat, dem will ich gern 20 Mark spenden."

Am dritten Tage nach der Ankunft des Herrn Bischofs von Basel und des Herrn Konrad Wernher von Hattstadt, als am Tage vor St. Bartholomäus, zog König Rudolf mit seinem Heere aus Wien, um mit dem König von Böhmen eine Schlacht zu liefern. Denn der König von Böhmen war mit seinem Heere nahe zur Stadt Wien gekommen. Der Böhmenkönig hatte sein Heer in mehre Schaaren, nämlich in drei, getheilt, denn er hatte viele tausend kumanisches Fußvolk, dann hatte er eine Schaar von verschiedenen Reitern und Fußvolk, dann hatte er eine Schaar von verdeckten Rossen und ungefähr 900 Ritter. König Rudolf theilte sein Heer ähnlich in drei Theile. Er hatte den König von Ungarn mit 15,000 Ungarn. Dieser König war ein Jüngling von achtzehn Jahren und ging nicht in die Schlacht, weil König Rudolf das nicht wollte. Der Herr und Bischof von Basel saß auf einem verdeckten Rosse, mit schönen Waffen angethan, und wäre sehr gern in die Schlacht gezogen, wenn der Wille des Königs ihm das erlaubt hätte. König Rudolf hätte gern gesehen, wenn die Ungarn mit den Kumanen zusammengeschlagen hätten, aber sie wollten diese nicht angreifen. Der König Rudolf hatte eine zweite Schaar und diese stellte er gegen das Heer des Böhmenkönigs. Das Heer des Böhmenkönigs aber war stärker und zwang sie zu weichen. Da König Rudolf die Seinen wanken sah, führte er seine dritte Schaar, 300 Ritter mit verdeckten Rossen, auf die er sich zumeist verließ, gegen

den Böhmenkönig und traute mehr auf den Herrn als auf die eigene Macht. Als der Böhmenkönig den König Rudolf gegen sich ziehen sah, griff er allein trotzig die Feinde an und durchstach viele; dreißig Ritter, seine Leibwache, halfen ihm kräftig. Endlich war der König von Böhmen ermattet, wurde von einem Unedlen gefangen und seiner Waffen beraubt. Und der König wurde so entgürtet geführt. Da folgte ihm ein Ritter und rief: „Das ist der König, der meinen Bruder schändlich getötet hat, er büßt die That.“ Er zog sein Schwert und schlug dem König in's Antlitz eine schwere Wunde. Ein Anderer aber folgte ihm und durchbohrte den Leib des Königs mit dem Schwerte. Der Mann aber, welcher den Böhmenkönig gefangen hatte, zürnte sehr und hätte ihn gern vertheidigt, aber er vermochte es nicht.

König Rudolf kämpfte tapfer gegen seine Feinde. Endlich kam ein tapferer Mann und stach nach dem König, aber da er ihn nicht bewältigen konnte, durchbohrte er das Roß des Königs mit dem Speer. Da stürzten der König und das Roß, und der König lag auf den Boden gestreckt ohne jede Hilfe, und legte seinen Schild auf sich, damit er nicht unter den Rosseshufen schmählich umkam. Nachdem die Rosse vorüber waren, wollte ihn einer von der Todesgefahr befreien und hob ihn, so gut er konnte, vom Boden. Da rief der König: „Rüstet mir schnell ein Roß.“ Dies geschah, er stieg sogleich auf und rief stark die Seinen zur Hilfe. Es kamen aber von den Seinen etwa fünfzig zu ihm. Mit diesen brach der König von der Seite in das Heer des Böhmenkönigs und theilte es in zwei Theile und bedrängte stark den hinteren Theil. Der vordere Theil des böhmischen Heeres aber schrie: „Sie fliehen, sie fliehen!“ und wollte das Heer des Königs Rudolf täuschen. Aber je mehr sie schrien, desto mehr stachen die Deutschen in sie. König Rudolf aber jagte den hinteren Theil des Heeres in die Flucht. Da sie aber den Rücken wandten, folgten ihnen die Ungarn. Sie drängten

die Kämpfenden und verfolgten die Flüchtigen, sie nahmen gefangen, schlugen nieder und töteten. Und es war eine gemeine Rede, daß in diesem Treffen 14,000 Menschen geblieben sind."

So erzählten um 1300 die kleinen Mönche des Elsaß von ihrem königlichen Landsmann, stolz auf ihre deutsche Art und auf die Kriegsthaten ihres alten Nachbars.

Aus der Mitte des alten Reiches waren die Könige des sächsischen, fränkischen, schwäbischen Stammes heraufgewachsen; Rudolf stammte vom linken Rheinufer, und die bedeutsamste That seines Lebens war, daß er seine Hausmacht vom deutschen Westen in den Osten an die böhmische und ungarische Grenze verlegte. Von ihm bis zu dem böhmischen Winterkönig bestimmen die Interessen von Oesterreich und Böhmen die Geschicke Deutschlands.

Es war nicht sein Haus allein, welches aus den Grenzländern Frankreichs nach Osten herübersprang, denselben Weg und dieselben Mittel der Herrschaft suchte nach ihm das Grafengeschlecht der Luxemburger. Rudolf's Nachkommen wußten dies neuere Königsgeschlecht durch Heirat und Erbschaft in sich aufzunehmen.

Der Fritz Hohenzollern von Nürnberg war es, welcher die Erhebung des Hauses Habsburg betrieb. Als 400 Jahre nach Rudolf das Kaisergeschlecht der Habsburger die Kraft verlor, sein altes Geburtsland, den Elsaß, vor dem Einbruch der Franzosen zu retten, da war es wieder ein Nachkomme jenes Friedrich, der diese Schmach Deutschlands am tiefsten empfand. Seitdem ging allmählich die Leitung der höchsten Interessen Deutschlands von der Ostmark an der Donau über auf die andere Ostmark an der Oder, in welcher die Zollern ihren Staat gegründet hatten.

Auch darum beginnt mit dem dreißigjährigen Kriege und dem großen Kurfürsten die neue Geschichte Deutschlands.

4.

Auf den Straßen einer Stadt.

(Nach 1300.)

Zwischen dem Jahrhundert der Hohenstaufen und dem Jahrhundert des ersten Bücherdrucks liegt ein Zeitraum, der uns in vieler Hinsicht weniger bekannt ist als die große Zeit vorher. Alles scheint in Auflösung, überall Krieg, Fehde, Zerstörung, und doch wachsen in dieser Zeit die Städte, und die friedliche Arbeit derselben gedeiht reichlicher und kunstvoller; hart ist der Egoismus, arm an Zucht und guter Sitte scheint das Leben, und doch weiht dieselbe Zeit fast jedes menschliche Verhältniß durch feste Ordnungen und sinnvollen Brauch, und frommer Tiefsinn ist geschäftig dem Glauben und Gewissen der Menschen reinere Lehre und innigere Frömmigkeit zu erringen. Ueberall Zersetzung und Vernichtung alter Lebensformen und wieder daraus die großartigsten politischen Bildungen, die Germanisirung weiter Landschaften, das Ordensland Preußen, die Hansa. Das Reich war nie machtloser und doch hat es nie eine Periode gegeben, wo die Herrschaft der Deutschen sich so weit über die alten Grenzen nach Norden und Osten ausbreitete.

Noch auffallender werden diese Gegensätze, wenn wir die Menschen nahe betrachten, welche sich in dieser Zeit tummeln. Keine Periode ist so arm an Charakteren, die als Führer über das Volk hinaufragen, und doch empfinden wir überall die Wirkungen der tüchtigsten Menschenkraft. In keiner Zeit,

seit das deutsche Volk die Erbschaft des Alterthums übernommen hat, treten die Individuen so sehr zurück; es ist auch nicht mehr wie in der Urzeit gemeinsames Bedürfniß und gemeinsamer Inhalt der Seelen, der in praktischer und idealer Thätigkeit zu Tage kommt, die schöpferische Kraft ist in viele einzelne Kreise getheilt, deren Interessen oft feindlich gegen einander arbeiten; was schafft und groß macht, sind nicht die Einzelnen, nicht das ganze Volk, es sind die Vereine. In der Genossenschaft sucht der Einzelne Schutz, Herrschaft, Behagen und derben Genuß, so die Handwerker, Kaufleute, die Städte, die Ritter.

Es sind auch andere Schichten des Volkes, welche das neue Leben darstellen. Fürsten, Adel und Ritter haben aufgehört eine freie und edle Bildung zu haben, Bischöfe, Stiftsgeistliche und alte Mönchsorden sind reich und bequem geworden, ja in wüstes Schwelgen, in Roheit und Unwissenheit zurückgefallen. Es sind jetzt Tausende von Kaufleuten, Handwerkern und kleinen Bettelmönchen, welche die besten Interessen des Volkes vertreten, indem sie für sich selbst sorgen.

Die Morgensonne, welche seit Karl dem Großen über dem deutschen Volke steht, erleuchtet nicht mehr die hohen Gipfel mit glänzendem Strahl, das eintönige matte Licht des aufsteigenden Tages fällt in die dämmrigen Thäler, ein gleichförmiges Grau liegt über dem deutschen Lande, überall rührt sich darin die Tagesarbeit des jungen Volkes, aber dem entfernten Auge sind viele Einzelheiten schwer erkennbar.

Die Menschen sind uns einförmiger und ärmer an Gemüth, der Sinn der großen Mehrzahl ist nach außen gekehrt; hart und rücksichtslos suchen sie ihren Vortheil, überall geht der Streit um Geld und Gut, Habe und Hufen, sehr nüchtern und realistisch ist der Grundzug der Zeit. Auch der Genuß scheint eines Theils der Poesie entkleidet, welche der Deutsche sich so leicht um seine Freuden spinnt. Es ist ein Geschlecht arm an Illusionen und arm an schöner Erfindung, aber

unermüdlich rührig, hartnäckig, unzerstörbar, von großartiger Willenskraft.

Aermlicher ist der schriftliche Ausdruck eigener Gefühle und Gedanken, als in früherer Zeit. Ein Mann der Geschäfte, welcher Anderen gebietet, ergreift nur selten die Feder, der kleine Bürger und der arme Mönch erzählen, was ihre Stadt durch Fehden und Unglücksfälle gelitten, oder was ihnen sonst als ungewöhnlich auffiel, aber sie haben nicht das Bedürfniß aus dem Privatverkehr zu berichten. Am wenigsten die Ereignisse ihres eigenen Lebens, das verdeckt dahinfließt unter der Strömung städtischer Interessen. Längere Zeiträume, große Landschaften, gewaltige Thaten fanden unter den Zeitgenossen keinen erträglichen Geschichtschreiber, die norddeutschen Kaufleute und deutschen Kreuzritter haben die großartigsten Erfolge durch sehr männliche Arbeit errungen, die Kunde davon auf andere Völker und spätere Menschen zu bringen hat ihnen nicht am Herzen gelegen. Im Gegentheil. Sie wollten nicht, daß man die Pfade ihrer Heere und Flotten erkenne. Auch das ideale Schaffen des Einzelnen zeigt dieselbe Armuth. Diese ganze Zeit hat in Deutschland keinen starken Dichter hervorgebracht, nur wenige, welche so viel Originalität haben, wie Heinrich der Teichner, ihr eigenes Urtheil über die Welt gegen das Treiben der Andern zu setzen; fast nur in Schwänken und kleinen Geschichten erreicht die gestaltende Kraft wirksame Darstellung. Die zahlreichen gereimten Chroniken in deutscher Sprache haben bei unbehaglicher Breite doch fast sämmtlich rohe Form und dürftigen Inhalt. Nur das Lied, das auf den Straßen gepfiffen und gesungen wird, kann die treuherzige Innigkeit deutscher Menschen nicht verleugnen; auch der Sänger ist einer aus der Menge, ein fahrender Schüler, ein Reiterknecht, ein Bürgersohn oder Handwerksgesell, das sagt er wol selbst in dem letzten Vers und freut sich, daß es ihm mit dem Liede so wohl gelungen ist.

Wo der Mann sich dem Behagen der Stunde hingiebt, liebt er derben und massenhaften Genuß, an die Stelle verfeinerter Empfindung ist eine grobe Laune getreten, Neigung zu Possen und Eulenspiegeleien; sogar in das Ritual des Glaubens bringt frech das burleske Spiel der Straße, aus ernster und harter Arbeit sucht der Deutsche Erholung in Narrheit. Aber der Grundzug deutschen Wesens ist in dieser Zeit massiver Menschenverstand und praktische Klugheit.

Ueberall, in Kampf und Arbeit, in Poesie und Genuß, gilt der Einzelne an sich wenig, alles seine freie Bruderschaft, die sich gegen Andere abscheidet und bei jeder Macht der Erde Begünstigung sucht gegen die Andern. Unter seinen Gesellen reitet und hämmert, singt und zecht der Mann, und einer sieht vielen andern ähnlich.

In dieser Periode sind die Städte Bewahrer der besten treibenden und bildenden Kraft, alle große Erfindung, fast jeder Fortschritt wird durch sie geschaffen oder doch gefestigt.

Unter den Sachsen- und Frankenkaisern hatte der König seine Reichsstadt, der Bischof oder Herzog seine Landstadt unter den Schutz einer Burg gestellt, sein Graf oder Dienstmann führte die Stadtreisigen, erhob Thorzölle und Abgaben vom Grunde und von Verkaufsbänken, sein Schultheiß oder Vogt saß den Schöppen der Stadt vor, welche das Recht fanden über Bürger und in Händeln des Marktes. In der Stadt standen obenan die reisigen Burgmannen und freien Kaufleute, sie zumeist bildeten den Reitertrupp der Gemeinde und waren Beisitzer des Schöppengerichts, neben ihnen siedelte die Masse der Angezogenen: Handwerker, Knechte, Tagearbeiter, ursprünglich selten Freie, sondern Hörige und Unfreie.

Die Handwerker aber hatten um 1300 sämmtlich die Rechte freier Leute. Und die Städte waren geschäftig ihren geldbedürftigen Herren Besitz der Burg, Zollrecht, Steuern, Gericht durch Kauf, zuweilen in offener Auflehnung durch Blut und Waffen abzuringen. Das Regiment der Stadt

ging auf die reisigen Dienstmannen und Kaufleute über, welche sich zu einer regierenden Aristokratie verbunden hatten. Die reisigen Burgmannen, welche gewöhnlich in der Stadt oder in der Markung ein festes Haus zu Lehn besaßen, suchten wie ihre Genossen auf dem Lande den Ritterschild, sie waren die Vornehmen in jeder ansehnlichen Stadt, außer wo sie durch Bürgerzwist ausgetrieben waren, wie eine Zeit lang in Cöln, oder wo sie sich gar nicht einbürgern durften, wie in Hamburg, und noch bestand in vielen Städten ein verfassungsmäßiger Unterschied zwischen ihnen und den Kaufleuten. Wer Handelschaft trieb, durfte nach Lübischem Recht nicht Mitglied des Rathes werden, und Spuren ähnlicher Zurücksetzung des Kaufmanns finden sich in anderen alten Stadtrechten.

Dafür gab es nach Auffassung jener Zeit einen unwiderleglichen Grund. Der Kaufmann konnte seinem Beruf nur in des Königs Frieden nachgehn, er bedurfte den Schutz Anderer und konnte nicht Schutz gewähren wie ein Ritter. Wenn er mit seinen Wagen und Knechten auf der Reichsstraße dahinfuhr, sollte er sein Schwert nicht an der Seite tragen, sondern am Sattel, damit er es etwa gegen Räuber ziehen konnte. Bot er an fremdem Markt seine Waaren feil, so fand er nur Sicherheit durch den Königsfrieden, er war nach alter Anschauung durch sich selbst in fremdem Lande rechtlos, er konnte kein Lehn erwerben und wurde neben dem Juden und dem fahrenden Manne genannt; in der Fremde war er Händler, dessen Heimwesen man nicht kannte, der große Kaufmann wie der heimatlose Krämer hatten nur das Marktrecht. Das verschlechterte sein Ansehen.

Aber der reisende Kaufmann war auch in seiner Heimat nicht wohl geeignet im Rath zu sitzen, denn er war einen großen Theil des Jahres auswärts, vielleicht in Italien, in Polen, unter den Nordleuten. Es erschien nicht seßhaft und bürgerlich, daß er umherschweifte und in der Fremde seine Baarschaft mehrte, und man behauptete, daß ihm bei der

häufigen Abwesenheit nicht immer die Ordnung seines Hauses gedieh; kam er von weiter Fahrt zurück, so fand er wol unerwartet einen neuen Inlieger in der Wiege seines Hauses, oder die gestorben, für deren Zukunft er Gut erworben.

Aber derselbe Mann war an Weltklugheit leicht den Fürsten und Bischöfen überlegen, er kannte Sprache, Recht, Sitten der fremden Völker, war an ein hartes Leben in Gefahren und unsicherem Rechtsschutz gewöhnt, zäh, gewandt, unerschrocken. Er wußte in der Fremde mit jedermann zu verkehren, mit dem König und dem wilden Reiter in einsamer Herberge; überlegen wußte er seinen Vortheil zu verfolgen, mit spähem Auge und unablässiger Selbstbeherrschung. Und er brachte heim, was einen Zauber ausübte, wie ihn unsere geldreichere Zeit gar nicht begreift. Die Kostbarkeiten, die er mit sich führte, waren Sehnsucht und Poesie von jedermann, durch ihn kam alles Seltene und ganz Unerhörtes in die Landschaft; er besaß das Geld, womit man die Höchsten der Erde gewinnen konnte, den Papst, daß er Nonnen verheiratete, den Kaiser, daß er ganze Haufen Unedler zu Rittern machte und Pathe stand bei den Kindern eines Bürgers. Geld erwarb, wie man klagte, die Liebesgunst edler Frauen und alle denkbare Herrlichkeit der Welt. Der Kaufmann verlieh und verschenkte, er gewann guten Willen, wo er ihn nur brauchte, kaufte Häuser und Güter und machte einen großen Theil der Bürger abhängig von seinem Wohlstand und seinem Geschäft. Seine Erfahrung und seine Geldmittel waren der Stadt in gefährlicher Zeit unentbehrlich, und er wußte wieder zu machen, daß die Stadt ihre ganze Kraft daran setzte seine Geschäfte zu fördern.

Es war also natürlich, daß er mit dem übrigen aristokratischen Theil der Stadtbevölkerung eng verwuchs. Auch die Familien alter Lehnsleute und Burgmannen in der Stadt trieben Kaufmannschaft. Der eine Sohn trug den Schild und besaß Lehngüter, der andere ritt mit den Frachtwagen auf der Straße; wer nicht selbst reisen wollte, legte einen

Theil seines Vermögens in Genossenschaft zum Handel an, oder er ließ seine Söhne, Vettern, Diener reisen und saß als großer Herr im Rath.

In wenigen Städten überdauerte der alte Unterschied zwischen den Familien der großen Geschlechter das 14. Jahrhundert.

Ritterbürtige der Stadt und Kaufleute sind eng verschwägert, ihre Blutsfreunde sind in anderen Städten mächtig, sie regieren die Städte im Frieden, führen häufig die bürgerlichen Heerhaufen im Kriege, sind einflußreiche Diplomaten am Kaiserhofe. Auch gesellig schließen sie sich gegen die übrige Bürgerschaft ab. Die Kaufleute haben ihre besondere Innung und ein Heiligthum, — schon um das Jahr 1000 ist in Magdeburg eine Kirche der Kaufleute, — ihre Söhne behaupten Stellen in den geistlichen Stiften der Stadt, sie leben stolz, reichlich, gastfrei in ihren Trinkstuben und Höfen. Durch sie werden die großen Bündnisse der fränkischen, schwäbischen, rheinischen Städte, der Hansa möglich, sie bilden seit 1300 die Geldmacht Deutschlands.

Neben den Geschlechtern stand die regierte Bürgerschaft, gegliedert in Innungen, in diesen die Männer des besitzenden Mittelstandes als die Herren. Die Innungen waren Genossenschaften derer, welche ähnliche Erwerbsinteressen hatten in Handwerk und Kramhandel, auch sie hatten gemeinsamen heiligen Altar oder Kapelle, um das Wohl ihrer Mitglieder im Jenseits zu fördern, und eine Kasse zur Unterstützung für Kranke und Hilflose und zu ehrlichem Begräbniß.

Wer Handwerk gewinnen wollte, der mußte wenigstens drei Jahr als Kind lernen, bevor er Knecht wurde. Als Knecht arbeitete er dann nach Handwerksordnung bei einem Andern, der das Handwerk selbständig betrieb. Schnell wurde das Wandern der jungen Gesellen Brauch und Gesetz. Es war sicher uralt, wir finden es aber erst seit dem 13. Jahrhundert erwähnt.

Einst hatten die Handwerker im Hofe oder unter der Burg eines Herrn gesessen, da war denen von gleichem Gewerb ein oder mehre Meister gesetzt worden; seit die Handwerker persönliche Freiheit und selbständige Ordnung ihres Handwerks gewannen, wurde bei den meisten Handwerken Meister allmählich ein Ehrentitel nicht nur der Innungsvorsteher, sondern jedes, der das Handwerk mit Bürgerrecht in selbständigem Haushalt betrieb. Nur in der großen Genossenschaft der Bauhandwerker, welche in ihrer Bauhütte gern Maurer, Tüncher, Zimmerleute, Steinmetzen vereinigte, blieb der Name Meister länger ehrende Bezeichnung des obersten Vorstehers, der um 1300 wol einer aus den Geschlechtern war.

Nicht jeder Handwerker der Stadt brauchte um 1300 zu der Innung seines Handwerks zu gehören, nicht jedes Handwerk war als Innung geeinigt, und nicht jede Innung bestand aus Männern desselben Handwerks, oft waren mehre zu einer Brüderschaft verbunden. Und noch machte die Stadtgemeinde den Anzug fremder Arbeiter leicht. Da bemühten sich die Innungen zuerst durchzusetzen, daß jeder, der ihr Handwerk trieb, Mitglied ihrer Brüderschaft werden mußte, demnächst, daß die Aufnahme in der Brüderschaft abhängig wurde von den Vorschriften, welche sie für Lehre und Ausübung des Handwerks gesetzt hatten.

Dieselben Genossenschaften hatten seit früher Zeit auch eine militärische Bedeutung, denn der Bürger war verpflichtet unter dem Banner seiner Innung Kriegsdienst zu leisten, die Knechte, wie es scheint, in leichterer Rüstung. Die Bürger auch darin im Gegensatz zu den Geschlechtern, daß sie in der Regel zu Fuß kämpften.

Endlich, jede dieser Innungen war nach deutscher Weise eine Schwurgenossenschaft, deren Mitglieder gelobt hatten „Liebe und Leid" mit einander zu tragen, sie umfaßten mit ihren Knechten und abhängigen Leuten die große Mehrzahl der Städter; jedem einzelnen Meister waren die Genossen

seiner Werkstatt und seines Hofes wieder durch Gelöbniß verbunden. Eine Bürgerschaft, so fest gegliedert, in dem Selbstgefühl des Wohlstandes und physischer Ueberlegenheit, konnte auf die Länge nicht ertragen von der Regierung der Stadt ausgeschlossen zu sein. Die Geschlechter aber gaben Veranlassung zu gerechten Beschwerden, ihr Regiment wurde als hart und parteisüchtig verklagt und ihre Verwendung der Stadtgelder als höchst gewissenlos. Sie wählten aus ihrem kleinen Kreise den Rath, oder der Rath, dessen Mitglieder jährlich wenigstens theilweise wechselten, bestimmte selbst die Nachfolger. Gegen diese alten Schäden, welche überall der Herrschaft regierender Familien anhängen, vereinigten sich die Innungen sämmtlich oder in der Mehrzahl zu Klagen, endlich zu offenem Aufstand. Kaum eine Stadt auf deutschem Boden, in welcher nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Rathsstühle umwarf; in den meisten Stadtmauern wechselten wilde Aufstände und erzwungene Theilnahme der Handwerksmeister am Rath, gänzlicher Ausschluß der Geschlechter von der Regierung und kurze Zeiten einer patricischen Reaction. Aus diesen inneren Kämpfen erwuchs eine gemischte Verfassung, welche den Innungsgenossen eine Theilnahme am Schöppengericht und der Verwaltung sicherte, den Geschlechtern doch den Hauptheil der Geschäfte überließ, aber mit dem Gefühl größerer Verantwortlichkeit.

Freilich war in den Städten noch weniger möglich als auf dem Lande, den Uebergang aus einem Beruf und Stand in den andern zu hindern. Wer heut Handwerker und Zunftgenosse war, wurde morgen Kaufmann und konnte in wenig Jahren Reichthum und Bedeutung gewinnen, welche ihn zum Eidam alter Geschlechter machten; und wieder einzelne Geschlechtsgenossen versanken in Dürftigkeit oder traten in das Handwerk ein. Zumal in den Ehen war Ebenbürtigkeit gar nicht zu erhalten; dieser Umstand verdarb dem Geschlechter in der Folge das Turnierrecht, aber er sicherte ihm auf Jahr-

hunderte die Verbindung mit neu angesammeltem Capital und führte unablässig frisches Blut in seine Häuser. Wer das Leben der vornehmen Stadtfamilien in diesem und den nächsten Jahrhunderten mustert, der bemerkt mit Verwunderung, wie schnell — verhältnißmäßig — die Namen der Familien in einer Stadt sich ändern, sie sterben aus oder ziehen weg und neue Namen treten an ihre Stelle. Und dieser Wechsel wird auffälliger, da die Ehen der Geschlechter, früh geschlossen, bei verhältnißmäßig größter Sicherheit des Lebens häufig einen erstaunlichen Kinderreichthum zeigen. Es war wol ein seltener Fall, daß Konrad, der Ahnherr der Stromer in Nürnberg, von drei Frauen 33 Kinder hatte, sein Sohn 15 Kinder, und wieder dessen Sohn 18 Kinder, welche den Vater überlebten. Aber auch in anderen Familien war die Vermehrung oft ungewöhnlich stark; und es sieht aus, als ob die Jugendkraft der Nation damals, wo der Einzelne weniger galt und mehr gefährdet war als jetzt, leichter einen Ueberfluß an Menschen hervorbrachte, welche zu vielen Tausenden über die Elbe und Oder und thalab der Donau ziehen konnten und die ungeheuren Verluste einer Pest in den Jahren 1349 und 1350 ergänzten.

Auf einer fast unabsehbaren Verschiedenheit der localen Verhältnisse regt sich die gestaltende Kraft in den Städten, jede Stadt hat ihre eigene Geschichte, in keiner ist Recht, Entwicklung, Schicksal den Nachbarstädten völlig gleich. Jede der größeren bildet einen kleinen Staat, hat eigenthümlichen Antheil an der großen Entfaltung der Production in den nächsten Jahrhunderten und zeigt dem Beschauer einen originellen Charakter. Zuweilen gliedert sich das Leben einer Landschaft durch zwei Hauptstädte, in Schwaben sind Ulm und Augsburg, in Franken Nürnberg und Frankfurt, welche als Reichsstädte das ältere Bamberg überwachsen, in Baiern das herzogliche München und das freie Regensburg, welches um 1300 nebst Erfurt wol die größte Stadt Deutschlands war, die

Mittelpunkte der Landschaften. Dann die beiden Endpunkte des Elsaß, Basel und Straßburg, in der Schweiz Zürich und Bern, am Mittelrhein Mainz und Cöln, daneben die alte Kaiserstadt Aachen, unter allen Reichsstädten am meisten durch kaiserliche Privilegien begnadigt. In Thüringen Erfurt und an der Elbgrenze Magdeburg, im Gebiet der Saale Halle und Leipzig, an der Nordsee Hamburg und Bremen, an der Ostsee aber die jüngste der Hansaschwestern, welche alle an Macht und Ruhm überwuchs, die Furcht der Könige, Lübeck. Endlich in dem östlichen Deutschland, das fremdem Volksthum abgerungen war oder jetzt colonisirt wurde, an der Donau der große Markt Wien, an der Moldau das vielthürmige Prag, welches durch ein halbes Jahrhundert für die Hauptstadt Deutschlands gelten konnte, und noch weiter im Osten der neue Markt Breslau, erst vor kurzem nach deutschem Stadtrecht geordnet, aber bereits ein wichtiger Vorposten deutscher Cultur.

Bei großen Verschiedenheiten ist aber doch sehr auffallend, wie viel Gemeinsames diese Städte in Aussehen und Wandlungen haben. Nicht nur in den Ordnungen, welche eine Stadt von der andern entlehnt, auch in den inneren Kämpfen, den Fehden mit äußeren Feinden und in der Veränderung, welche ihre Verfassung und Production erfährt, steht das Gleichartige für uns obenan. Deshalb wird hier der Versuch gemacht, das Tagesleben einer ansehnlichen Stadt im Anfang des 14. Jahrhunderts in kurzem Bilde zu schildern. Wie wenig ein Tag, der ruhig verläuft, in dem Leben einer Stadt bedeutet: uns, den späten Nachkommen, gewährt er doch manchen lehrreichen Eindruck, welcher vielleicht dazu hilft, das Fremdartige jener Zeit zu verstehn.

Noch liegt die Stadt um 1300 zwischen Wald und Wasser, von Holz, Teich, Bruch und Haide umgeben. Aus der Haide führt die Straße durch die Landwehr, einen Wall mit Graben, der die Flur und ihre Gemarkung in weitem

Kreise umzieht, der Wall ist mit Dornengebüsch und Knicken besetzt die Feinde abzuhalten. Ueber die Baumgipfel des Waldes und auf den benachbarten Höhen ragen einzelne Wartthürme, schmucklose Steinbauten, zuweilen mit hochgelegener Thür, die nur durch eine Leiter zugänglich wird, oben mit Umgang oder Plattform. Hinter der Landwehr zeigt sich die Stadt, die Morgensonne glänzt von hoher Kuppel der Stadtkirchen, von dem riesigen Holzgerüst des neuen Doms, an welchem gerade gebaut wird, und von vielen großen und kleinen Thürmen der Stadt. Sie stehn, aus der Ferne betrachtet, dicht gedrängt, nicht nur an Kirchen und Rathhaus, auch zwischen den Häusern, als Ueberreste alter Befestigung, oder an einer Binnenmauer, welche die alte Stadt von einem neueren Theile scheidet; dann hat die innere Mauer auch Thore, die bei Nacht zu großer Belästigung der Bürger noch geschlossen werden. Sehr groß ist die Zahl der Mauerthürme und die Menge wird noch vermehrt — München hatte damals gegen 100, Frankfurt zwischen 60 und 70, kaum eine menschenreiche Stadt weniger. — Diese Thürme, quadratisch oder rund gebaut, von ungleicher Höhe und Dicke, sind bei einer reichen Stadt mit Schiefer oder Ziegeln gedeckt, vielleicht mit metallenen Knäufen versehen, welche im Sonnenlichte wie Silber glänzen, kleine Fahnen darauf und hie und da ein vergoldetes Kreuz. Auch Erker springen aus der Mauer vor nach dem Stadtgraben, sie sind zum Theil heizbar, zierlich gedeckt und mit metallenen Kugeln geschmückt. So wird die alte Stadt gewaltig dem Anblick, und der Buschreiter, welcher von seinem Klepper auf den ungeheuren Steinkasten schaut, denkt begehrlich bei blinkenden Kreuzen und Knöpfen an die tausend herrlichen Dinge, welche die Stadtmauer seinem Wunsche vorenthält. Aber zwischen ihm und der Stadt steht auf einer Anhöhe der Rabenstein, und schwarze Vögel fliegen dort um formlose Bündel an dem hohen Stadtgalgen. Beim Hochgericht vorbei führt der Weg durch Aecker, Weiden und Ge-

müsegärten. Noch außerhalb der Mauern sind Menschenwohnungen, hier ein Ackerhof mit Steinhaus, Stall und Scheuer, wahrscheinlich Landbesitz eines Geschlechters, auch er mit Mauer, Graben und Zugbrücke umgeben. Auf luftigen Stellen drehen nahe der Mauer Windmühlen ihre Flügel, wo ein Bach durch Wiesen läuft, klappern die Räder der Wassermühlen. Liegt die Stadt an größerem Fluß, dann sind Schiffsmühlen mit gewaltigen Radschaufeln gebaut, im Schutz der Mauern und Thürme, damit die Stadt in einer Nothzeit nicht des Brotes entbehre. Und führt außerhalb der Mauer eine Brücke über den Fluß, so hat sie unten schwache Eisböcke zum Schutz und bildet oben einen gedeckten Gang, mit Thürmen an beiden Ufern; in der Mitte der Spannung steht wol das Bild des Schutzheiligen, mit Crucifix und einem Opferstock, in welchen der Bürger, stolz auf seine stattliche Brücke, freiwillig einlegt, damit der Stadt die Erhaltung der Brücke leichter werde.

Doppelt sind alle größeren Thore, um das Außenthor steht ein festes Werk, ein dicker Thurm oder ein Wighaus, dahinter liegt die Brücke über den breiten Stadtgraben, in welchem der Rath Fische hält, trotz dem Schlamm.

Wer am Morgen die Stadt betritt, der begegnet sicher zuerst dem Stadtvieh. Denn auch in den großen Reichsstädten treibt der Bürger Landbau auf Wiesen, Weiden, Aeckern, Weinbergen der Stadtflur, die meisten Häuser, auch vornehme, haben in engem Hofraum Viehställe und Schuppen. Der Schlag des Dreschflegels wird um 1350 in Nürnberg, Augsburg, Ulm nahe an dem Rathhaus gehört, unweit der Stadtmauern stehn Scheuern und Stadel, jedes Haus hat seinen Getreideboden und häufig einen Kelterraum. Denn der Weinbau wird damals, wie bekannt, in fast ganz Deutschland versucht, nicht nur in Thüringen, auch in der Mark und Pommern, ja sogar in dem neuen Ordensland Preußen. Begeht die Stadt frohe Weinlese, dann rücken Bewaffnete in das Feld,

damit die schwärmenden Städter vor einem Ueberfall sicher sind. Von außen sieht die Stadt aus wie der prächtige Steinpalast eines Riesenkönigs, von dem kleinen Platz am Binnenthor wie ein großes Dorf, trotz der höheren Häuser. In den Gassen der Stadt traben die Kühe, ein Schäfer führt mit seinem Hunde die Schafherde auf die nahen Höhen; auch im Stadtwald weidet das Vieh, aber das wird gerade in diesem Jahrhundert als schädlich für das Holz erkannt und hier und da verboten, ja kluge Städte säen sogar Wald an, z. B. Nürnberg im Jahr 1368 mehre hundert Morgen. Große Flüge von Tauben heben sich aus den Gassen, sie sind Lieblinge der Bürger, seltene Arten werden gesucht, einer sucht sie dem andern abzufangen und der Rath hat zu schlichten. Noch mehr Mühe machen dem Rath die Borstenthiere und ihr Schmutz, denn die Schweine fahren durch die Hausthüren in die Häuser und suchen auf dem Weg ihre unsaubre Nahrung, der Rath verbietet zuweilen Schweineställe an der Straße zu bauen, — so 1421 in Frankfurt, — auch im reichen Ulm laufen die Schweine übelriechend auf den Straßen umher bis 1410, wo ihnen dies Recht auf die Mittagsstunde von 11—12 beschränkt wird. In den Flußarmen, welche durch die Stadt führen, hat das Vieh seine Schwemmen, dort brüllt und grunzt es und verengt den Weg für Menschen und Karren. Da fehlt auch der Mist nicht, auf abgelegenen Plätzen lagern große Haufen, und wenn die Stadt sich einmal zu einem Kaiserbesuch oder einer großen Messe schmückt, dann läßt sie, um säuberlich auszusehen, nicht nur die Gehängten vom Galgen abnehmen, sondern auch den Dünger von Straßen und Plätzen der Stadt schaffen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß das Anstandsgefühl unserer Vorfahren auch kleine Gemächer in den Straßen errichtete; diese „Profeien" wurden ebenfalls bei besonderer Gelegenheit gereinigt.

Die Hauptstraßen der Stadt sind hier und da gepflastert, längs der Häuser besondere Steinwege, und vornehme Städte,

wie Aachen, Nürnberg, Ulm halten städtische Pflasterer und lassen sich die Straßenbesserung etwas kosten. Aber nicht überall war man so weit, in Frankfurt wurden die Hauptstraßen bis 1399 nur durch Holzwellen, Sand und kleine Steine gebessert; doch muß der Weg oft schwierig gewesen sein, es gab für die Domherren eine gesetzliche Entschuldigung beim Convent zu fehlen, wenn der Straßenschmutz arg war. Wurde auf einem Platze der Stadt ein Fest gefeiert, ein Stechen oder Schauspiel, dann wurde der Platz mit Stroh belegt; dasselbe durfte jeder Bürger vor seinem Hause thun. Wer bei schlechtem Wege ausging, fuhr in schwere Holzschuhe; von den Rathsherren wurde gefordert, daß sie diese vor der Sitzung auszogen.

Auf den Straßen sind die Brunnen häufig, es sind einfache Ziehbrunnen mit Rolle, Kette und Doppeleimer, wird der eine heraufgewunden, so fährt der andere zur Tiefe; wo gutes Wasser fehlt, sind die Städte seit ältester Zeit bemüht gewesen reine Quellen und Bäche in die Stadt zu leiten. Dafür sind sogar Hebemaschinen errichtet — seit 1292 in Straßburg, der Meister, welcher sie erbaute, verunglückte bei dem kunstvollen Werke. — Oft haben die Bürger darum große Anstrengungen gemacht. Sogar das kleine Gotha hat sich mit Hilfe eines kunstreichen Mönches durch Visirruthe und unendliche Arbeit eine Wasserader wol zwei Stunden weit über Thäler und zwischen Höhen herzugeführt. Denn an reichlichem Wasser hing das Gedeihen der Stadt. Für das Vieh und gegen Brandunglück, zum Schutz gegen außen, vor allem aber für städtische Gewerbe war es unentbehrlicher als jetzt. Ohne Stadtmühlen war nicht auszukommen, die Gerber, Weber, Färber, Wollspinner siedelten am Wasser. Deshalb wurde der Fluß oder die nahen Bäche bei Anlage und bei jeder Vergrößerung einer Stadt in vielen Armen zwischen den Straßen und um die Mauer geleitet, und gern die hintere Seite der Höfe an das Wasser geführt. Auf den

Plätzen der Stadt standen bei laufenden Brunnen Schöpftröge von Stein und Metall, und an gelegenen Stellen gefüllte Wasserbottiche für den Fall einer Feuersgefahr.

Sehr unähnlich moderner Bauweise sind die Straßen der Stadt, sie ziehen sich in der Mehrzahl enge gewunden dahin; die Häuser sind oft klein, von Fachwerk gebaut, mit Stroh gedeckt, — im Jahr 1362 ließ der Rath in Frankfurt bei seinen Bauten selbst noch mit Stroh decken, 1351 wurden in Erfurt Bretter- und Strohdächer verboten, — die Häuser stehn mit dem Giebel auf die Straße, in der Regel nicht dicht aneinander, denn zwischen ihnen sind Schlupfe, in denen das Regenwasser herabgeleitet wird, die Eingänge sind häufig mit einer Halbthür versehen, über der Thür hängt an einem Schild das gemalte Zeichen des Hauses, oft wird der Besitzer nach seinem Hausbilde genannt. Die Häuserlinie läuft nicht glatt und senkrecht, ein Oberstock oder zwei — die Gadem — springen über das untere Stockwerk vor, der zweite wieder über den ersten, und darin sind wieder Erker und Söller. Diese Ueberhänge, Ausschüsse und Erker brechen die Fluchtlinie bei jedem Hause anders, verengen das Licht und nähern die obern Stockwerke der gegenüberliegenden Häuser. Die Söller werden bei Neubauten bald verboten, bald erlaubt, und die erlaubte Breite bestimmt. An dem Erdgeschoß der Häuser aber sind auf der Straße Schuppen, Vorkräme, Buden angebaut, auch die Hauskeller öffnen sich auf die Straße und die Kellerhälse ragen bis an den Fahrweg. Das ärgert in dieser Zeit den Rath, und er befiehlt vielleicht sie sämmtlich auf einmal abzubrechen. Zwischen den kleineren Häusern stehn einzelne größere Steinbauten im Besitz der Stadt oder wohlhabender Bürger, sie sind aber, auch in den größeren Reichsstädten, selten, ihre feuerfesten Gewölbe und der Steinzierrat ihrer Front sind Stolz der Besitzer. In den Städten der Niedersachsen, der Thüringer und Franken ist alter Brauch, daß die Straßenwand der vorgerückten oberen Stockwerke

durch Pfeiler gestützt wird; dann entsteht zwischen dem eingerückten Unterstock und den Pfeilern ein gedeckter Gang, die Löben, Lauben, welche an Hauptstraßen und am Markte geschützten Durchgang gestatten. Ist eine Stadt durch große Feuersbrünste verwüstet worden, dann beschließt sie wol, daß alle neuen Häuser aus Ziegeln erbaut werden — so Breslau schon im Jahr 1271 nach dem großen Brande; aber das ist eine Ausnahme und nicht auf die Länge durchzusetzen, auch in den stolzen Reichsstädten stehn auf den Hauptstraßen sehr schlechte und verfallene Häuser neben größeren Neubauten. Wie reich sich in dieser Zeit das Leben der Stadt entfaltet, das Privatleben und Behagen des Einzelnen tritt auch im Häuserbau auffallend zurück vor den Arbeiten der Gemeinde. Denn zwischen Heerden und Strohdächern erheben sich großartige Kirchen, riesige kunstvolle Bauten, in denen die Bürgerschaft mit Stolz zeigt, was Geld und Arbeit in ihr vermag. Unter den alten Kaisern der Sachsen, Franken, Hohenstaufen sind die großen Paläste der Stadtheiligen mit edlen Kuppeln, starken Säulenreihen und hohem Mittelschiff aufgerichtet worden, jetzt aber baut nach verändertem Geschmack die Stadt ihren Dom mit Strebepfeilern und ungeheuren Fenstern, die durch Glasgemälde geschlossen werden, mit hohen Spitzthürmen, deren kunstvolle Gliederung und durchbrochene Steinmetzarbeit über alle anderen Thürme gegen die Wolken ragen soll. Es ist ein riesiges Werk, berechnet auf die frommen Beiträge vieler Geschlechter. Der Meister, welcher den Plan gezeichnet, lebt nicht mehr, aber die Bauhütte, mit der er gearbeitet, pocht und meißelt unermüdlich; wer weiß, ob die Enkel die Vollendung des Gebäudes schauen werden, denn das Leben wird theurer, die Genüsse mannigfaltiger, die Frömmigkeit geringer.

Zahlreich sind die Gotteshäuser, außer den Stadtkirchen kleinere Kirchen und Kapellen, auch solche, welche von Gesellschaften und Privatleuten unterhalten werden, mehre vor-

nehme Stifter und mehre Klöster der Bettelorden, die Klöster und ihre Kirchen wo möglich durch eine Mauer abgeschlossen, der Bürger ist gewohnt Mönche und Nonnen von verschiedener Tracht zu sehen. Bis zu ihrem Unglück hatten die Templer ein Haus in der Stadt, jetzt noch die Johanniter und der deutsche Orden, auch den Benedictinern gehört ein Freihaus. Laienbrüder und Schwestern, welche in Klosterordnung leben, aber mit dem Recht in die Welt zurückzukehren, die Begharden und Beguinen, sind in Häusern angesiedelt. Sie üben Frömmigkeit nach neuer Regel, aber sie stehn nicht in gutem Ruf, selbst nicht die Beguinen. Neben frommen Frauen, welche Wolle spinnen und fasten, und wenig ärgere Sünde zu beichten haben als ihre Träume, treiben sich andere auf den Gassen umher, laufen in die Mönchsklöster und halten verstohlene Zusammenkünfte mit Schülern. Denn die Stadt hat nicht nur einige Stadtschulen, welche von den Pfarrgeistlichen beaufsichtigt werden, auch eine höhere lateinische Schule mit einem lateinischen Lehrer, einem angesehenen Mann, der nicht mehr wie bei den alten Domschulen von der Kirche unterhalten wird, sondern vom Rath. Er lehrt seine Schüler Lateinisch aus der Grammatik des Donat, und nach alter Mönchsweise die vier Wissenschaften des Quadriviums. Er hat großen Zulauf von armen Schülern aus der Fremde, welche bei den Bürgern betteln und durch fromme Almosen erhalten werden, darunter sind alte Knaben; viele verbringen ihr Leben, indem sie von einer Stadt zur andern ziehen, Söhne der Bürger unterrichten oder Schreiberdienste thun, sie sind weit umher gekommen, in Frankreich und Italien, unter Polen und Ungarn, sie verfertigen Gedichte für ihre Gönner, erzählen Lügen und reden Uebles nach, sie sind mit allen Geheimnissen der Stadt und den Schlupfwinkeln, mit den Schenken und dem Frauenhause wohl bekannt und in jedem Schelmenstreiche wohl erfahren, aber sie sind nicht nur frech und verschlagen, auch lustig und als witzige Possenreißer

oft die gelehrteste Unterhaltung der geistlichen Herren. Denn die Wahrheit zu sagen, in diesem Jahrhundert steht die gesammte Geistlichkeit, die Orden und was irgend Cleriker heißt, in sehr schlechtem Ruf als profan und frech und mit allen ungeistlichen Neigungen übermäßig behaftet, und je vornehmer um so ärger. Der Stadtrath hat bittere Beschwerden über Unzucht, nächtlichen Straßenlärm gegen sie gesammelt. Die wenigen Gottseligen unter ihnen aber werden von den Laien sehr geachtet und haben großen Zulauf von bedrängten Seelen.

Auch für ihr eigenes Regiment baut die Stadt gerade jetzt ein schönes Rathhaus, zierlich und schmuckvoll, darin einen Saal für die großen Feste der Stadt und ansehnlicher Bürger. Aber zwischen Dom und Rathhaus verhält sich eine kunstlose Wasserpfütze mit schwimmenden Enten, und daneben steht der deutsche Dorfbaum, die alte Linde; sie ist dem Bürger Erinnerung an eine Zeit, wo seine Stadt noch nicht war und wo die Waldvögel in den Zweigen sangen, auf denen jetzt nur die Sperlinge sitzen und im Winter die Krähen. Ländlich sind auch die Umfriedungen der Stadt, sogar bei Kirchhöfen oft Holzzäune. In dem neuen Stadttheil liegen zwischen den Häusern Gärten für Gemüse, Obst und die Lieblingsblumen der Frauen: Nelke, Lack, Rose und Lilie, dort stehn auch Sommerhäuser.

Der Morgen wird den Bürgern durch Geläut verkündet und die Glocken der zahlreichen Gotteshäuser tönen fast den ganzen Tag hindurch, bald mahnt die eine, bald die andere zum Gebet und Kirchgang. Ihr Ton ist dem Bürger herzlich lieb, er umklingt ihm das ganze Leben, wie er seinen Vorfahren gethan; unten ändert sich unablässig der Menschen Treiben, von der Höhe ruft immer dieselbe Stimme, eifrig mahnend in hohem Klange, oder in tiefen langsamen Schwingungen das Ohr erschütternd. Wenn der Heimkehrende den Glockenklang seiner geliebten Stadt auf dem Felde hört, dann hält er still und betet. Darum ehrt der Deutsche seine Glocken

wie lebende Wesen, er gab ihnen Frauennamen, den großen am liebsten die Namen Anna, Susanna, und er war geneigt ihnen ein geheimnißvolles Leben anzudichten, denn sie läuten noch in versunkener Stadt, tief unter der Erde oder im Wasser, ja sie steigen dann zuweilen aus der Tiefe herauf bis an das Sonnenlicht.

Aber während der Bürger gedankenvoll dem hergebrachten Läuten seiner Glocken lauscht, wird ein neuer Gruß derselben, den sie gerade in diesem Jahrhundert lernen, der bedeutsamste von allen, so schnell alltäglich, daß nur selten ein Chronist seiner erwähnt. Die Thurmuhren werden allmählich eingeführt. Bis zu ihnen hat nur das Geläut die neun Tageszeiten der Kirche gemeldet und daneben das Horn oder die Trompete der Thürmer. Die Sonnenuhr und vielleicht eine große Sanduhr am Rathhause haben den Verlauf den Stunden von 1 bis 24 gewiesen, in die nach römischem Brauch Tag und Nacht getheilt war. Im 14. Jahrhundert war die Kunst der Thurmuhren bereits erfunden, sie scheint in Deutschland sich nur langsam verbreitet zu haben, wir erfahren in dieser Zeit kaum, wenn sie zuerst in einer Stadt geschlagen. Aber seit dies Zifferblatt weist, zählen die Bürger nach 12 Stunden wie wir, und gewöhnen sich bei Berichten über Erlebtes die Tageszeit in Stunden anzugeben.

Die Stadt hat ihren Markttag, am Rathhause ist die rothe Fahne ausgesteckt, so lange sie hängt, haben die fremden Verkäufer das Marktrecht. Zu allen Thoren ziehen die Landleute der Umgegend herein, auch die Landbäcker und Metzger, welche heute an besonderen Plätzen feil halten dürfen. Auf Ständen, Tischen, in Krambuden und den Stadtbänken sind die Waaren ausgelegt, das kleine Handwerk der Stadt zeigt heut im Gewühl der Fremden und Einheimischen, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geschaffen. — Jeder ältere Handwerksmann wußte damals, daß sein Handwerk seit Menschengedenken große Veränderungen erfahren hatte.

Ueberall größere Kunst und Reichlichkeit des Lebens, neue Handwerke waren entstanden, unaufhörlich änderte die Mode. Aus dem Handwerk der Eisenschmiede waren wol zwölf jüngere gekommen, vom Sarwürker, der die Kettenpanzer verfertigte, bis zum Nestel-(Heftel-)macher. Die Riemer, Sattler und Beutler hatten sich getrennt, und die Beutler verfertigten Handschuhe und zierliche Ledertaschen für die Frauen und parfümirten sie mit Ambra; die Glaser, sonst geringe Werkleute, waren hoch heraufgekommen, sie verstanden durchsichtiges Glas in den schönsten Farben zu verfertigen, sie setzten diese Farben kunstvoll in Blei zu Bildern zusammen, malten Gesichter und Haare, schattirten die Gewänder mit dunkler Farbe und schliffen helle Stellen aus. Die Schneider, eine sehr wichtige und ansehnliche Innung, waren zumeist durch die Mode geplagt; schon damals war Klage, daß ein Meister, der im vorigen Jahre noch zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, jetzt gar nichts mehr galt, weil er die Kunst der neumodischen gerissenen und geschlitzten Kleider nicht verstand. Sogar die Schuster waren sehr kunstreich geworden, ihr Handwerk war schwierig, sie hatten Schnabelschuhe zu nähen von buntem Leder, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahns hinabhingen. Es war Rittertracht, der Rath wollte für die Bürger nur geringe Länge der Schnäbel zulassen, aber das war vergeblich, die Zierlichkeit war nicht aufzuhalten. Auch die Schuster hatten sich getheilt, wer moderne Schuharbeit von buntem Leder verfertigte, nannte sich, nicht überall, aber z. B. in Bremen, Corduaner, die anderen hießen schwarze Schuhmacher; sie hatten wieder die Altbüßer von sich ausgeschlossen, diese saßen als kleine Leute in besonderen Ständen bei ihrer Bastelarbeit.

Auch das Publicum hatte ein Gefühl, daß es mit der Kunst und Erfindung rasch vorwärts ging, und wenn der Predigermönch Denkwürdigkeiten in die Jahrbücher seines

Klosters eintrug, bemerkte er neben den politischen Ereignissen des Jahres nicht nur, daß er selbst einen großen Atlas auf zwölf Pergamentblätter gezeichnet, und daß die Schreiberin eines benachbarten Nonnenklosters ein ganzes Buch mit einer einzigen Feder geschrieben hatte, sondern auch, daß der Töpfer gestorben war, der im Lande zuerst thönernes Geschirr mit Glas umkleidete, und daß ein Meister einen kostbaren Käfig um dreißig Pfund Silber für den Vogel des Königs verkauft habe. Und er sah mit Erstaunen auf die Arbeit der Bergleute aus Goslar, welche in das Land gerufen waren, um den Stein zu sprengen, auf dem eine feste Raubburg stand, und er vernahm von den Fremden, daß der Böhmenkönig steinreich werden müsse, denn er hatte 60,000 deutsche Bergleute, die ihm in Körben Gold und Silber aus den Schachten trugen.

Daß die Handwerker sich stolz in ihrer Kunst fühlten, sah man schon auf der Straße an den Häusern, wo ihre Innungsstuben waren. Denn sie hatten, wie die Geschlechter, ein schönes Wappen darangemalt. Das hatten sie sich selbst gesetzt nach alter Ueberlieferung, vor anderen die Schmiede, welche Hammer und Zange in einem Schild führten, nach dem Sagenhelden ihres Handwerks, dem Witege, dem Sohn Wieland's des Schmiedes, oder es war ihnen neulich gar von einem deutschen König verliehen worden, weil sie ihm tapfer beigestanden; so sahen die Weißbäcker freudig auf ihre gekrönte Brezel, denn sie wurde von zwei schreitenden Löwen gehalten, welche in den anderen Branken ein Schwert hielten, und war ihnen von Kaiser Karl IV. wegen ihres Löwenmuths zugetheilt worden.

Hundert Geräthe und Erfindungen, die wir noch heut gebrauchen, waren auf dem Stadtmarkt des 14. Jahrhunderts feil, und hundert andere Formen des Schmucks, der Kleidung und des Hausraths, die uns fremd geworden sind und die wir erst deuten müssen. Und wer damals vom Lande kam,

der staunte über die Pracht und Fülle begehrenswerther Dinge und fühlte tief den Zauber des Geldes. Aber das Werthvollste war auch damals in dunkelen Stuben und Gewölben der großen Kaufherren, in eisernen Truhen und hinter festem Verschluß aufbewahrt. Und wer den Reichthum und Werth der Stadt für den friedlichen Verkehr der Nationen ermessen wollte, der mußte die Waaren da suchen, wo sie unscheinbar in Hülle und Kasten lagen, denn Schaufenster gab es nicht; nur der Goldschmied stellte vielleicht kleine Becherlein und Ketten hinter die grünen Fensterrauten der Werkstatt, vorsichtig und unter Aufsicht, damit nicht ein fremder Strolch hineinschlage und mit der Beute entlaufe.

An dem Stadtthor ist Aufenthalt und Gedränge, denn jeder Wagen, der den engen Durchgang passiren soll, wird von den Thorhütern sorglich beschaut wegen der Waaren und daß keine Arglist eingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Thorzoll und eine Abgabe von den Waaren, die Lebensmittel aber, welche die Stadt nicht entbehren kann, werden — zum Theil — frei eingeführt, auch einzelne Rohstoffe, welche eine begünstigte Innung für ihre Arbeit bedarf. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen, ihr Inhalt ist unter einer Leinwanddecke verborgen, es ist werthvolles Kaufmannsgut, eine schwere Ladung, denn viele Pferde waren nöthig, um die Wagen auf den schlechten Wegen fortzuschaffen; bewaffnete Reiter des nächsten Landesherrn haben der Karawane das Geleit bis an die Stadtmark gegeben. Sorgenvoll hat der Eigenthümer die Ankunft erwartet, er ist mit seinen Knechten hinausgeritten an die Landwehr, dort hat er das Geleit empfangen und zieht jetzt freudig bei den Wagen ein mit Trabanten der Stadt und seinen Knechten. Der Zug windet sich mühsam durch die Straßen bis zu der Rathswage, wo die Waaren gewogen werden und ihre Steuer entrichten. Es ist gute Theilnahme in der Bürgerschaft und am Rathhause bemerkbar, und der Kaufmann wird viel beglückwünscht.

Denn obgleich dieser Kaufherr seine Feinde hat, und der Handwerker wenig Untugenden christlicher Menschen so sehr haßt als den Hochmuth seiner Geschlechter, so ist glückliches Einbringen einer werthvollen Ladung in die Stadtthore ein ebenso freudiges Ereigniß, als die Heimkehr eines Schiffes aus dem Nordmeer. Der Rath hatte mehrmals Boten abgefertigt und Briefe darum geschrieben, und die Bürgerschaft dachte, daß gesichertes Gut der ganzen Stadt zur Ehre gereichte, verlorenes Gut aber mit Gefahr jedes Einzelnen gerochen werden mußte. Es gab deshalb in der Nähe der Rathswage manchen Freudentrunk.

Durch die Marktleute und Buden reitet ein edler Herr aus der Umgegend mit seinem Gefolge ein, auch Frauen zu Pferde darunter, er hat einen Reiter vorausgeschickt dem Rath seine Ankunft zu melden; jetzt steigt er vor ansehnlicher Herberge ab, in welcher die Fremden vom Adel und Ritterstand einzukehren pflegen — sie gilt der Stadt nicht für die beste, und der Wirth, ein reicher Mann, keineswegs für sicher, die Aufnahme in den Rath ist ihm versagt. Kurz darauf schreiten zwei Beamte des Raths würdig die Rathstreppe herab durch die Menge, von Dienern gefolgt, welche den Willkommen tragen, die Weinspende, womit die Stadt den Fremden begrüßt.

Ja, diese Gastspenden! Sie sind von der Urväterzeit schönes Zeichen eines freundlichen Herzens und achtungsvoller Gesinnung, aber der Stadt wird das Herz zuweilen schwer bei dem Betrage dieser endlosen Geschenke. Denn jedem vornehmen und ehrbaren Fremden wird geschenkt, jedem, der irgendwie zum Vortheil der Stadt ihre Mauern betritt, und der Vornehmste wie der kleine Bote der Nachbarschaft rechnen sehr genau, ob sich die Stadt mit Schenken auch ehrlich gegen sie gehalten. Ist der Fremde ein kleiner Mann, so erhält er das einfache Trinken, d. i. ein Maß oder zwei Seidel Wein, aber der Ritter, Gelehrte, Prälat, auch die fremde Priorin und Ordensschwester den gewöhnlichen Satz von zwei

Trinken, ein Graf in der Regel vier. Kommt aber gar ein geistlicher oder weltlicher Fürst zu mehrtägigem Aufenthalt, dann ist es nicht mit dem Weine abgethan, ihm gebührt auch Hafer für seine Rosse, eine Spende an Fischen und Küchenspeise, Gewürz und vielleicht eine Handwerksarbeit, um welche die Stadt berühmt ist. Erwies gar der Kaiser der Stadt die Ehre, oder hatte sie die Gunst eines großen Herrn zu suchen, dann wurden die Geschenke massenhaft. Der Kaiser erhielt ein Prachtstück der Goldschmiedekunst, einen Becher oder eine Schüssel, gefüllt mit Goldstücken, die Kaiserin ein kleineres Geldgeschenk, außerdem Stücke kostbaren Zeuges, beide viele große irdene Krüge mit Wein; die Königskinder ebenfalls Becher und Stücke Zeug, ihre Amme, die Kammerfrauen, die Hoffrauen, das ganze Gefolge je nach ihren Würden große oder kleine Becher oder Stoffe und immer Wein. Auch wenn angesehene Nachbarn in ihren Höfen irgend ein Familienfest feierten, wenn ein junger Edler zum Ritter geschlagen wurde oder ein Grafenkind heiratete, wurde dies der Stadt angezeigt in Erwartung eines Geschenkes, und der Rath sandte eine Summe Geld oder silbernes Geräth, um seine Achtung zu erweisen. In der Form von Geschenken wurden auch viele Dienste bezahlt, die der Stadt geleistet waren von Fremden und Einheimischen. Wer eine gute Neuigkeit brachte, erhielt sein Botenbrot in Geld und Wein, sogar wer auf häufigen Reisen in der Umgegend Neues zu erfahren pflegte, dem wurde gelohnt, wenn er vor dem Rath seinen Sack aufthat, er empfing ein Trinken oder Badegeld zur Erfrischung. Diese Geschenke waren der Stadtcasse die größte Last, sie ruinirten mehr als einmal die Finanzen, und gerade sie wurden von den Geschlechtern zu ihrem eigenen Vortheil unmäßig verwandt und machten die Bürgerschaft aufsässig.

Wer vom Lande in die Stadt kam, der fand unter den fleißigen Bürgern auch allerlei Lust. In manchen Herbergen war Essen und Trinken rühmlich. Dann waren leider die

Frauenhäuser, unter strenger Aufsicht des Rathes, welche zuweilen zu einer gemüthlichen Vorsorge wurde und fast wie Wohlwollen aussah. Dann waren zahlreiche Badestuben, den Bürgern weit wichtiger als jetzt, mit einfacher Einrichtung, sonst ähnlich den modernen irischen Bädern. Aber sie standen nicht immer in gutem Ruf. Es gab ohne Zweifel ehrbare, wo nur die entkleideten Badergesellen den Dienst versahen, aber es werden auch andere gerühmt, wo hübsche Jungfräulein den Ankommenden badeten und strichen. Trat er aus dem Bade, so kam ein freundlicher Barbier und rasirte, dann legte sich der Gast auf ein Ruhebett, und wieder trat ein hübsches Fräulein ein und kämmte und kräuselte ihm die Haare.*)

Auf der Straße aber zogen sich durch das Gedränge der Bürger und Landleute auch fremde Gesellen, welche mit Kaufmannsgut nicht nach Stadtbrauch sondern nach Waldesrecht handelten. Ein Ritter aus der Nähe, gefolgt von seinem Knechte, sah spöttisch auf die Bürger, deren Gesichter sich bei seinem Anblick finster zusammenzogen. Er war ein berüchtigter Fehder, mehr als einmal hatte er der Stadt abgesagt, hatte Bürger gefangen und in seinen Thurm gelegt, Bauern der Stadt erschlagen und verstümmelt, er war mit einzelnen Geschlechtern der Stadt tötlich verfeindet. Die letzte Fehde jedoch war vertragen, er genoß jetzt den Frieden der Stadt, aber er wußte, daß er hier wenig guten Willen fand, und die Bürger argwöhnten, daß er nur eine Gelegenheit erwartete um auf's neue nach Stadtgut zu jagen, und sie achteten wol auf den schnellen Blick, den er mit seinem Knechte austauschte, als er bei den Arbeitern an der Stadtwage vorüberkam und als er vor dem Thurme stand, in dem er früher einmal verstrickt gewesen war. Wol noch sorgenvoller als der

*) So um 1300 in Erfurt, beschrieben in dem lateinischen Gedicht eines fahrenden Schülers, herausg. von Höfler: Carmen historicum, v. 1850.

Bürger sah dem hageren Gesellen ein wohlhäbiger Cistercienser nach, der auf seinem Saumthier aus seinem Ordensstift eine Meile Wegs nach der Stadt geritten war, vielleicht um ein geistliches Geschäft für den Keller des Klosters zu besorgen. Zwischen seinem Kloster und dem Hause des weißen Dominicaners, der neben ihm stand, war keine Freundschaft, aber die Mönche grüßten einander doch höflich und klagten, leise sprechend mit geneigtem Haupt, wie Mönchbrauch war. Auch die Dominicaner der Stadt hatten sich Wein zu Schiffe aus der Fremde kommen lassen, und wie der weiße Mönch versicherte, mit schweren Unkosten. Aber sie konnten doch in dem Vertrauen leben, daß sie ihn selbst austrinken würden, der graue Mönch vom Lande hatte dies Vertrauen nicht. Und er gestand dem Bruder arge Bedrängnisse seines Klosters durch die Genossen des erwähnten Landbeschädigers.*)

Denn sie kamen unaufhörlich in Freundschaft zu Gaste. Der eine kam sich einige Mark Silber zu leihen, ein anderer um Getreide oder hundert Schafe zu nehmen; einer forderte Bauholz als nachbarliche Beisteuer nach altem Herkommen, wenn das Kloster fischte, schickte der andere leere Tonnen mit ernstem Verlangen, ein dritter begehrte Tuch zum Wammse, das seine Familie aus alter Zeit alle Jahre bekäme, und dabei höhnten diese Schildträger noch die Mönche mit übermüthigen Worten. Auch die großen Landgrafen waren Räuber geworden wie ihre Ritter, sie kamen bei Nacht mit Haufen von Jägern und Jagdhunden, die Hunde fraßen so viel Brot als zwei Knechte tragen konnten, dem Gesinde der Herren aber war das Brot des Klosters zu schwarz, der Wein zu sauer, dann lagen sie die Nacht an der heiligen Stätte, sangen und brüllten gottlose Lieder und beim Aufbruch entführte der Graf noch den Zelter des Abtes mit sammt dem Sattel. Auch der Räuber kam, der mit seinem Bogen im Walde lag, er forderte

*) Die folgende Klage aus dem Kloster Pforta in Thüringen.

den Räubersold und drohte mit hundert Genossen in der Nacht über die Mauer zu springen. Auch die Frauen kamen, Gräfinnen und Ritterfrauen in Karren und Wagen mit schönen Kränzen auf dem Haupt und in reichem Gewande, so oft irgend ein Kirchenfest einfiel oder eine vornehme Leiche. War der Gottesdienst vorbei, der Tote begraben, so verlangten sie, daß ihnen vor der Clausur ein Mahl aufgestellt werde; nüchtern haben sie geweint und voll und lachend ziehen sie ab.

Und während die geistlichen Brüder einander so klagen, versäumen sie wahrscheinlich nicht von der Seite auf die Stadtfrauen zu blicken, welche wohlgeziert und wohlgebunden, die Ledertasche an der Seite, von einer Magd mit gefülltem Korbe begleitet, den Einkauf heimtragen und vor den Brüdern fromm und zutraulich ihr Haupt neigen.

So knarren die Wagen und handeln die Menschen, bis die Marktfahne am Rathhause abgenommen wird oder ein Glöcklein den Markt ausläutet. Da ziehen auf allen Straßen die Karren und Menschen zu den Thoren hinaus, Stadt und Land haben ihren Bedarf ausgetauscht, die Sonne hat freundlich geschienen, der Handwerksmann hat manches Geldstück in seinen Kasten hinter das kupferne Zahlbrett geschoben, auch der Rath ist zufrieden, es ist nur einer tötlich verwundet worden, dagegen einige Marktdiebe gefangen, schlechtes Volk, das hier und da daheim ist, der Nachrichter wird keine große Arbeit haben.

In der Stadt aber dauert die Bewegung; wie die Sonne sinkt, treibt heitere Aufregung die Bürger wieder in die Straßen, jetzt freuen sie sich geschäftslos des milden Abends, und jetzt erst beginnt ihnen der Genuß des Tages. Nicht im Hause, und nicht bei Weib und Kind, sondern auf der Straße unter den Genossen. Auch das ist charakteristisch.

Dem Leben des deutschen Hauses fehlte damals sicher nicht feste Neigung, große Leidenschaft des Mannes und nicht

anmuthige Wärme und Innigkeit der Frau, aber wir sehen sie nicht in den alten Berichten. Ein Wittwer rühmt seine verlorene Frau als gut und liebevoll. Ein Kaufmannsdiener hat ein armes Mädchen geheiratet gegen den Willen seines und ihres Brotherrn, er verliert darum den Dienst; da beweist das junge Weib den Muth einer wackeren Hausfrau, sie tröstet den Gatten, sie werde ihm wol durch Wollspinnen zu Hilfe kommen. Er findet einen gelehrten Pfarrer, der ihm ein Buch zum Abschreiben giebt und einen Gulden um Papier zu kaufen. „Also kam ich heim zu meiner Hausfrau und sagte ihr, was ich erreicht hatte, da war sie froh. Und ich hub an zu schreiben und schrieb in derselben Woche vier Sextern des großen Papiers Karta regal und brachte sie dem Herrn. Das gefiel ihm wohl. Und mein Weib und ich saßen zusammen und ich schrieb und sie spann, und wir gewannen oft drei Pfund Pfennige (2 Thlr. 10 Sgr.) in einer Woche, doch sind wir oft die ganze Nacht zusammen gesessen." Solch treue Genossenschaft in dem Ernste des Lebens war die Gattenliebe gewiß vielen Millionen, aber die Ueberlieferungen des 14. Jahrhunderts melden wenig davon. — Die Einrichtung der Wohnung, Geräth und Ausstattung sind im Anfange des Jahrhunderts selbst bei Wohlhabenden dürftig, die Räume schmucklos, wenig Geräth darin, eng das Zusammenleben. Erst während dieses Zeitraumes beginnt in den Häusern der Kaufleute, zumal derer, die mit dem milden Süden verkehren, bessere Ausstattung. Der Stubenofen, kein häufiges Geräth des alten Bürgerhauses, in älterer Zeit von Ziegeln oder schwärzlich glasirten Kacheln in schmuckloser Kuppelform, der verkleinerte Backofen, wird in wohlhabenden Häusern größer, buntfarbig, mit ehrenvollen Sitzen an der Seite. Er und bunte Glasrauten der Fenster in Blei gefaßt, die zuerst die Muster eines Teppichs nachbilden, dann Wappenbilder in schöner Ausführung zeigen, sind der größte Schmuck eines stattlichen Hauses. Die Stuben werden am

Ende des Jahrhunderts wol schon mit Kalkfarben gemalt,*) die Möbeln sind einfach, Tisch, Holzstühle, Bänke, die Schränke seltener als Truhen und Kästen, das Geschirr ist von zierlich gemaltem und glasirtem Thon oder von Zinn. Im Erdgeschoß ist die Werkstatt oder Arbeitstube, außerdem eine Schlafkammer und eine Hinterstube für die Frauen und zur Gesellschaft, das ist auch in wohlhabendem Haushalt der Wohngelaß; viel Raum des Hauses wird durch Waarenlager und Vorräthe gefüllt.

Weit wichtiger aber als in der Gegenwart ist dem Menschen jener Zeit die geschmückte Kleidung, Männer und Frauen sind um die Wette bemüht, sich, wo sie vor Andern erscheinen, kostbar zu halten. Der Verbrauch an bunten und theuren Stoffen ist verhältnißmäßig sehr groß. Dieser Drang, sich vor Andern bemerklich zu machen und über die Kräfte stattlich zu erweisen, steht im Widerspruch zu der Neigung des Mittelalters, jeden Mann auch durch bezeichnende Tracht nach Beruf und Geltung kenntlich zu machen. Wie der Leibeigene, der Jude, der Geistliche durch besondere Tracht erkennbar sein soll, so will auch der Fürst, der Ritter, der Kaufmann für sich und seine Frau in Stoff und Schmuck ein Vorrecht haben, und unablässig suchen andere Kreise dieselbe Auszeichnung für sich zu gewinnen. Damals begannen die Kleiderordnungen der Städte und Landesherren, die erst mit der französischen Revolution aufhörten.

Ebenso wichtig war vornehme Speise und Trank. Der gute Bissen beglückte solche, welche ihn in der Regel entbehrten, wie die Kinder. Den kleinen Dichtern, die von Helden und Vornehmen reimen, ist die Aufzählung der guten Dinge, welche von ihren Helden verzehrt werden, zuweilen das Wichtigste. Aber auch die Freude des Gaumens gönnte sich der

*) Die Hinterstube des Burkhart Zingg in Augsburg wurde — freilich erst im 15. Jahrhundert — grün gemalt.

Deutsche fast nur im Verein mit Andern, sie war die Grundlage aller Geselligkeit; Verschwendung und Völlerei, welche dabei geübt wurden, veranlaßten wieder beschränkende Verordnungen des sorgsamen Raths, welche von den Gesetzgebern selbst nicht beachtet wurden.

Die Kochkunst jener Zeit gedieh am besten in den großen Städten, die Geschlechter hatten zu den heimischen Gerichten fremde eingeführt: Reis in griechischer Weise, französisches Blancmanger, orientalisches Confect in Rosenöl parfümirt. Aber ihre gute Küche wäre uns unerträglich, denn die Vorliebe für starkes Gewürz war übergroß, außer den heimischen Küchenkräutern und dem milden Safran wurden die indischen Baumgewürze in unglaublichen Massen verbraucht, und zu den Geschenken der Stadt an vornehme Gönner gehörten deshalb auch Pfeffer, Zimmt, Nägelein, Muskatnuß.

Ob uns die Getränke besser munden würden? Im Norden des Thüringer Waldes herrschte das Bier, fast jede Stadt braute mit besonderen Vortheilen und war auf ihre bessere Sorte stolz. Erst aus dem Ende des nächsten Jahrhunderts sind uns zahlreiche Scherznamen überliefert, mit denen die berühmten Biere bezeichnet wurden, aber die Erfurter wußten wohl, daß ihr öliges schwarzes Bier den greisen König Rudolf bei seinem Besuch im deutschen Norden begeistert hatte. Im Norden hatte auch der alte Meth sein Ansehen bewahrt, der Haidehonig dazu wurde durch eine Genossenschaft mit merkwürdigen Bräuchen, die Zeidler, gesammelt, er ward von geistlichen Herren mit wohlverdienter Achtung getrunken, obgleich ihm sehr ungeistliche Tugenden zugeschrieben wurden. Und die Stadt Aachen, welche dem Meth besondere Pflege angedeihen ließ, spendete ihn jährlich als Delicatesse an Kurfürsten, Bischöfe und einige andere Vornehme.*)

*) Im Jahre 1385 mehr als 29 Ohm im Werth von 1068 Mark, d. i. circa 284 unsrer Ducaten Goldwerth; es war also ein kostbares Getränk.

Der schlechte inländische Wein wurde oft mit Kräutern, Gewürz und Honig versetzt, er hieß dann Lautertrank, eine Erinnerung daran dauert in unserem Maitrank; fremder Würzwein, kunstvoll aus französischem Rothwein verfertigt, wurde als Claret und Hippokras eingeführt; über Maulbeeren abgezogener Wein hieß Moraß; außerdem wurden viele andere Arten von aromatischen Tränken verfertigt, auch mit gekochtem Wein, zum Theil nach Recepten, die aus dem römischen Alterthum stammten; sie galten für medicinisch hilfreich, waren auch von Frauen begehrt, mehr als jetzt die Liköre. Im Süden des Thüringer Waldes machte dem Landwein der Birnmost und Aepfelwein Concurrenz, er war z. B. der herrschende Trank in Baiern, wo erst später das Bierbrauen überhand nahm, der Bock aus der Stadt Eimbeck erlernt wurde.

Von ungemischten Weinen waren außer dem deutschen vom Rhein und der Mosel, vom Neckar und dem Würzburger vom Main,*) noch der von Rivoglio (Reifall genannt) und

*) Die atmosphärische Beschaffenheit unseres Landes mag sich in der That zum Nachtheil für den Weinbau mit der Zeit etwas geändert haben. An der Nordgrenze der Weincultur wurde der Wein damals mit Erfolg gebaut, wo er unter sich Wasserspiegel, über sich schützendes Holz hatte. Nicht die Sommerwärme scheint ihm jetzt zumeist zu fehlen, sondern während der ersten Entwicklung bis zur Blüte eine gleichmäßigere feuchte Temperatur, langsamerer Uebergang von Mittagswärme zu einem kürzeren Nachtfrost. In den entholzten und entwässerten Landschaften wird durch strengere Nachtluft die Entwicklung der Blüte zu lange aufgehalten. — Auch in Süddeutschland war die Weinlese im 14. Jahrhundert früher als jetzt, in Frankfurt z. B. in der zweiten Hälfte des September. — Der Erfurter Wein galt um 1300 einem fahrenden Schüler, der viermal in Rom gewesen war und besseren Wein kannte, für ein Getränk, das ihm gar nicht mundete. Bis zum Jahr 1336 soll er so sauer gewesen sein, daß er die eisernen Schnauzen der Gefäße, aus denen er gegossen wurde, abfraß; nach diesem Jahr sei er auf einmal besser geworden. Um 1500 war aber Erfurt ein großer Kelterplatz und Markt für heimischen Wein, obgleich dort gutes Bier gebraut wurde und die Anfuhr des Würzburger Weins nicht gerade theuer kam. Noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges

von Botzen, die französischen Muskatel und Malvasin und der Osterwein aus Ungarn wohlbekannt, außerdem viele italienische Sorten, von Ancona, von Tarent u. s. w., endlich griechische Weine, darunter der berühmte Cyperer. Ulm war der große Weinmarkt, von dort gingen die Fässer bis hinauf in das Ordensland Preußen und in die fernsten Handelsstationen der Ostsee.

Auf der Straße und in der Trinkstube wurde das Leben genossen. Darum füllten sich Marktplätze und Straßen der Stadt am Abend, der Handwerksgesell und der junge Schreiber gassirten und zeigten sich den Mädchen, die an Fenster und Thür standen und die Grüße und Scherzreden empfingen. Bei solchem Durcheinander der Männer wurden die Neuigkeiten ausgetauscht, was ein Reisender aus der Ferne zugetragen hatte, daß auf einem Dorfe in der Nähe ein unförmliches Kind geboren war, daß in Bern ein Weib mit einem Mann im Gottesgericht gekämpft, der Mann nach altem Recht mit dem halben Leib in einer Grube, das Weib mit ihrem Schlüsselbund bewaffnet, der Mann sei erschlagen. Und wieder, daß die reitenden Boten des Rathes, der Christian und der Gottschalk, ausgeritten waren nach großen Nachbarstädten, um dort Kunde einzuziehen, ob man etwas Neues aus Frankreich wisse oder von dem Anzuge abenteuerlicher Schwärme von singenden Büßern. War ein Fehdebrief am Stadtthore abgegeben, dann war die Aufregung groß, wer einen Verwandten auf der Landstraße hatte, der wurde Mittelpunkt eines Kreises von Theilnehmenden und Neugierigen, ob der Reisende durch den Rath gewarnt sei, ob er gutes Geleit zu erhalten hoffe.

---

war der wackere Superintendent Müller in Sangerhausen der besonderen Güte des heimischen Weines froh. — In jenen Jahrhunderten wurden, nebenbei bemerkt, die Menschen sehr häufig wegen Steinbeschwerden behandelt, es gab besondere Aerzte dafür.

Diese große Börse für Neuigkeiten verbreitete auch kleinen Familienklatsch, der in der abgeschlossenen Stadt die größte Bedeutung hatte, daß der alte Rathsherr Muffel von neuem heiraten werde, daß die Stromer und die Nützel sich wegen ihres gleichen Wappens auf der Gesellenstube heftig gezankt hätten. Auch das Regiment der Stadt war in diesen Stunden Gegenstand einer Beurtheilung, die nicht immer wohlgeneigt blieb, und in unzufriedener Zeit wurde in den Haufen Empörung gemurmelt, die in den Schenken und Zunftstuben ausbrach und langgetragenem Leid und verstecktem Haß blutige Sühne verschaffte.

War einmal etwas Merkwürdiges zu beschauen, dann kam die Stadt in helle Bewegung. Fremde und kunstfertige Thiere wurden gern bewundert. Man lief in den Garten der Predigermönche, wo ein Schwein mit Stacheln gezeigt wurde, damit man an ihm Gottes wunderbare Schöpfung schauen könnte. Ein fahrender Clericus wies an der Marktecke einen Kasten mit Schlangen, die er angeblich in der Nähe gefangen hatte, sie gehorchten seinem Befehle, tanzten und hüpften. Und wieder war ein Mann zum Markte gekommen, dem der Rath erlaubt hatte kleine Vögel zu zeigen, welche lachen konnten. Wenn ihr Herr sprach: „Komm Heinrich und lache!" so trat eins dieser Vöglein vor, neigte den Kopf zur Erde, erhob ihn wieder und lachte herzlich. Sprach dann der Meister: „Lache doch weiter!" so sprach das Vöglein: „Ich thu's nicht!" Vor solchem Wunder vergaßen der reisige Stadtfeind, der Bürger und der Mönch ihren Groll und sahen vergnügt und erstaunt einer den andern an. — Auch ungeheure Thiere aus fremden Ländern waren nicht unerhört. Die Großeltern erzählten, daß sie in ihrer Jugend den Hohenstaufen Kaiser Friedrich II. gesehen hatten, wie er — es war im Jahre 1235 — mit einer Menge von Kameelen in die Stadt einzog. Der Herr hatte diese Thiere der Morgenländer — in Italien sogar einen Elephanten — als königlichen

Schmuck gepflegt; ach er selbst war den Enkeln bereits zum Märchenbild geworden, zu einem abenteuerlichen König aus dem Morgenlande! Und Rudolf von Habsburg hatte als König dieses Beispiel seines vornehmen Gönners nicht vergessen, auch ihm mußte ein Kameel Gepäck durch sein Heimatland tragen, es war erst dreijährig, aber ungeheuer groß; denn seit ältester Zeit galten die Kameele für einen Hofschmuck vornehmer Herren, die Merovinger hatten ihren Hausschatz an die Höcker gehängt, Karl der Große hatte sie Steine tragen lassen, da er Dom und Königspalast zu Aachen baute, und als der junge Otto III. die Huldigung des Polenherzogs Miseco empfing, brachte dieser seinem kleinen Kaiser zu herzerfreuendem Geschenk wieder ein Kameel da. Die Pisaner waren die Vermittler für den Import aus Afrika. Auch Menschen aus heißem Lande waren in den Städten nicht unerhört, ein vornehmer Bischof unterhielt sogar einen Mohren, der bei Hoffesten in weißen Kleidern ging. Dergleichen Heidenvolk war seit den Fahrten nach Palästina eine Unterhaltung der Großen. — Bis die Sonne sank, spielten die Kinder vor den Straßenthüren und auf den Kirchhöfen, auch die Erwachsenen vergaßen die Würde des Friedhofs, wenn ein Spielmann mit Geige oder Sackpfeife an dem Zaune lehnte oder ein lustiger Geselle die Weise pfiff. Dann tanzte Alt und Jung neben den Gräbern, jauchzte heidnisch um das Gotteshaus und sprang den Reien. Dagegen half kein Verbot.

War die Sonne gesunken, dann wurde es finster und leer in den Straßen der Stadt, denn Beleuchtung gab es noch nicht; nur wenn eine Menge vornehmer Gäste oder fremdes Kriegsvolk am Orte lag, und in Nächten, wo Feindesgefahr drohte, befahl der Rath, daß jeder eine Laterne vor sein Haus hänge, eine Fackel oder Blech mit brennendem Kienholz.

Wer am Abend Geld im Beutel hatte, ging in die Trinkstuben. Sie waren zahlreich und für jede Art von An-

sprüchen.*) Die Vornehmen schritten in ihre Geschlechterstuben, dort war geschlossene Gesellschaft, seltene Speise und theurer Wein. Der Handwerker suchte die Zechstube seiner Innung. Wer in eine öffentliche Schenke trat, fand laute Geselligkeit und allerlei Gäste. Dort saß die Wirthin des Dorfgeistlichen und vielleicht neben ihr ein Schüler der lateinischen Schule; am andern Tisch rittermäßige Leute und ihre Knechte, wildes Volk, wenn man sich neben sie setzen wollte, mußte man sein Messer an der Seite haben. Und wieder gesondert Bürger und Bauern mit ihren Frauen. Dazwischen zweideutige Gesellen, von denen der Verständige wegrückte, fahrende Strolche und wüste Gesichter. Es war arger Lärm in dem gefüllten Raum um die dicken Holztische, ein unablässiges Kommen und Gehn. Der eine sang, der andere tanzte, ein dritter aß; dort erzählte einer Lügengeschichten vom Weigger, dem Vorgänger des Münchhausen, wie der einst im Winter bei großem Schnee durch einen Wald ritt. Und als er so ritt, stieg er einmal ab und band das Pferd an einen Baumast, der durch die Schneelast herabgedrückt war. Während Weigger bei Seite ging, rückte das Pferd am Aste, der Schnee fiel herab, der Ast erhielt seine Spannkraft wieder, fuhr in die Höhe und schleuderte das Pferd in den Baumgipfel. Der Weigger sah sich erstaunt nach seinem Pferde um, konnte es nirgend entdecken und mußte zu Fuß nach Hause gehn. Im nächsten Sommer kam er an dieselbe Stelle, da erblickte er im Baumgipfel etwas Fremdes, stieg hinauf und fand die Haut seines Pferdes, die ein Bienenschwarm mit Honig gefüllt hatte. Er schnitt vergnügt den Honig aus, lud ihn auf seinen Karren und schaffte ihn nach Hause. Dabei hatte er sich die Kleider mit Honig beleimt, und plötzlich kam ein großer Bär und begann an den Kleidern zu lecken.

*) Um 1300 war in Erfurt keine Straße, worin nicht fünf bis sechs Schenken lagen.

Weigger fuhr ruhig fort und strich sich nur immer etwas Honig an das Gewand. Da folgte ihm der Bär bis zu seinem Haus Landsberg. Dort rief der Weigger seiner Frau: „Oeffne die Thür und bring ein Beil,“ schloß hinter sich zu und schlug den Bär tot. So hatte er durch Honig und Bär seinen Schaden wieder gut gemacht.*) — Während die Umsitzenden lauschten, entstand am nächsten Tisch heftiger Streit, weil einer dem Zutrinkenden Bescheid versagte und erklärte, daß er mit niemand anderem trinke als mit seiner eigenen Frau. Sie warfen die Krüge einander in's Gesicht, stießen Tische und Bänke um, die Weiber kreischten und fielen den Gegnern in die Haare; da sprang der starke Wirth dazwischen und stiftete Frieden. Die Gäste gehorchten und verlangten einen Becher Johannesminne zur Versöhnung, dann gingen sie nach der Prügelei voll nach Hause. Der Wirth aber kommt nicht zu Schaden, denn es ist Gesetz der Schenke, daß kein Fremder, und sei er noch so gut bekleidet, einen Trunk bekommt, wenn er nicht das Geld hinlegt; eine Zechschuld aber muß den nächsten Tag eingefordert werden.

Das lustige Leben der Schenke hört auf, sobald die Rathsglocke zum ersten Male läutet, dann müssen alle Häuser geschlossen werden und kein Wirth darf im Hause schenken, nur über die Straße. Nach dem letzten Läuten soll niemand auf der Straße sein, er wird angehalten und auf die Wache geführt, nur der Rath ist frei. Auch war es nicht ganz rathsam, bei Nacht in der Stadt zu wandeln. Es gab unsichere Leute, die kein Nachtquartier bezahlen konnten und in den Schrannen oder in dunklen Ecken Unterschlupf suchten. Aber es war doch nicht leicht die Nachtschwärmer zu bändigen, denn trunkene Gesellen zogen trotz allem Verbote umher und fielen an, wen sie trafen; am ärgsten trieben das, wie der Bürger

*) M. Haupt, Zeitschrift. N. F. I. S. 578. — Carm. hist., v. 1880.

klagte, die Geistlichen mit Messern in der Hand und wildem Toben.*)

Das Hämmern in der Werkstatt und der Lärm auf den Gassen war vorüber, nur die Stadtwache schritt durch die menschenleeren Gassen und der Nachtwächter, dessen Amt zu den ältesten der deutschen Städte gehörte; der reiche Patricier breitete die seidene Decke von Arras über sein Lager, der Handwerker lag mit seiner Frau in der Kammer unter dem deutschen Federbett, sein Knecht auf dem Hausboden. Dann bellten die zahlreichen Hofhunde einander zu, vom Flusse her drang die kühle Nachtluft in die leeren Gassen und auf dem Thurme hielt der Wächter seinen Umgang und spähte in die dunkle Landschaft, bis sein Hornruf und das Frühgeläut der kleinen Glocken das Anbrechen eines neuen Arbeitstages verkündeten.

Es ist eine mächtige Stadt nach den Begriffen jener Zeit, in der das kleine Leben sich in solcher Weise regt. Uns freilich würde ihr Mauerkreis eng dünken. Schwerlich zählte die größte Stadt Deutschlands im 14. Jahrhundert mehr als 40—50,000 Einwohner. Nürnberg hatte im Jahr 1450, fast auf dem Höhepunkt seiner Macht, nicht viel mehr als 20,000 Menschen, Knechte und Dienstboten eingerechnet. Denn die deutschen Städte waren nicht, wie die großen Märkte des Ostens, schnell entstandene Wohnsitze zugelaufener Menschenschwärme, es waren feste, kunstvoll gegliederte Vereinigungen privilegirter Genossen, von denen fast jeder das Gefühl einer ansehnlichen Bedeutung in sich herumtrug. Sie machten den Zugang zu sich leicht, dem ehrlich geborenen und friedlichen standen die Thore gastfrei geöffnet, aber gedeihen konnte in ihnen nur, wer den Ordnungssinn und die Bescheidenheit jener Zeit hatte, d. h. wer sich als Arbeiter in das große Räderwerk einzufügen wußte.

*) Allgemeine Klage, z. B. C. Jäger, Ulm im Mittelalter, S. 501; C. Grünhagen, Breslau unter den Piasten, S. 115.

Wir aber sehen mit Theilnahme auf diese bescheidene Arbeit des kleinen Mannes zurück. Nicht in der Poesie und nicht in der Wissenschaft, ja vielleicht nicht in Geselligkeit und Familienleben jener Jahre gewannen die liebenswerthe Innigkeit des deutschen Gemüthes und die opfervolle Hingabe an frei erwählte Pflicht ihren höchsten Ausdruck. Sie gewannen ihn aber in der Werkstatt, wo der Deutsche meißelte, schnitzte, in Formen goß und mit Zirkel und Hammer bildete. Seine Freude am Schaffen und die Achtung vor dem Geschaffenen, in das er eigenthümliches Leben sinnig hineinbildete, das war auch eine echte Poesie. Und wenn es nur ein neues Hufeisen oder ein Radbeschlag war, die ein Anderer verfertigt hatte, es ziemte ihm nicht achtlos darauf zu treten. An einfache Waaren und schmuckloses Geräth gaben Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hin, aber sie thaten es mit dem Gefühl eine Kunst zu besitzen, die sie vor den Meisten voraus hatten, sie saßen als Bewahrer feiner Geheimnisse, vieler kluger Vorschriften und Handgriffe, die kein Anderer kannte als ihre Brüderschaft und die der übrigen Welt so unentbehrlich waren. Sie waren stolz darauf unter ihren Genossen die tüchtigsten zu sein, und sie wußten, daß ihre Kunst, redlich geübt nach Handwerksbrauch, ihnen ein mannhaftes Leben sichere, Achtung guter Leute, eigenen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt. Und wenn ihnen Gelegenheit wurde, die erworbenen Geheimnisse ihrer Kunst an einem besonderen Stück zu erweisen, da schufen sie, gehorsam den alten Gesetzen und doch mit einziger sinnvoller Erfindung, ein Werk, in dem wir noch heut die Sorgfalt und Liebe der Arbeit und eine sichere Zweckmäßigkeit bewundern, welche zuweilen zur Schönheit wird. Der Thürbeschlag eines bedächtigen Schlossers, der Löffel eines Nürnberger Goldschmieds, der Thonkrug, den ein alter Töpfer mit Figuren versehen und bunt glasirt hat, zeigen diese Poesie des alten Handwerks. Denn während die gewöhnlichen Erzeugnisse jeder einzelnen

Handwerkerindustrie nach Stoff, Form und Preis auf's genaueste bestimmt und die schöpferische Kraft des Einzelnen völlig in die Ueberlieferungen seiner Stadt und Innung gebannt war, kam eine eigenthümliche Originalität bei allem zur Erscheinung, was einer sorgfältigern Behandlung werth schien. Und daneben eine erstaunliche Vielseitigkeit der technischen Kenntnisse. Noch rieb der Maler seine Farben selbst, kochte den Firniß, aber er schnitt auch in Holz und gravirte Kupferplatten; Albrecht Dürer verkaufte in der Marktbude Bilderbogen mit Holzschnitten, zu denen er vielleicht selbst den Text gemacht hatte. Der Goldschmied war auch Zeichner und Modelleur, es war seine Freude aus jedem werthvollern Stück ein kleines Kunstwerk zu bilden, in welches er einen Theil seiner Seele hineinlegte. Wenn die Einrichtung der Häuser, der Kirchen in allen Grundformen bis auf das Verhältniß der Maße feststand, zeigt sich um die Arabesken der Steinarbeit in zahllosem, oft überreichem Detail das Behagen, mit welchem die Seele des Erbauers, wo ihr freies Schaffen erlaubt war, dem Drang folgte eigenthümliches Wesen auszudrücken. Gerade in dieser Verbindung von beengender Tradition und von freier Erfindung wurde die Handarbeit den Städten zum Segen, überall höheren Wohlstand, Gesittung, Bildung entwickelnd. Und die Städte standen durch das ganze Land als zahllose Knotenpunkte eines Netzes freier Genossenschaften, zwischen denen das flache Land, in seiner Entwicklung zurückgeblieben, fast feindlich lag.

Nur selten haben wir Gelegenheit, an solcher Arbeit eines einzelnen Handwerkers aus dem 14. Jahrhundert die Tüchtigkeit der Kleinen zu schauen und uns zu erinnern, daß unsere gesammte Production, die nicht nach jeder Richtung jener Zeit überlegen ist, auf den Werkstätten beruht, in welchen das deutsche Handwerk zuerst stolzes Selbstgefühl gewann. Wir wissen auch wenig von dem Treiben in der Werkstatt und von der allmählichen Ausbildung der Handwerksordnung. Wie

der Arbeiter lebte bei seinem Geräth, unter seinen Genossen, möchten wir gern aus den spärlichen Trümmern alter Handwerkersitte errathen, welche uns überliefert sind. Was uns davon wie durch einen Zufall bewahrt wurde, ist freilich nicht in jener alten Zeit niedergeschrieben. Erst um das Jahr 1700 kam ein Conrector in Altenburg auf den Einfall, einiges Ceremoniel des Handwerks, das zu seiner Zeit noch vorhanden war, aufzuzeichnen. Das wenige, was er drucken ließ, weist alten Brauch in verkommenem Zustande, durch spätere Zusätze entstellt, aber an einigen Stellen vermag man leicht den guten Kern auszusondern. Und darum soll hier ein Stück der mittelalterlichen Handwerksgewohnheit nach dem Buch des Frisius: Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politika, Leipzig 1708, mitgetheilt werden.

Es ist die Ansprache, welche einer der alten Handwerksknechte dem Jungen hält, der in die Brüderschaft der Schmiedeknechte aufgenommen wird.*) Das Ceremoniel beim Freisprechen wurde früh possenhaft und roh, die Gebräuche der Deposition auf den lateinischen Schulen waren ganz nach dem Geschmack der Zeit und drangen auch in das Handwerk; hier durften wenige Stellen, welche durch ihren anderen Ton als spätere Zusätze kenntlich sind, weggelassen werden.

Wenn die Meister und Knechte versammelt waren, den jungen Gesellen frei zu sprechen, so ging der Altknecht, nachdem er mit Gunst um Erlaubniß gebeten hatte, in die Schmiede und setzte den Blasebalg in Bewegung; denn allen Schmieden, welche an der Esse arbeiteten, ziemte die Heerdflamme bei ihrer Vorsage, aber den Kessel- oder Kaltschmieden nicht. Sobald die Kohlen auf dem Heerde glühten, wurde „der Jung Gesell

*) Die ältesten Ansprachen bei Frisius sind die der Schmiede und Faßbinder; sie waren ursprünglich gleichlautend, wie denn überhaupt die Gleichheit vieler Formeln in den verschiedenen Handwerken auffällt. Hier sind einige Lücken der ersten Ansprache aus der zweiten ergänzt. — Aehnliche Ansprachen bei Ch. L. Stock, Grundzüge des Gesellenwesens, 1844.



in die Versammlung eingeführt, und der Altknecht begann mit diesen Worten seine Vorsage":

Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk. Mit Gunst! Meister und Gesellen, stillet euch ein wenig. Jung Gesell, ich will dir Handwerks-Gewohnheit sagen, wann gut wandern ist; zwischen Ostern und Pfingsten, wenn es fein warm ist und die Bäume Schatten geben, da ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntag zu Mittage nach dem Essen, denn es ist nicht Handwerksgebrauch, daß einer in der Woch' aufsteht. Und sprich, wenn er dein Lehrmeister ist: „Lehrmeister, ich sag' euch Dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es stehet heut oder morgen gegen euch und die Eurigen wieder zu verschulden." Und zur Meisterin sprich: „Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß ihr mich in der Wäsche frei gehalten, so ich heut oder morgen möchte wieder kommen, stehet es um euch wieder zu verschulden." Willtu dein Bündel nicht auf die Herberge tragen, so sprich den Meister an und sage: „Meister, ich will euch angesprochen haben, ob ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen." Darnach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderschaft, bedanke dich bei ihnen und sprich: „Gott behüte euch, saget mir nichts Böses nach." Wenn du dann Geld hast, trinke Valet mit ihnen und frisch an und wandere zum Thor hinaus.

Wenn du aus dem Thor kommst, so nimm drei Federn in die Hand und blase sie auf in die Höhe, die eine wird fliegen über die Stadtmauer zurück, die andere über das Wasser, die dritte gerade hinaus; stoße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh du über das Wasser fährst, wirf einen Stein hinein, trägt's den Stein, dann trägt's auch dich. Frisch an und ziehe gerade hinaus.

Und wenn du deine Straße gehst, wirst du kommen an einen dürren Baum, darauf sitzen drei schwarze Raben und schreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin." Du sollst deinen

Weg fortgehen und gedenken: „Ihr schwarzen Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen." — Dann wirst du kommen an ein Dorf, an des End steht eine Mühle, die wird immer gehen und sagen: „Kehr um, kehr, kehr, kehr um." Du aber sollst fortziehen und sagen: „Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang." Und wenn du weiter kommst, da werden drei alte Frauen sitzen und sagen: „Jung Gesell, weich von dem Wald, die Winde wehen sauer und kalt;" du aber wirst weiter gehen und sagen: „Im grünen Wald, da singen die Vögelein jung und alt, ich will mich mit ihnen lustig erweisen."

Und wenn du in den dicken Wald kommst, da wird ein Reiter geritten kommen in rothem Sammtmantel und sprechen: „Wie so lustig, Landsmann?" Darauf wirst du sagen: „Soll ich nicht lustig sein, ich habe all Gut meines Vaters bei mir." So wird er dir einen Tausch anbieten, thu es aber nicht flugs zum erstenmal, das andremal auch nicht; bietet er dir aber das drittemal Tausch an, so bis kein Thor und gieb ihm deinen Rock zuerst, sondern laß dir seinen Mantel zuerst geben. Wenn du nun von ihm erlöst bist, so geh immer fort und sieh nicht um, denn er möchte dir nachreiten, könnte dich auch wol um dein Leben bringen.

Wenn du nun weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden und kein Weg daraus, und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vögelein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume gehen die Winke die Wanke, die Klinke die Klanke, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen und du wirst gedenken: „Ach wär' ich daheim bei der Mutter geblieben." Du sollst aber doch nicht umkehren, sondern deinen Weg fortgehen. Schmied, schlag hierher!

Bist du aus dem Wald hinaus, dann kommst du auf eine schöne Wiese, darauf wird ein Birnbaum stehen mit

schönen gelben Birnen. Da krieche nicht hinauf, schüttle den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, die herabfallen, denn es könnte nach dir ein andrer guter Gesell unter den Baum kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrath findet. Darnach wirst du kommen vor einen großen Berg, da wirst du denken: „Lieber Gott, wie werd' ich mein Bündel hinaufbringen auf den hohen Berg." Hänge es aber nicht irgend an ein Schnürlein und schleppe es hinter dir her, sondern behalte es fein auf dem Rücken und trage es hinauf, so nimmt dir's niemand. Wenn du nun fortgehest, so wirst du kommen vor einen Brunnen, da wird dich sehr dürsten; wenn du nun trinkest, so lege dein Bündel ab und behalte es nicht auf dem Rücken, denn wenn du trinkest, möchte das Bündel den Schwang nehmen und dich hinabreißen. Jedoch lege es nicht zu weit von dir, sonst möchte einer kommen und dir's wegnehmen, so kämest du um dein Bündel. Und wenn du trinkst, so halte dich sauber dabei und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein andrer guter Gesell kommen und gerne trinken wollen. Schmied, schlag hierher!

Fasse dein Bündel auf und gehe immer fort, so wirst du sehen einen Galgen. Du sollst dich nicht darum freuen noch traurig sein, daß dort einer hanget, sondern du sollst dich darum freuen, daß du auf eine Stadt oder Dorf kommst. Wenn du nahe hinzu bist, setze dich eine Weile nieder, lege ein gut Paar Schuh an und geh in die Stadt hinein.

Da wird dich der Thorwart anrufen: „Woher, jung Gesell?" So nenne dich nicht von weit her, sondern sprich immer daher: „vom nächsten Dorf," so kommst du am besten aus. Nun ist an manchen Orten der Brauch, daß der Thorwart einen nicht zum Thore hineinläßt, man lege denn sein Bündel ab und hole ein Zeichen. Darum frage du und

sprich: „Mein gut Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meister ist wol die Herberge?“ Darnach lege das Bündel ab und gehe auf die Herberge und hole ein Zeichen bei dem Herrn Vater.

Wenn du auf die Herberge kommst, so sprich: „Guten Tag. Glück herein. Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen. Herr Vater, ich bitt', ihr wollet mir doch ein Gesellenzeichen geben, daß ich mein Bündel kann zum Thore herein bringen.“ Alsdann wird dir der Herr Vater ein Hufeisen oder einen Rinken als Zeichen geben. Wirstu das Zeichen aufweisen, so werden sie dir das Bündel folgen lassen.

Darnach mußtu wieder auf die Herberge gehen und sprechen: „Ich bedanke mich ganz freundlich, daß ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollte ich euch angesprochen haben um das Handwerk, ob ihr mich heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank; ich bitte, der Herr Vater setze mir nicht den Stuhl vor die Thür, ich will mich halten nach Handwerksbrauch, wie ehrlichem Gesellen zukömmt.“

Dann wird der Herr Vater sagen: „Wenn du willt ein frommer Sohn sein nach Handwerksbrauch, so geh hinein in die Stube und lege dein Bündel ab in Gottes Namen.“ Wenn du nun in die Stube kommst und die Frau Mutter ist drinnen, so sprich: „Guten Abend, Frau Mutter,“ hänge dein Bündel aber nicht an die Stubenwand, sondern lege es fein unter die Hammerbank; verliert der Herr Vater seine Hämmer nicht, so wirst du dein Bündel auch nicht verlieren. Wenn du es nun abgelegt hast und der Bruder arbeitet, so schlage ein oder zweimal mit und frage dann, ob hier der Brauch ist, daß man auf's Geschenk geht.

Wenn du auf das Geschenk gehst um Gabe und Trunk, so gehe nicht zuerst in die nächste Werkstatt, sondern gehe fein in die weiteste Werkstatt, damit du der Herberge immer

näher und näher kommst. Wenn du auf dem Geschenk in eine Werkstatt kommst und ein Stück Schmiedearbeit im Hause liegt, so hüte dich, mit Füßen darauf zu treten oder zu spacken, sonst möchten die Schmiede sprechen: „Ei, wer weiß, ob er's selber so gut kann machen als das ist." Wenn du nun ein oder zweimal getrunken hast, so sprich, wenn der Meister in der Werkstatt ist: „Meister, ich sage Dank eures Geschenkes, eures guten Willens, es stehet heut oder morgen gegen euch und die Eurigen wieder zu verschulden." Darnach bedanke dich bei den Knechten auch und sprich: „Schmied, ich sage dir Dank deines Geschenkes, deines guten Willens, wenn du heut oder morgen zu mir kommst und ich in Arbeit stehe, will ich dir wieder ausschenken eine Kanne Bier oder Wein, was in meinem Vermögen soll sein."

Wenn du nun wieder auf die Herberge kommst, so wird der Bruder sprechen: „Wie ist's, Bruder, haben dir die Knechte auch geschenkt?" Sprich immer „ja", wenn du gleich keinen Trunk gesehen hast.

Wenn sie nun des Abends zu Tische gehen, so setze dich an die Stubenthür. Spricht der Herr Vater: „Schmied, komm her und iß mit," so lauf nicht flugs hinzu, sondern kannst sagen: „Herr Vater, ich sag' euch Dank davor;" spricht er's aber zum andernmal, so geh immer hin und iß mit. Wenn du nun satt bist, so stecke dein Messer nicht ein, ehe die andern satt sein, sonst möchten sie sprechen: „Das ist ein kleiner Esseschmied, er will gewiß einen ausstechen, weil er so wenig ißt." Wenn dir's hernach der Herr Vater zutrinkt, so kannst du wol trinken; hastu aber Geld, so kannst du austrinken und sprechen, ob man einen Boten kann haben, du wollest auch eine Kanne Bier geben.

Wenn es nun auf den Abend kömmt, so wird dir der Herr Vater lassen das Bett weisen. Wenn dir nun die Schwester auf den Boden leuchtet und du das Bett gewahr wirst, so wünsche ihr eine gute Nacht und sprich: sie soll in

Gottes Namen hinabgehen, du willst dich schon in's Bett finden. Am Morgen steh zur Zeit auf, und wenn du in die Stube kömmst, so wünsche Allen guten Morgen, da werden sie dich vielleicht fragen, wie du geschlafen hast; so sage ihnen auch, was dir geträumet hat.

Wenn du nun wieder fortläufst, so sprich: „Herr Vater, ich sag' euch Dank, daß ihr mich und mein Bündel habt geherbergt, es stehet heut oder morgen gegen euch und die Eurigen wieder zu verschulden." Lauf also fort. Wenn du nun in das Thor kommst, so werden sie dich fragen „wo zu?" Sprich nur, du weißt es selbst nicht. Und lauf immer zu. —

Alles mit Gunst. Ich wünsche dir Glück zu Wege, zu Stege, zu Wasser und Land, wo dich der liebe Gott hinsendt. Und wo du heut oder morgen möchtest hinkommen, da Handwerks-Gewohnheit nicht ist, so hilf sie aufrichten. Hilf Handwerks-Gewohnheit stärken und nicht schwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich, wo es kann sein; wo es aber nicht kann sein, so nimm dein Bündel und lauf davon.

Soweit die Vorsage der Schmiedegesellen.

Durch ähnliche Vorsage der Zucht ist das ganze Leben des Handwerkers in seiner Innung gefestigt. Nach erlerntem Wortlaut wird jede Zusammenkunft der Meister und Knechte geleitet, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme des neuen Meisters. Wenn die Lade geöffnet ist und Handwerksgebrauch geübt wird, steht Strafe darauf, daß keiner Ungebührliches rede oder thue. Auch der Tagesverkehr des Meisters und seiner Knechte, alle Leistung, ja alle Gunst und Gefälligkeit ist in herkömmlicher Weise geordnet, durch Spruchwort und Wechselrede bestätigt.

Diese Ordnung bildet ein eisenfestes Band, welches die harten Gesellen aneinander fesselt. Dieselben Formeln sind dem kleinen Mann aber auch Zauberworte, welche ihm sein

Herrengefühl in der Welt geben; der sonst in der Fremde rechtlos und schutzlos wäre, er findet damit, soweit die deutsche Zunge reicht, überall solche, welche wie Brüder und Väter um ihn zu sorgen verpflichtet sind. Und er wandert mit Handwerksgruß und Erkennungszeichen, mit leichter Habe und leerem Beutel hunderte von Meilen, bis er eine Werkstatt findet, in der er als Genosse der Familie eintritt, oder bis ihm sein Glück ein eigenes Geschäft vergönnt.

Es war natürlich, daß der Handwerksbrauch, der solche Vortheile bot, immer künstlicher wurde. Ebenso wie die Arbeit der Innungen unter dem Zunftzwang erstarrte, wurde auch mit den Ansprachen und Bräuchen des Handwerks ein kleinliches Spiel getrieben, der Formelkram zuletzt den Gescheiten lästig. Es kam die Zeit, wo die Arbeit der Privilegirten nicht mehr dem Bedürfniß der Nation genügte, wo neue Staaten mit größerer Sicherheit des Verkehrs, besserer Schule und freierer Intelligenz auch die höhere Idee der freieren Concurrenz und Arbeit vertreten konnten. Jene alten Formeln und Bräuche des deutschen Handwerks sind dem Geschlecht der Gegenwart veraltet. Wir aber denken daran, daß sie dem deutschen Handwerksgesellen einst die Kraft gegeben haben, mit dem Bündel über Berg und Thal, durch den ungeheuren Wald zu fremden Völkern zu ziehen und dort auf fremder Erde in der Gemeinschaft mit seinen Brüdern so lange zu hämmern, zu messen und zu nähen, bis große Stücke Land, auf denen jetzt das Leben unserer Nation reichlich und kräftig erblüht, dem deutschen Volke zugemessen, angehämmert und eingenäht waren.

Nicht der Handwerker allein trug deutsche Sprache und Cultur über die Elbe und Oder, auch der Kaufmann blies vor den Thoren der Stadt seine Federn in die Luft und er wagte sich sogar auf die gefahrvollen Wege, welche der Handwerker vermied, er brach durch die Mauern der Städte und fuhr über das grundlose Wasser, auch er um in der Fremde

mit seinen Genossen ein Kaufhaus zu gründen, einen deutschen Markt, eine deutsche Stadt. In der alten Heimat haderten der Geschlechter und der Handwerker durch Jahrzehnte in erbittertem Streit, in der Fremde waren sie Kampfgesellen für heimisches Recht und die Freiheiten deutscher Städte.

Sie gingen voran, die Ritter und die Bauern folgten.

5.

Besiedelung des Ostens.

Schlesien.

Während die Landschaften an der Westgrenze des Reiches unsicher zwischen deutschem und gallischem Wesen, zwischen dem römischen Reiche deutscher Nation und dem Frankenreich mit romanischer Nationalität schwankten, war das deutsche Volksthum gegen Osten in unaufhaltsamem Fortschritt. Als Heinrich, der erste Sachsenkönig, die Krone empfing, waren Schlesien, Mähren, Böhmen, das ganze Gebiet im Osten der Saale und Nordelbe und das östliche Holstein von slavischen Völkern besetzt. Und slavische Colonien reichten nach Sachsen, Thüringen, Franken und Hessen bis über den Main, entweder weil in der letzten Zeit der Völkerwanderung einmal eine slavische Völkerwelle so weit herübergeschlagen hatte, oder weil die fränkischen Könige und Kaiser unterworfene Slaven auf leerem Boden angesiedelt haben, — sie erhielten sich in Thüringen bis in das 14. Jahrhundert, kenntlich durch Sprache, Tracht und Brauch.

Seit Heinrich ruhten die Grenzkriege zwischen Deutschen und Slaven selten, Ströme von Blut wurden bei dieser Reibung zweier kriegerischer Völkermassen vergossen, nicht immer waren die Deutschen im Vortheil. Aber sie hatten für sich, was auch dem tapfersten Feind auf die Dauer den Widerstand unmöglich machte, sie bewahrten trotz der wilden Grausamkeit, mit der sie ihre Beutezüge ausführten, die höhere

Cultur. Die Weltsprache jener Zeit: das Latein, der Glaube des gekreuzigten Christus, alle Wissenschaft, Verkehrsrecht und Kriegführung, Kunst und Handwerk mußten aus deutschem Land zu den Slaven kommen. Von Sachsen und Franken zogen die Sendboten der neuen Lehre in die runden Dörfer der Wenden und in die große Czechenburg an der Moldau, noch vor ihnen der Kaufmann mit flamändischen Tüchern, mit Goldschmuck und Waffen, die er theuer gegen Wachs, Honig und Pelzwerk der östlichen Heiden verkaufte. Mehr als zwei Jahrhunderte bedurften die Deutschen, von König Heinrich I. bis auf Heinrich den Löwen, um die Grenzen Norddeutschlands über die Oder auszudehnen. Und die Methode der Besiedelung war nicht dieselbe im Meißner Land, in den Marken, in Wagrien, Mecklenburg, Pommern. Aber gemeinsam ist allen Occupationen vom 10. bis 12. Jahrhundert, daß sie im Interesse des Reiches und großer deutscher Landesherren gemacht wurden; auch wo man das besetzte Land nicht Mark des Reiches nannte, war die Germanisirung Folge eines Einschlusses in die Reichsgrenzen, in der Regel Folge eines Reichskrieges.

Weit anderen Charakter hat die Colonisation des 13. Jahrhunderts. Damals wurden neue große Landschaften, Schlesien und die Küstenlande der Ostsee bis hinauf zu dem finnischen Meerbusen, für deutsche Cultur gewonnen, beide ohne Zuthun des Reiches, beide in gewissem Sinn als Privatunternehmungen mit dem Ueberschuß an deutscher Volkskraft, der freiwillig kam und zweckvoll hingeleitet wurde. In beiden Ländern schufen alle Stände und Berufsclassen als Colonisten, in Livland und Preußen vorzugsweise die Eroberungslust kriegerischer Mönche und die Interessen großer Kaufleute, in Schlesien hauptsächlich Einwanderung der kleinen Arbeiter, der Handwerker und Bauern. Im Ordensland Preußen vernichtete die eiserne Faust der Eroberer das frühere Volksleben und zwang durch Gewalt das deutsche Wesen auf,

Schlesien wurde Mittelpunkt einer friedlichen geräuschlosen Colonisation, welche ihre Wirkungen weit über die Grenzen der großen Landschaft hinauf nach Osten äußerte. In Schlesien war das politische Verhältniß zum Reich beim Beginn dieser Besiedelung sehr locker und unsicher, das Ordensland Preußen war der Oberhoheit des Reiches förmlich enthoben.

Diese Erweiterung des deutschen Bodens, welche der Hauptsache nach in einem Jahrhundert von 1250 bis 1350 vollendet wurde, ist die größte That des deutschen Volkes in jenem Zeitraum, sie hat ein weites Ländergebiet mit hunderten deutscher Städte und tausenden deutscher Dörfer besetzt und unlösbar an Deutschland gekettet, sie hat auch das politische Schicksal aller übrigen Deutschen entschieden. Von dem Ordensland Preußen holte ein deutsches Fürstengeschlecht die Königskrone, durch die Eroberung Schlesiens gewann dasselbe sein Anrecht auf das Herrenamt in Deutschland.

Seit in dem ersten Kreuzzuge der alte Wandertrieb der Deutschen wieder mächtig geworden und hunderttausende von Landleuten mit Weib und Kind, mit Karren und Hunden nach dem goldenen Osten gezogen waren, hatte in dem kleinen Mann die Unruhe und Reiselust nicht aufgehört. Groß war die Zahl der Wanderer auf der Landstraße, welche weit hinaus über die Grenzen des Reiches liefen, dort Brot, Habe und Glück zu finden, der schweifende Mönch, der Handwerksgesell, der lateinische Schüler wanderten zwischen Kriegshaufen über die Alpen, über die Oder und Weichsel; der Bergmann von Goslar, hochberühmt wegen seiner Kunst, hatte in den Kreuzzügen als Minenarbeiter Felsenschlösser der Sarracenen untergraben, auch er wurde seitdem in fremde Berge gerufen, um Kupfer und Gold zu suchen. Der Holländer und der Flamänder hatten an vielen Stellen des norddeutschen Tieflands ihre eigenthümliche Bodencultur der Moore und Sanddünen eingerichtet; große Schaaren norddeutscher Landleute waren die Donau hinabgezogen und hatten an den Grenzen

Siebenbürgens ein neues Sachsenland gegründet. Dem deutschen Ordensritter und Kaufmann waren alle Küsten des Mittelmeeres, die Landwege durch Ungarn und Romanien fast so wohl bekannt wie die deutsche Heimat. Zahllose Verbindungen waren angeknüpft, überall traf man Deutsche. Nach dem ganzen Osten ging der Zug des Volkes von dem schwarzen Meer bis zum Nordmeer; Ofen, Lemberg, Krakau, Warschau wurden für deutsche Kaufleute und Handwerker mit deutschen Ordnungen versehen. Es war also kein neues Wagniß, dem sich die Auswanderer nach dem Oder- und Weichselthal unterzogen, aber die Auswanderung nahm in dieser Zeit große Verhältnisse an.

Wenn der Deutsche jetzt diese Resultate unendlicher Arbeit des Krieges und Friedens überschaut, mehr als ein Drittel des gegenwärtigen Deutschlands — Böhmen ungerechnet —, Länder, welche so deutsch geworden sind, daß nur an ihrem Saum und hie und da abseit dem großen Verkehr kleine Reste undeutscher Bevölkerung geblieben sind, Menschen, welche so deutsch sind in ihrem Gemüth, ihrer Sprache, ihrer Bildung, daß sie seit Jahrhunderten einen Herrenantheil an der nationalen Thätigkeit auf jedem Gebiete des geistigen und materiellen Schaffens in Anspruch genommen haben, dann liegt die Betrachtung nahe, daß dies ganze Gebiet ostwärts der Elbe nur wiedergewonnenes Land ist, fast mit denselben Grenzen, welche germanisches Volksthum zur Römerzeit gegen Osten hatte, wenn man von den östlichen Gotenvölkern absieht. Denn in diesem Neuland lagen einst die Wohnsitze großer und edler Stämme, der Rugier, Heruler, Gepiden, Longobarden, Semnonen, Burgunder, Vandalen, es ist das alte Stammland der jetzigen Oberbaiern und Schwaben. Und wir fragen: war die neue Germanisirung nur eine Bezwingung fremder Völker, welche in dem Lande, das seit der Wanderzeit menschenarm lag, die darin zurückgebliebenen Deutschen ausgerottet und slavisirt hatten? Oder wurde die Germanisirung ge-

fördert durch Reste deutschen Volksthums, die sich unter den Slaven erhalten hatten und nach vielen Jahrhunderten einer isolirten Dauer sich noch ihres deutschen Blutes bewußt waren? Und wurde die Widerstandskraft jener Slavenvölker dadurch geschwächt, daß in ihnen selbst gemischtes Blut war und daß überwiegendes Slaventhum und ein germanischer Ueberrest in Sprache, Recht, Sitte und Neigungen einander feindlich hinderten? Die Geschichte verweigert jede sichere Antwort. Es giebt in unserem Mittelalter kein folgenschweres Ereigniß, worüber wir so gänzlich ohne Nachrichten sind wie über die slavische Einwanderung; selbst die Sage der Slaven — die ungefälschte — schweigt. Und es ist kein Zufall, daß die gesangfrohen Slaven im Norden der Donau ganz ohne Heldensagen aus ihrer Wanderzeit sind, sie haben offenbar in jener Zeit das Selbstgefühl eines starken Volksthums nicht gehabt. Daß sie schon im 5. Jahrhundert, als Attila über Schlesien und Böhmen gebot, bis in ihre gegenwärtigen Sitze vorgedrungen waren, ist durch nichts erwiesen. Wir wissen nur, daß von 563 bis nach 600 die Avaren in Mähren und Böhmen hausten. Wahrscheinlich über Slaven und die übriggebliebenen Deutschen.

Denn um das Jahr 623 wird ein fränkischer Kaufmann Samo als ein mächtiger Kriegsherr unter Slaven im Norden der deutschen Donau erwähnt, er kämpft glücklich gegen die Avaren, wird König eines ausgedehnten Slavengebietes, das er ein ganzes Menschenalter regiert und gegen die Angriffe der fränkischen Merovinger tapfer behauptet. Solche Herrschaft eines zugewanderten oder gerufenen Fremden wird nur wahrscheinlich unter einem Volk, dem eigene Herrengeschlechter fehlen und das außerdem mit Volksgenossen des Fremden stark versetzt ist.*) Wir haben dafür bei anderen Slaven-

*) Der Name Samo ist ein deutscher Name, wahrscheinlich wie Hammo, Immo, eine Abkürzung. Daß dieser Samo ein Franke war,

stämmen weiter im Osten einen unzweifelhaften Beweis. Wie der Franke Samo im 7. Jahrhundert unter Slaven in Deutschland ein Reich gründete, ebenso gründeten im 9. Jahrhundert Haufen von Nordmannen über slavischen und finnischen Stämmen um Nowgorod eine mächtige Herrschaft. Auch diese Warägerschaaren des Rurik, Askold und Dir fanden dort Landsleute ihres Stammes vor, und ihr Reich aus einem Mischvolke wurde in den folgenden Jahrhunderten Hauptmarkt des deutschen Handels im Osten und gastliche Heimat des deutschen Contors von Neugarten.

So wissen wir nicht, ob sich die Deutschen der obern Elbe und Oder unter den Slaven und Avaren verloren oder erhielten. Es wird keine patriotische Fiction sein, wenn wir annehmen, daß zahlreiche Trümmer derselben bestanden. In Meißen, im nördlichen Böhmen, am Saum des Riesengebirgs, in dem Berglande der Grafschaft Glatz, überall wo die Germanisirung später besonders rasche Fortschritte machte. Auch Aberglauben und verdämmerte Bilder des deutschen Heidenglaubens sind längs dem schlesischen Gebirge genau so reichlich und eigenthümlich als in irgend einem andern Theile Deutschlands, ja die Gestalt des schlesischen Rübezahl, wie sie in Volkssagen bis zur Neuzeit lebendig war, hat nicht das teuflische Aussehen, welches ähnliche Phantasiegebilde des Volkes seit dem 13. Jahrhundert in Deutschland selbst erhielten und Colonisten jener Zeit nach Schlesien gebracht hätten, sondern ein viel älteres Gepräge, wie es in deutschen Volkssagen aus der ersten Zeit des Mittelalters überliefert

---

wird durch den einzigen gleichzeitigen Schriftsteller, den sog. Fredegar, bezeugt, der ebenfalls ein Franke und verhältnißmäßig gut über seinen Landsmann unterrichtet ist. Möglich, daß sogar der Name Czechen gar nicht alter Volksname des Chrobatenstammes in Böhmen, sondern umgelautete Form eines avarischen Stammnamens ist, gerade wie der Name Russen ursprünglich Bezeichnung der germanischen Waräger am Ilmensee war.

wird.*) Daß diese Reichlichkeit mythischer Erinnerungen nicht in jedem Gebiet der colonisirten Länder vorhanden ist, lehrt wieder die Mark Brandenburg; dort sind innerhalb eines Terrains, welches durch denselben niedersächsischen Volksstamm germanisirt wurde, locale Gebiete für verschiedene altgermanische Götternamen und Sagen nachgewiesen, die sich nicht gut anders erklären lassen, als daß sich Erinnerungen aus verschiedenen Stämmen heidnischer Germanen über die slavische Occupation hinweg bewahrt haben.**) Und sehr sind andere Theile der Mark von diesen verschieden, in denen die alten Erinnerungen ganz slavisch sind.

Das sind unsichere Spuren eines Zusammenhangs zwischen der deutschen Urzeit und der deutschen Besiedelung im Mittelalter; die Geschichte weiß zur Zeit aus ihnen wenig zu machen, aber sie durften hier nicht übergangen werden.

Wir vermögen auch nicht nachzuweisen, aus welcher Landschaft der Hauptstrom der schlesischen Einwanderer auszog. Wir erkennen nur zuweilen die Gestalt eines frommen Mönches, eines unternehmenden Landherrn oder einer jungen Fürstenbraut, welche an die Bauernhütten ihrer Heimat pochten und junge Feldarbeiter mit gutem Versprechen unter das slavische Volk riefen. Viele Ansiedler kamen vom Niederrhein und aus Nordsachsen, in den Städten fanden sich sofort Zugewanderte aus allen Theilen Deutschlands; im ganzen war es wol ein Vorrücken der Bevölkerung aus den nächsten Landschaften Mitteldeutschlands, aus Meißen, Thüringen, Franken. Aber sehr merkwürdig und unerklärt ist, daß der schlesische Dialekt, seit er in den Schriftdenkmälern erscheint, keineswegs

*) Er ist Häuptling eines Zauberreichs, weise und hilfreich, neckisch und schadenfroh wie ein Riesenkönig, es ist genau dieselbe Gestalt, mit welcher den Spielmann Vollark um das Jahr 1000 verkehrte. Vergl. den späteren Abschnitt: Fahrende Leute.

**) A. Kuhn hat in seinen Norddeutschen Sagen die Grenzen angegeben.

als neue Mischsprache, sondern sofort in einheitlicher und durchgebildeter Eigenthümlichkeit redet, und daß er in seinen ältesten Formen nicht mit der Sprache des näheren Thüringen-Meißen, sondern mit der des entfernteren Franken größere Aehnlichkeit erweist. Der Sprache nach stammt die Hauptmasse der deutschen Schlesier von Franken oder ist diesen am nächsten verwandt.

Schlesien war um das J. 1200 nicht stark bevölkert und war arm an Arbeitskraft. Nicht nur die Höhen der Riesenberge, sondern auch das Flachland der Oder waren noch mit dichtem Wald bedeckt, von dem befestigten Grenzwald, der Preseka, welche die ganze Landschaft umsäumte, dehnten sich meilenweit wüste Haiden, in den Waldsümpfen hatten zahlreiche Heerden von Wildschweinen ihr Lager, am Rand der Haide steckte der braune Bär seine Schnauze in die hohlen Baumstämme und suchte den wilden Honig, und die Kieferäste auf der Haide zerriß das Elen mit seinem unförmigen Geweih, an den Flüssen aber baute zahlreich der Biber und um die Teiche schwebte der Fischadler und über ihm der edle Jagdfalke. Biber und Falke waren den Fürsten zuweilen theurer als ihre Leibeigenen, und mit Scheu sah der Kmete aus seiner elenden Hütte auf die Herren des Wassers und der Luft, für deren Bau und Nest er selbst und seine ganze Nachbarschaft stehn mußte bei schwerer Strafe.

Die polnischen Städte waren gewöhnlich einer Burg angebaut, mit einem Graben und Pallisadenzaun umgeben. Auch in den Städten war der größte Theil der Bewohner nach polnischem Recht unfrei, doch hausten im Schutz der Burgen auch wol Gutsbesitzer und Vornehme der Umgegend, zwischen den leibeigenen Handwerkern mehr Freie, und freie Kaufleute, diese schon oft Deutsche. Wenn ein Feind nahte, flohen die Bauern vom Land hinter den Graben der Stadt. In ruhiger Zeit aber wurden dort die Märkte gehalten. Bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts zahlte der Käufer zu-

weilen wie in Polen, statt mit Gelde mit den Schwänzen der Marder und den Fellen der Eichhörnchen; aber schon waren schlesische Bergwerke eröffnet, etwas Silber und Kupfer wurde gewonnen, der Bergbau, das Recht der Herzöge, wurde durch Deutsche betrieben. Auch Münzstätten waren errichtet an allen größeren Marktorten, wie in Polen wurde das Geldblech jährlich, ja an jedem Jahrmarkt, verändert und schnell umgeschlagen. Und schon bezogen die Fürsten einige Einkünfte vom Marktzoll, von der Fleischbank und der Schenke. Aber diese Marktorte und die Dörfer herum waren deutschen Städten und Dorfgemeinden in nichts ähnlich als etwa in äußerem Aussehen. Denn hinter dem Graben und Pfahlwerk war nicht zu finden eine freie Bürgerschaft, ein geordnetes Gemeinwesen, welches fest in sich selbst steht, das Recht hat sich zu regieren und Besitzthümer zu erwerben, seinen Bürgern Recht zu sprechen und gegen fremde Gewalt Recht zu schaffen; und nichts war von dem zu finden, was sonst einer deutschen Stadtgemeinde ziemt, daß sie ihre Bürger tüchtig, wohlhabend und stark mache und dadurch eine Heimat werde für umsichtige Thatkraft und Reichthum, für Sitte, Gelehrsamkeit und Künste.

Ein solches Land beherrschten die fürstlichen Familien der Piasten damals unter polnischer Oberhoheit, welche oft bestritten wurde, endlich ganz aufhörte, eine Zeit lang selbst als Beherrscher Polens. Auch an ihren Häusern konnte ein Gegensatz auffallen. Die Piasten Oberschlesiens schlossen sich enger an Polen, und erhielten sich und ihr Land mehr in slavischem Wesen, so daß dort Reste der slavischen Bevölkerung bis in die Gegenwart dauern. Um so lieber lehnten sich die Herren des größern Niederschlesiens an den deutschen Westen. Seit lange war ihre Politik deutsche Fürstentöchter zu heiraten; der Einfluß der Frauen brachte deutsche Sitte an den Hof. Eifrig erhielt man die Verbindung mit den deutschen Verwandten, die Fürstenkinder reisten in deutschen

Ländern, wurden oft in Deutschland versorgt. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts hat das Haus der Piasten Familienverbindungen, Einfluß und Ansehen durch ganz Deutschland. Die Herzöge suchen bei ihren Verwandten im Westen die Umgürtung mit dem Ritterschwert nach und kleiden aus Courtoisie ihr Gesinde in die Farben ihrer Schwertpathen; sie selbst schlagen ihre Adlichen mit dem geraden deutschen Schwert und nicht mit dem krummen Slavensäbel zu Rittern, und gewöhnen sie, sich in Malvasier und Reifal statt in altem Meth zu berauschen; die Fräulein am Hofe fordern von dem fahrenden Spielmann deutsche Tanzreigen, ja auch die zierlichen Maße der deutschen Minnelieder werden bewundert, und wir können entscheiden, wie einer der edelsten Piasten mit den Schwierigkeiten der Stollen und Abgesänge fertig wurde.

So zog sich ein zahlreicher deutscher Ritterstand in die Landschaft, feine Herren und abenteuerliche Gesellen. Aus den deutschen Höflingen und ihren Vettern wurden schnell schlesische Grundbesitzer, an die Stelle der slavischen Castellanei trat das deutsche Lehngut. Mehr aber noch als die fremden Grundherren beförderte die Geistlichkeit deutsche Sitten. Priester und Mönche wanderten unablässig von Westen her in das halbwilde Land; das Bisthum Breslau, um das Jahr 1000 gegründet, erwarb um 1200 durch Erbschaft die fürstliche Gewalt über das schlesische Herzogthum Neiße. Bis aus der Grafschaft Artois waren Augustinerchorherren an die Oder gepilgert; auf einer Sandinsel, gegenüber dem großen slavischen Markt, aus welchem hundert Jahre später die deutsche Stadt Breslau wurde, hatten sie sich festgesetzt. Aus Pforte an der Saale kamen noch vor dem 13. Jahrhundert arbeitsame Cistercienser, gründeten das reiche Kloster Leubus und verbreiteten sich schnell im Lande. Schwestern desselben Ordens aus Bamberg rief die heilige Hedwig, Gräfin von Meran, Gemahlin Herzog Heinrich's im Bart, und das pracht-

volle Gebäude, welches der Herzog den Nonnen in den Waldhügeln von Trebnitz errichten ließ, die starken Steinmauern und das Dach von Blei, unter welchem mehr als hundert Dominas für das Land beteten, erregte noch nach Jahrhunderten die Bewunderung gereister Männer. Merkwürdig schnell wurde die Landschaft mit Klöstern und frommen Stiftungen besetzt. Und ein Bote des Polenkönigs, der von Krakau her das Land durchzog bis an seine damalige Nordgrenze hinter Müncheberg, der sah wol mit Bewunderung in Entfernungen von nur wenigen Meilen am einsamen Waldstrich oder am fischreichen Fluß die neuen Gebäude eines heiligen Hauses durch die Bäume schimmern und hörte den Klang der Glocke dort wo sonst nur Schrei der Raben und Geheul des Wolfes die Stille des Waldes unterbrochen hatte. Und jedes Kloster stand als ein Festungswerk für deutsches Wesen. Denn jedem waren die ersten und vornehmsten der Brüder von Westen her gekommen, alle holten von dort Belehrung, Bücher und geistliche Stärkung. Schnell erkannten jetzt die Fürsten, Edelleute und Geistlichen den Unterschied zwischen deutscher und slavischer Arbeit. Große Landstrecken brachten wenig ein, der Wald gab nur Holz für den eigenen Bedarf, die Haide ihren Honig, sonst keinen Ertrag, die unfreien Kmeten bauten wenig Früchte, und der Decem trug nicht viel, Geld war von den Steuernden schwer zu erhalten. So trieb den Grundbesitzer des Landes die verständige Rücksicht auf den eigenen Nutzen zu neuen Versuchen. Mit Verachtung sah man auf den alten Radlo, den Haken, mit welchem die Einheimischen pflügten, und rief nach dem großen Pfluge der Deutschen und nach stärkern und freien Händen ihn zu führen.*) Hier in Schlesien kam zuerst eine große Wahrheit in die Erkenntniß der Menschen, die Wahrheit auf der das ganze moderne Leben beruht, daß die Arbeit

*) Der geringe Ertrag der slavischen Wirthschaften und die Untüchtigkeit der einheimischen Arbeiter wird sogar in den Stiftungsurkunden jener Zeit einigemal als Grund der Colonisation erwähnt.

der Freien allein im Stande ist ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen. Die Grundherren verzichteten auf den größten Theil der Ansprüche, die sie nach polnischem Recht an den Bewohner des Bodens hatten, und die so übergroß waren, daß sie wenig eintrugen. Die Fürsten verliehen ihnen als Gunst das Recht, Städte und Dörfer nach deutschem Recht zu gründen, d. h. freie Communen zu schaffen, und als eine fürstliche Gnade wurde dies Privilegium eifrig begehrt, vielleicht am eifrigsten von der Geistlichkeit, von Cisterciensern, Augustinerchorherren u. a.

Die Anlage aber eines deutschen Ortes geschah regelmäßig nach derselben Methode. Fürsten oder Grundherren machten Contracte mit einem Unternehmer (locator). Er hatte die deutsche Stadt oder Bauernschaft einzurichten, dafür wurde er selbst Vogt der Stadt oder Schulz des Dorfes. Wo ein Wald gerodet, eine Haide in Hufenland umgeworfen oder ein verkommenes Slavendorf besetzt werden sollte, da wurde die Hufenzahl der Dorfflur festgestellt, zuweilen in feierlichem Zuge umschritten, und dem Locator die Schultisei des Ortes mit ihren zinsfreien Hufen zu erblichem und veräußerlichem Eigenthum übergeben. Er war Ortsobrigkeit, hatte die Steuern zu erheben und abzuliefern, und in Rechten und Pflichten seine Gemeinde zu vertreten. Die Gemeindegenossen saßen als freie Männer in erblichem Besitz, zur Veräußerung mußte der Grundherr seine Genehmigung geben. Die neuen Ansiedler waren frei von Lasten auf mehre Jahre.

Wo Gelegenheit zu einem Markte war, oder wo sich hinter dem polnischen Stadtgraben größere Thätigkeit regte und die Fremden zahlreicher wurden, da gaben die Landesherren dem rittermäßigen Locator die Befugniß zur Anlage einer Stadt nach deutschem Recht. Er bekam die Vogtei der Stadt als erbliches freies Eigenthum, dazu Ackerland, oft ein Freihaus, Revenüen von den Fleisch-, Brot- und Schuhbänken. Auch hier hatte er als Vogt die Gerichtsbarkeit, zu-

weilen sogar die oberste. Die Städte erhielten außer dem Ackerland oft Wald, Weide, Fischerei und Jagdrecht, zuweilen das Meilenrecht für städtische Gewerbe. Die Bürger waren sämmtlich persönlich frei und regierten ihr Gemeinwesen selbst. Statut und Recht holten sie sich bei einer angesehenen deutschen Stadt, und sie bezahlten es der Mutterstadt in der Regel mit gutem Geld. Magdeburg wurde die große Quelle für Statut und Recht der schlesischen Stadtcommunen, und noch lange, nachdem Breslau zu seiner Größe gekommen war, ging man auf Magdeburg zurück, wenn man in schwierigen Fällen einer Entscheidung bedurfte.

Nicht gleich war das Schicksal, welches die deutschen Städte und Dörfer, die doch beide nach demselben Princip gegründet waren, in dem späteren Mittelalter hatten. In den Städten wuchs die enger zusammengefaßte Kraft deutschen Lebens fröhlich empor, Selbstgefühl der Bürger und ihre Rechte wurden immer größer. Die Erbvogteien wurden von ihnen durch Kauf erworben und die Rechte des Vogts, vor allem seine Gerichtsbarkeit, fielen der Bürgerschaft selbst zu. — Die Mehrzahl der Dörfer dagegen vermochte sich in späterer Zeit gegen Uebergriffe der Grundherren und gegen Lasten, welche die Fürsten wieder auflegten, nicht zu schützen; sie verloren von ihren Freiheiten, und manches Recht, das sie bei der Gründung im 13. Jahrhundert besessen hatten, wurde ihnen erst im Anfange des gegenwärtigen wieder gewährt.

So schoß seit 1200 zwischen den Riesenbergen und der endlosen polnischen Ebene in der oberen Hälfte des Oberlandes mit überraschender Schnelligkeit ein neuer deutscher Stamm auf. Am Ende des Jahrhunderts war seine Herrschaft über das Land entschieden; aber noch dauerte die Einwanderung fort, und der stille Kampf zwischen deutscher und polnischer Art wurde noch lange, nachdem der Sieg entschieden war, fortgesetzt, ja in einigen Landkreisen dauert er noch heut.

Im ganzen folgten die fügsamen Slavenstämme Schlesiens friedlich der neuen Strömung, denn durch Jahrhunderte war es für jeden Slaven vortheilhaft deutsches Recht zu erwerben. Und der neue deutsche Stamm repräsentirte bald durch seinen Dialekt, seine Sitte, seine Bildung eine neue Schattirung des deutschen Volkscharakters. Leicht vermag man zu erkennen, daß er aus einer Verbindung slavischer und deutscher Art hervorgegangen ist.

Denn zweierlei kann man als charakteristisch für deutsches Wesen im Mittelalter betrachten. Zuerst, wodurch sich alle Germanen von Celten und Slaven unterscheiden, daß die Bilder der Außenwelt sich am reinsten und vollständigsten in der Tiefe ihres Gemüthes spiegeln, und daß sie deshalb vorzugsweise die Befähigung haben, die Welt, in welcher sie leben, zu verstehn und den eigenen Egoismus zu zügeln durch verständiges Ermessen und Gefühl für Wahrheit und Billigkeit. Die zweite Eigenthümlichkeit aber ist vorzugsweise bei den Deutschen des späteren Mittelalters und der Neuzeit ausgebildet, daß sie einen sinnigen Genuß darin finden, sich mit aller Wärme und dem Reichthum ihres Gemüthes zu isoliren und mit kleinen Kreisen von Genossen fest abzuschließen gegen das Ganze, diese kleinen ummauerten Kreise ihres Lebens aber so sehr durch Formen, Bilder und Gebräuche zu beschränken, daß sie schwerfällig werden, wo es darauf ankommt frischweg zu wagen und von dem eigenen Wesen zum Nutzen der Gesammtheit zu opfern. Zu solcher Anlage kam den Schlesiern etwas von der leichten Sorglosigkeit der Slaven und von ihrer Virtuosität, die ganze Lebenskraft im Genuß des Augenblicks zu concentriren. Daraus entstand ein lebhaftes Volk von gutmüthiger Art, heiterem Sinn, genügsam, höflich und gastfrei, eifrig und unternehmungslustig, arbeitsam, wie alle Deutsche, aber nicht vorzugsweise dauerhaft und nicht vorzugsweise sorgfältig; von einer unübertrefflichen Elasticität, aber ohne gewichtigen Ernst, behende und reichlich in Worten,

aber nicht eben so eilig bei der That, mit einem weichen Gemüth, sehr geneigt Fremdes anzuerkennen und auf sich wirken zu lassen, und doch mit nüchternem Urtheil, welches ihnen die Gefahr verringerte das eigene Wesen aufzuopfern; beim Genuß heiterer, ja poetischer als die meisten andern Stämme, aber in seinem idealen Leben vielleicht ohne die Größe massiverer Volksnaturen. Wie das Volk ist auch sein Dialekt; breit, behaglich, sorglos fallen die Worte von seinen Lippen; er ist reich an liebkosenden Verkleinerungswörtern und an abgeleiteten Verben, welche gemüthliche Nüancen der Zustände oder Handlungen bezeichnen, er bewahrt manchen alterthümlichen Stamm und nicht wenig umgeformte Slavenwörter, und bezeugt noch jetzt durch die vielen Besonderheiten, welche einzelne Theile der Provinz, ja einzelne Orte haben, daß das Land durch Colonisten aus verschiedenen Gegenden der großen Heimat germanisirt wurde.

Dem Volke, welches so entstand, wurde ein leichtes Leben nicht beschieden, und alle Beweglichkeit, die sie von den Slaven, und alle höhere Lebenskraft, die sie von den Deutschen geerbt hatten, waren nöthig, um sie vor dem Untergange zu bewahren. Wie ein Keil zwischen Böhmen und Polen getrieben bis nahe an Ungarn heran, haben sie sich mit allen drei Völkern gerauft, Schläge ausgetheilt und von den stärkern Nachbarn Schläge erhalten. Nie war es ihnen vergönnt, das Selbstgefühl eines einigen Volkes zu bekommen; wie groß auch die Kraft einzelner Gemeinden und Bünde geworden war, dem äußern Feinde gegenüber waren die Schlesier fast immer getheilt. Hin und her geworfen zwischen polnischer und böhmischer Oberherrschaft, nicht selten im Kampfe gegen den Oberherrn, wurde die Landschaft gezwungen alle schwachen und bösartigen Händel, welche die Fürstenhäuser untereinander und mit den Nachbarn hatten, durch Blut und Geld zu bezahlen. Und die Geschlechter der Fürsten selbst, immer kraftloser durch die Erbtheilungen, schwankten zwischen slavischer

Zügellosigkeit und deutscher Bedächtigkeit und Unentschlossenheit. Zwar das 13. Jahrhundert segnete mit mehr als einem maßvollen, ja großen Fürsten, und im 14. Jahrhundert, unter dem Schutz des gewissenlosen aber klugen Luxemburgers, Kaiser Karl's IV., blühte die Landschaft auf. Noch jetzt können wir mit großer Wahrscheinlichkeit aus einem Landbuch des Fürstenthums Breslau schließen, daß zur Zeit Karl's IV. das mittlere Schlesien mehr angebautes Ackerland hatte, als vierhundert Jahre später bei der preußischen Besitznahme. Und in jener guten Zeit muß sich bereits viel vom schlesischen Volkscharakter ausgebildet haben. Aber das 15. Jahrhundert brachte dem Land die furchtbare Geißel der Hussitenkriege. Bereits damals, als die fanatischen Krieger des Kelches die Dörfer Schlesiens niederbrannten, die Klöster aussengten und was geistlich war in die Flammen warfen, in jener fürchterlichen Zeit, wo nicht die Kriegsschrecken eines Jahres, sondern fast eines Jahrhunderts das Land heimsuchten, ist die eigenthümliche schlesische Art zu erkennen, sowol in der Sprache und Darstellung der Einzelnen, welche uns die Leiden der Zeit erzählen, als in dem Gegensatze des Volksstammes zu dem feindlichen Nachbarlande.

Kein Land litt mehr unter den Schrecken der Hussitenzeit als Schlesien, und es muß bekannt werden, daß die Schlesier sich in keinem Jahrhundert ihrer Geschichte so wenig zu ihrem Vortheil zeigten als in diesem. Durch die Theilung in viele kleine unabhängige Territorien waren sie politisch schwach und ganz ungeeignet, einem starken feindlichen Angriff aus eigenen Kräften zu widerstehn. Wenn die Gefahr nahe trat, kam ihnen die Empfindung ihrer Lage und sie wurden kleinlaut. So oft sie aber freier athmen konnten, waren sie übermüthig, große Schwätzer und voll hochfliegender Pläne, die ihnen in der Regel kläglich vereitelt wurden. Sie waren als Nachbarn die leidenschaftlichen Feinde der Böhmen und aus Haß gegen diese die eifrigsten Rechtgläubigen; sie waren

sehr thätig bei dem ersten schmählichen Verwüstungskriege nach Böhmen gewesen und hatten dadurch und durch Wortbruch die Rache der Böhmen gegen sich herausgefordert. Wie in der Römerzeit die punische Treue, so war damals in Schlesien die böhmische Treue sprichwörtlich, aber die Schlesier hatten kein besonderes Recht den Böhmen Wortbrüchigkeit vorzuwerfen. Und ihre gefährliche Lage hinderte sie nicht, mit großer Sorglosigkeit und mit einem entschiedenen Mangel an Gemeinsinn diejenigen ihrer Herzogthümer und Städte, welche von den schwarzen Rächern überfallen wurden, durch säumige Hilfleistung dem Verderben zu übergeben. Und immer wieder waren sie mit der Zunge, mit losen Witzworten und kleinen Perfidien bei der Hand, um die Feinde auf's neue zu reizen und den Strom gegen sie zu leiten. Freilich ihre Lebenskraft und Elasticität war eben so dauerhaft. So oft ihnen die Böhmen Städte und Dörfer niederbrannten, sie bauten und flickten immer wieder zusammen, was irgend halten wollte. Sie wurden auch später nicht müde den Ketzer Girsik, wie sie Georg von Podiebrad nannten, zu ärgern und zu reizen. In allen Schenken Breslau's wurden Spottlieder auf ihn verfertigt, und es machte den Bürgern die größte Freude, ihn als ein Scheusal von der Kanzel und auf den Bänken der Zünfte auszumalen. Wenn sie ihn dann einmal brauchten und merkten, daß er sehr zornig war, machten sie ihm schnell ein Geschenk von hundert Ochsen, aber gleich darauf fing das Schelten und Höhnen wieder an. Zuletzt wurde ihr Haß männlicher, sie ergriffen gegen ihn die Waffen und haben sich tapfer mit ihm geschlagen. Und als er endlich in das Grab sank, konnten sie das Behagen empfinden, daß sie von allen am meisten ihm das Leben verbittert und die ehrgeizigen Pläne dieses starken Charakters durch ewiges Widersprechen und Dreinschlagen durchkreuzt hatten.

Der endlose Krieg des 15. Jahrhunderts verdarb das deutsche Schlesien. Das flache Land lag öde und zertreten,

die Mehrzahl der deutschen Bauern sank in dieser Zeit des Feuers und des Eisens zu einem Zustand hinab, der von slavischer Unfreiheit nicht weit entfernt war. Die kleinen Städte waren verarmt und ausgebrannt, nur wenige der größern gewannen seitdem ein entschiedenes Uebergewicht. Der schlesische Landadel blieb roh und beutelustig, er lernte von den Böhmen Vieh stehlen, Kaufleute anhalten und Städte brandschatzen. Die Fürsten, in ewigen Händeln untereinander, wurden zuweilen Bundesgenossen der Böhmen, theilten mit diesen die Beute, ja einzelne von ihnen fanden Behagen an einem wüsten Räuberleben und hausten wie Mordbrenner in ihrem eigenen Lande. Noch in das 16. Jahrhundert hinein währten die inneren Händel, Räubereien, rohe Gewaltthaten und klägliche Katzbalgereien.

Doch auch in dieser Zeit bewahrten die Schlesier ihre Gewandtheit sich in verzweifelter Lage häuslich einzurichten. Als z. B. im Jahr 1488 Herzog Hans von Sagan, eine wüste Gestalt aus den Grenzkriegen, sieben ehrbare Rathsmänner seiner eigenen Stadt Glogau in den Thurm warf und verhungern ließ, weil sie sich geweigert hatten gegen einen beschworenen Vertrag zu handeln, da war es allerdings recht deutsch, daß die sieben Märtyrer selbst über ihr Verhungern pünktlich und gewissenhaft Buch führten und Gott schriftlich um Barmherzigkeit und ein seliges Ende baten; aber wieder echt schlesisch und fast modern ist es, daß der Schreiber dieses furchtbaren Tagebuchs noch ein gewisses düstres Behagen darin findet über das Schmerzliche seines Schicksals zu reflectiren, und daß er in den letzten Zeilen, die er vor dem Tode schrieb, das Bedenkliche seiner Lage durch die Mittheilung zu schildern sucht, er habe sich aus der Schwärze des Lichtes die Tinte machen müssen.*)

*) Dieses Tagebuch ist uns leider, wie der ganze Bericht des Marcus Kintsch von Zobten, nur in schlechter Handschrift und verstümmelt geblieben. Jeder aber wird die Fragmente mit Rührung lesen. Es ist nicht möglich einfacher und ergreifender zu schreiben, als z. B. in folgenden

Im Jahrhundert der Reformation wurden die Schlesier, wie sich von ihrer lebhaften Empfänglichkeit erwarten ließ, in der Mehrzahl eifrig für die neue Lehre. Sie waren durch stärkere Bande an die alte Kirche gebunden, als die meisten andern Stämme, denn ihre Ahnen waren zum Theil durch die Kirche in das Land gerufen worden; demungeachtet löste sich fast das ganze Land mit großer Behendigkeit von Rom und stand mannhaft mit Gut und Leben für seine Ueberzeugung ein. Und schwer wurde diese Festigkeit geprüft; denn die Oberhoheit über die Landschaft war aus polnischer und böhmischer Hand in die des österreichischen Hauses gekommen. Von allen Ländern der habsburgischen Hausmacht aber ist

Stellen: „Hiermit bezeugen wir vor allen, die diese Schrift hören, sehen, lesen, nachsagen, da uns die heiligen Sacramente vorenthalten sind, daß wir sterben in dem heiligen christlichen Glauben und vergehen aller der Sachen und Klagen unschuldig, deren uns unser Herr zeihet und geziehen hat vor dem Rathhause auf dem Markte. Und wenn er uns das entgelten läßt, thut er uns Gewalt, das zeugen wir vor unserm Gott, und wollen Herzog Hans, unserm ungnädigen Herrn, vor dem ernsten und gestrengen Gerichte Gottes antworten. Denn ein jeder mag das wohl merken: hätte er aufrichtige Schuld und Klage gegen uns erheben können, er hätte uns in einem so finstern Winkel so jämmerlich nicht verdammen lassen, denn so wir an's Licht gekommen wären und vor Leute, würde seine große ungestüme Gewalt offenbar worden sein. Da es denn Gott der Allmächtige um unserer Sünde willen also über uns verhänget, wollen wir es geduldig leiden und auf uns nehmen, und seine Barmherzigkeit bitten wir um ein seliges Ende. Amen. Geschrieben in großem Jammer und Noth, auch Betrübniß."

„Merkt, ihr frommen Leute, und wisset, daß uns der Durst mehr würgt, denn der Hunger." — —

„In dieser Noth und Pein habe ich, Hans Keppel, dies geschrieben, und habe Tinte gemacht von dem Schwarzen am Lichte, das oben verbrannt war. Wie es Gott weiter machen will, steht bei seiner Gnade und Barmherzigkeit. Aber sie geben uns nicht mehr Speise und Trank, so wird es mit uns nicht mehr lange währen. Gott helfe uns und stehe uns bei. Amen. Hactenus Keppel." — —

Zwei von ihnen starben noch an dem Tage, an dem Keppel dies geschrieben, darnach er und die übrigen zusammen.

Schlesien das einzige, welches der eisernen Faust der Reaction den neuen Glauben nicht geopfert und bis in das 18. Jahrhundert hinein verzweifelten Widerstand geleistet hat. Zwar das 16. Jahrhundert brachte der zerrütteten Landschaft bessere Ordnung, Sicherheit des Verkehrs nnd lateinische Schulen, welche zu den besten der Zeit gehörten. Aber der dreißigjährige Krieg legte das Land wieder wüst und öde; was von Menschen den Brutalitäten der Soldaten, den Seuchen und dem Hunger entrann, war schwerlich ein Dritttheil der frühern Bevölkerung. Gerade aber in dieser Zeit, wo ganz Deutschland ein großes Leichenfeld war, auf welchem nicht einmal mehr der laute Schrei des Schmerzes gehört wurde, da trat das schlesische Naturel auf dem einzigen Gebiet, wo freie Thätigkeit möglich war, als Vertreter Deutschlands für die übrigen Stämme ein. Noch während die Schlesier mit den kaiserlichen Soldaten Hiebe wechselten und als Ueberwundene den kaiserlichen Commissarien heimlich die Faust ballten, hatten sie Lust an Versen und Gesang, sie fanden die Schäferinnen Daphne und Chloe anbetungswürdig, und unter den Scherben der Becher, welche ihnen die Wallensteiner zerschlagen, und in den geschwärzten Mauern ihrer Häuser, welche die Schweden ausgesengt hatten, riefen sie kräftig nach Hebe und Ganymed und ersuchten diese Falerner in goldenen Bechern herbeizuschaffen. Schon die feine, gewählte und saubere Sprache des charakterlosen Opitz erfreut unter dem unbehilflichen Geschrei der Gewaltigen, aber wahrhaft herzerquickend ist das kurze launige Lächeln Logau's in den Jahren, welche sonst nichts zeigen als wüthende oder gramgefurchte Gesichter. Mit Opitz, Logau, Gryphius und Günther beeiferte sich das ganze gebildete Schlesien, zierlich zu empfinden und heroische Verse zu machen. Was sie sangen, hat für unsern Geschmack nur wenig Reiz; aber daß sie überhaupt die Kraft hatten, in dieser Zeit den idealen Empfindungen der Deutschen Ausdruck zu geben, das wird man ihnen immer danken müssen. Denn

es war damals wol etwas Großes, der plumpen und fürchterlichen Gemeinheit gegenüber, welche auf dem deutschen Leben lag, zu zeigen, daß es noch Schönes auf der Erde gab, geistige und edlere Genüsse als das wüste Zechen und den Verkehr mit entwürdigten Weibern, und daß hinter dem grauen und farblosen Himmel, welcher das Land bedeckte, noch eine andere Welt zu finden war voll glänzender Farben, großer und schöner Empfindungen.

Während aber den andern deutschen Stämmen der Gesang der schlesischen Schwäne und Nachtigallen ein Vorbild wurde und der Ruhm schlesischer Poeten hoch stieg, war doch die irdische Lage dieses deutschen Stammes in der That eine sehr traurige. In einer unausgesetzten hundertjährigen Verfolgung und Bedrückung seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges zog sich die Lebenskraft der schlesischen Colonisten in immer kleinere Kreise zusammen, und zuletzt schien das deutsche Leben des Oberlandes demselben Schicksal verfallen, welches damals, bevor die Deutschen in das Land kamen, das slavische gebrochen hatte: tötlicher Abspannung, einer Zukunft ohne Hoffnung. Die Schlesier wurden nicht durchweg Kopfhänger, sie suchten eifrig jede Gelegenheit ihre Laune zu erweisen, aber es war eine kümmerliche Lustigkeit bei Essen und Trinken. Da, als die Noth sehr hoch gestiegen war, schlugen von der alten Landesgrenze, von Müncheberg her, preußische Trommeln Allarm, und die Trompete der Ziethen'schen Husaren schmetterte auf denselben Straßen, auf denen fünfhundert Jahre vorher das erste Lied der deutschen Einwanderer mit den guten Worten erklungen war: „In Gottes Namen fahren wir."

Erst diese letzte Eroberung vollendete die Germanisirung des Landes, erst seit der Zeit erhielten die Schlesier das Selbstgefühl, eine eigene Landsmannschaft Deutschlands zu sein im unauflöslichen Verbande mit ihren Bruderstämmen. Was die slavischen Piasten des 13. Jahrhunderts begannen, beendeten die deutschen Hohenzollern des 18. Jahrhunderts.

6.

Besiedelung des Ostens.

Aus den Grenzkriegen im Ordensland Preußen.

In etwa drei Jahrhunderten entsteht, herrscht und vergeht eine der größten politischen Genossenschaften. Ihr Leben ist reich an fremdartigen Bildern, an stolzen Erfolgen und tiefen Niederlagen, an Schöpfungen, welche sie selbst überdauert haben.

In dem Leben des Ordens stehn Berechtigung und Schuld, seine Thaten und die Vergeltung, welche ihm das Schicksal zutheilt, in so wohlgewogenem und für uns Menschen verständlichem Verhältniß, wie bei wenig politischen Gebilden. Der Orden schuf egoistisch für seine Zwecke wie der einzelne Mann, und er wirkte doch wieder in mehrhundertjähriger Dauer und in übermenschlicher Größe durch viele tausend Einzelleben, die er sich dienstbar gemacht.

Aber sein geschichtliches Leben ist doch grundverschieden von dem eines Volkes und von dem eines starken Mannes. Ein Culturvolk arbeitet mit einer großen Zahl von leitenden Ideen, welche ihm Gedanken, Begeisterung, Willenskraft geben, es ist zeitweise schwach und stark, krank und gesund unter Kampf und Herrschaft seiner wechselnden Ideale. Vielleicht kommt auch ihm die Zeit, wo der Schutt abgelebter Ideen sich in seinem Leben so übermächtig anhäuft, daß es daran zu Grunde geht; dann dauern die Individuen desselben und

tragen die besondere Bildung, die sie durch ihr Volksthum erhielten, auf ein anderes Volk über, um dieses zu verstärken, weil sie ihm die Einseitigkeit seiner Natur mildern. So lebten und vergingen die Babylonier, die Griechen, Juden, Römer, Araber. Darum ist jedes vergangene Culturvolk den späteren ehrwürdig und vertraulich.

Auch der einzelne Mann lebt und schafft so, daß ihm sein Verständniß der Welt fortgebildet wird, und daß sein Wille durch Wechsel seiner Erkenntniß und durch Liebe und Haß in jeder Stunde unablässig regulirt wird. Auch ihm wird zuletzt Einsicht und Gemüth beschränkt durch die Folgen früheren Thuns, die sich auf seinem Haupte sammeln, seine Freiheit ein Neuer zu werden hört auf, er verfällt endlich der Summa dessen, was er geworden ist und was er gethan hat. Ihm ist der Tod der letzte Erfolg seines Lebens und die letzte Gunst des Schicksals. Und nach seinem Tode betrachten ihn auch spätere Gegner seiner Lebensarbeit mit Theilnahme, er war ein Mensch wie sie, und für menschliche Größe und Tüchtigkeit hat jede Folgezeit eine sympathische Empfindung.

Weit unfreier und einseitiger arbeitet eine Genossenschaft; sie wird durch eine einzige Idee getragen, und sie kann nur bestehn, so lange ihre Zwecke nicht in Widerspruch gerathen mit stärkeren ethischen Forderungen der Völker. Sie kann ihr Princip nicht wandeln, sie vermag nur schwer zu lernen und sich zu verjüngen. Und wie Begeisterung und Fanatismus, welche das Princip einer Genossenschaft vielen Menschenleben mitzutheilen weiß, mächtiger und furchtbarer sind als die schöpferische Kraft eines einzelnen Lebens, so ist die Herrschaft der Genossenschaft auch von einer fürchterlichen Starrheit und Beschränktheit, und ihr Fall tief, ruhmlos und kläglich, denn sie vergeht durch ihre Schwäche in Verkümmerung, unter Gleichgiltigkeit, Widerspruch, Haß, Verachtung der Menschen. Das geschah der Kirche des Mittelalters, dem römischen Reich deutscher Nation, dem Innungswesen, der

Hansa, dem deutschen Orden. Was diese Institutionen wollten, wurde durch die Zeit als beschränkt und unwahr widerlegt, was sie für Segen hielten, das ward vielleicht den Enkeln zum Fluch, was ihnen heilig erschien, das erklärten Spätere für ein Werk des Teufels. Und die menschliche Theilnahme, welche den gestorbenen Helden zu gute kommt, und die Ehrfurcht, womit wir ein untergegangenes Volk betrachten, bewahren wir schwer für Ideen, welche uns nichtig geworden sind.

Aber ein guter Trost bleibt bei solcher geschichtlicher Betrachtung. Was je Menschen erwärmt und auf Dauer thatkräftig gespannt hat, das hinterläßt, wenn es vergeht, ein Geschaffenes, das irgendwo, ungeahnt, ganz ohne Wunsch und Willen des Erzeugers sein neues Dasein kund giebt. Die Kreuzzüge eroberten nicht den Orient, aber sie wurden den Völkern Beginn eines selbständigen nationalen Lebens. Die Kirche des Mittelalters hinterließ den deutschen Protestantismus, die freie Wissenschaft und jedem Einzelnen die Pflicht seinen Gott zu suchen; der deutsche Staat des Mittelalters wurde Vorstufe für eine höhere politische Bildung, die gerade jetzt die volle Kraft der Deutschen in Anspruch nimmt; durch die Zunftgenossen und Hansen erblühte die deutsche Städtekraft; der deutsche Orden vermachte ein großes Culturland, kräftige Bürgerschaften und deutsche Grundbesitzer dem modernen Staat.

Das Heer der Kreuzfahrer lag im Jahr 1190 an dem Berge Turon vor Accon. Da fühlten Kaufleute aus Bremen und Lübeck Erbarmen mit den Kranken, sie nahmen die Segel aus den Koggen, ihren Seeschiffen, und errichteten daraus auf dem Nicolaikirchhof zwischen dem Heer und dem Fluß Bellus eine Lufthütte, dort pflegten sie die Kranken mit treuer Sorgfalt. Sie statteten das Hospital mit Betten, Zubehör und Geld aus und stellten es unter den Schutz der Jungfrau Maria.*)

*) Doch wol in Erinnerung an ein früheres deutsches Hospital in Jerusalem unter Leitung der Johanniter, das im Jahr 1187, als Saladin

Und der Hauptmann der Bürger Siebrand erwarb für die Stiftung vom König Guido von Jerusalem Anrecht auf ein Haus des Königs oder eine Straße in Accon und auf vier Morgen Landes in der Stadtflur, sobald die Stadt erobert wäre. Als Siebrand mit den Hansen in die Heimat zurückkehrte, legte er die Stiftung in die Hand des Caplan Konrad und des Kämmerer Burkhard, welche mit Friedrich von Schwaben, dem Sohne Kaiser Friedrich Rothbart's, im October 1190 vor Accon angekommen waren. Burkhard und Konrad verwalteten die deutsche Stiftung nach der Regel der Johanniter, verlegten sie nach Eroberung der Stadt Accon auf erworbenen Stadtgrund, erbauten eine Kirche und Wohnungen und warben durch die Hohenstaufen beim Papst um die Rechte einer geistlichen Genossenschaft für die Brüder des Marienhospitals deutscher Nation. Die Bruderschaft erhielt vom Papst Cölestin III. im J. 1196 einen Stiftungsbrief mit den Privilegien einer geistlichen Körperschaft, im J. 1199 wurde ihr vom Papst Innocenz III. bestätigt, daß sie einen Orden bilden sollte, der die Ritterregel von den Templern, die Hospitalregel von den Johannitern nähme.

So entstand der Orden, welcher unter allen ritterlichen Bruderschaften die größte Bedeutung gewinnen sollte, aus einer deutschen Bürgerstiftung. Und für seine ganze Geschichte sollte der Zusammenhang mit dem Bürgerthum entscheidend werden. Daß er Städtegründer, Schützer und Theilnehmer an dem Großhandel der Nordmeere wurde, das gab ihm die beste Kraft; als die Ordensinteressen und die der Städte sich feindlich schieden, verging er.

Die Dienstleute St. Mariens vom deutschen Hause, wie sie in ihrer ältesten Regel genannt werden, sind begebene

---

die Stadt eroberte, untergegangen war. Vergl. Scriptt. rer. Pruss. I. 26. — Die folgende Darstellung ist dieser musterhaften Ausgabe der preußischen Chronisten durch Th. Hirsch, M. Töppen und E. Strehlke zu Dank verpflichtet.

Menschen unseres Herrn Christus, sie sind ausgenommen von jedem weltlichen Gericht, ihnen ist geboten Keuschheit, Verzicht auf eigenen Willen und Verzicht auf eigenen Besitz. Nur der Orden darf besitzen Land und Gebäude, Renten, Weib und Mann. Zum Andenken daran, daß der Orden eher Spital hatte als Ritterschaft, soll er in seinem obersten Hause, oder wo sonst der Meister mit dem Capitel beschließt, ein Hospital halten für alle Zeit.

Wer in das Hospital aufgenommen wird, soll zuerst beichten, wenn er die Kraft hat, seine Habe soll der Bruder des Hospitals verzeichnen. Die Siechen sollen alle Tage ihre Krankenkost bekommen, bevor die Brüder essen, der Orden soll ihnen nach Vermögen Aerzte halten und ein Nachtlicht darf ihnen nie fehlen. Man soll ihnen in Demuth und Treue dienen. — Um die großen Kosten des Hospitals zu decken, darf man mit Erlaubniß des Meisters Almosenbitter in das Land senden, Leute von geistlichem Leben, erfahren und mäßig.

Der Orden besteht aus — wenigen — Geistlichen und aus Laien, welche die Hauptmasse und Stärke des Ordens sind; beide sollen fromm ihren Gottesdienst halten, siebenmal im Jahre das Abendmahl nehmen. Wenn ein Bruder stirbt, soll man seine besten Kleider und des Bruders Speise und Trank 40 Tage einem Armen geben.

Die Brüder sollen Hemden, Niederkleid und Beinstrümpfe, Leilach und Bettgewand von Leinwand haben, Pelz, Kürse (Pelzrock) und Bettdecke sollen nur von Schaf- oder Gaisfell sein, aber Gaisfell soll nur erhalten, wer es verlangt. Von den Laienbrüdern sollen die Ritterbrüder weiße Mäntel tragen, sonst in Kleidern von den übrigen Laienbrüdern nicht unterschieden sein; alle Brüder aber tragen an Mantel, Kappe (Kutte mit Aermeln) und Wappenrock ein schwarzes Kreuz. Wer neues Gewand erhält, soll das alte zurückgeben für die Knechte und Armen. Alle sollen ihr Haar kurz geschoren

tragen, die Brüderpfaffen nicht zu kleine Platte, die Laienbrüder mäßige Bärte. — Der Vollbart wurde bald gegenüber der Rittermode das charakteristische Kennzeichen der Ordensbrüder und „die Bärtigen" ihr Beiname.

Bei Tische sprechen die Pfaffen den Segen und die Laien ein Pater noster und Ave Maria. Drei Tage in der Woche dürfen sie Fleisch essen, drei Tage Molken und Eier, am Freitag Fastenspeise, bei Schwachen und Kranken darf man die Kost bessern. In ihrem Haus essen die Brüder zwei und zwei mit einander, nur Mus und Trank hat jeder allein. In allen Häusern, wo ein Convent der Brüder ist, nämlich nach der Zahl der Apostel zwölf Brüder und ein Comthur, soll man die Lection bei Tische halten und alle Essenden sollen schweigen. Sonst soll man bei Tische wenig reden, wenn nicht der Oberste Gästen zu Gefallen Erlaubniß giebt. Angebrochenes Brot soll man nach Tische als Almosen geben. Außerdem den zehnten Theil alles Brotes, das in dem Ofen des Hauses gebacken wird. An bestimmten Tagen sollen die Brüder fasten, an jedem Fasttage haben die Brüder eine Abendcollation, diesen Trank sollen sie thun zwischen Vesper und Complet (dem letzten Gottesdienst), und dabei von ehrsamen Dingen leise sprechen. Alle Brüder sollen in einem Raume schlafen, begürtet mit Hemd, Niederkleid und Hosen, jeder in besonderem Bett, ausgenommen die im Dienst des Ordens anderswo schlafen. In der gemeinsamen Schlafstelle soll jede Nacht Licht brennen. Wenn die Complet gesprochen ist, dann sollen die Brüder schweigen, bis die Prime des nächsten Tages gesungen ist, außer in Nothfällen.

Kein Bruder darf ein Siegel haben, keiner Briefe absenden oder lesen ohne Erlaubniß des Oberen, der Vorlesung fordern darf. Die Brüder dürfen tauschen oder verschenken, was sie aus Holz für sich gemacht haben.*) Kein Bruder im Hause darf ein Schloß an Truhe und Schrein legen.

*) Es sind wol Armbrüste, Speere und Pfeile gemeint.

Rosse, Waffen, Knechte und was dem Bruder zum Streite nöthig und erlaubt ist, soll er nach Landesgewohnheit führen (nicht selbst besitzen). Aber nicht Silber, Gold und weltliche Farben an Schild, Sattel, Zaum. Sattel, Schaft und Schild sollen keine Ueberdecke haben. Rosse oder Waffen, die einem Bruder verliehen sind, darf der Obere ohne Widerspruch anderen geben; niemand soll bestimmte Waffen und Rosse fordern, hat er Einwand gegen die zugetheilte Rüstung, so soll er ihn demüthig kund geben. — Jagd mit Hunden und Federspiel sollen die Brüder nicht üben. Wo Jäger nützlich sind, darf der Orden sie halten und die Brüder dürfen sie zum Schutz geleiten, nur wilde Thiere dürfen sie töten, ohne Jagdhunde, und Vögel schießen zur Uebung.

Die Brüder sollen einträchtig leben in Sanftmuth, von niemandem Uebles raunen, nicht von vergangenen Thaten, nicht afterreden, nicht lügen, fluchen, schelten, streiten, prahlen, nicht schlagen und nicht drohen. Hat ein Bruder den andern erzürnt, soll er ihn um Verzeihung bitten, bevor die Sonne untergeht.

Bei allen Geschäften, welche die Ordensgemeinde angehn, bei Einsetzung und Absetzung, bei Landverkauf, bei Aufnahme von Brüdern, soll der Meister alle gegenwärtigen Brüder versammeln, dem besseren Rath der Brüder sollen Meister oder Obere folgen, aber sie selbst sollen entscheiden, welcher der bessere Rath sei.

Brüder auf der Wegefahrt sollen gutes Beispiel geben; Herbergen von bösem Leumund sollen sie meiden. Zu Hochzeiten, Rittergesellschaften und weltlichen Spielen sollen die Brüder selten gehn; wo man Argwohn haben kann, sollen sie das Gespräch mit Frauen, zumeist mit jungen, meiden; Frauen dürfen sie nicht küssen, auch nicht ihre eigene Mutter und Schwester. Gebannte Leute sollen sie meiden, und Gevatter sollen sie nur stehn, wenn das Kind in Todesgefahr ist.

Keinen Knaben soll man vor dem 14. Jahre beim Orden

annehmen. Kein Weib soll man zur Gesellschaft in den Orden nehmen, denn oft geschieht es, daß männliche Kraft durch Heimlichkeit des Weibes schädlich erweicht wird. Doch zum Krankendienst und beim Vieh darf man Frauen als Mitschwestern annehmen, sie aber sollen getrennt von der Wohnung der Brüder hausen.

Auch weltliche Leute darf man in die Heimlichkeit des Ordens aufnehmen, verheiratete und ledige, als Mitbrüder und Mitschwestern, wenn sie darum bitten, wenn sie würdig sind, und wenn sie ihr Gut gegen Leibgedinge oder doch jährliche Spenden dem Orden geben.

Der Meister soll ein Stab sein der Schwachen und ein Züchtiger der Ungehorsamen, deshalb soll er Stab und Gerte in seiner Hand führen. Er hat Gewalt von allen diesen Gesetzen zu dispensiren, nur nicht von Keuschheit, Armuth und Gehorsam.

Das war die älteste Regel des deutschen Hauses, wie sie sich zuerst aus den Statuten der Hospitaliter und Templer, demnächst aus Verordnungen der Päpste bis zur Eroberung Preußens bildete, ein ehernes Band, das die Selbstwilligkeit brach und den Einzelnen dem Orden als Werkzeug untergab. Diese alte Regel wurde durch spätere „Gesetze", d. h. Bestimmungen, welche sich die Brüder selbst gesetzt, und durch „Gewohnheiten" vermehrt und modificirt, in dem Ordensstatut das Neue an das Alte gehängt. Aber man suchte in jener Zeit nicht System und Consequenz des geschriebenen Statuts, das ehrwürdige Alte blieb in den Formeln bestehn, auch wenn es dem Zusatz sich nicht recht fügen wollte. Aus diesen ältesten Zusätzen nur Folgendes.

Kein Bruder soll aus Bequemlichkeit oder zum Scherz barfuß gehn, keiner soll mit dem andern auf einem Pferde reiten außer in Noth. Der ungelehrte Bruder soll in dem Orden ohne Erlaubniß nicht lernen, die vorher gelehrt waren, mögen das wol fortsetzen, wenn sie wollen; kein Laienbruder

soll Pfaffe werden und kein Pfaffe zur hohen Schule fahren ohne des Meisters Erlaubniß. Drei Tische sollen im Convent sein, der Meister und alle gesunden Brüder sitzen an der Conventstafel, alle erhalten gleiche Speise, der Meister aber vierfache Portionen, damit er den Brüdern sende, welche in Buße sitzen. Nach der Conventstafel essen die dienenden Brüder am zweiten Tisch; die Knechte, welche auf Arbeit waren, am dritten Tisch. Außerdem giebt es eine Tafel von Krankenkost, die Firmarientafel. Bedarf der Meister aber besserer Speise, so mag er an der Krankentafel essen, oder allein. Jeden Freitag, außer an Festtagen des Ordens, soll jeder Bruder seine Juste — die üblichen Ruthen- oder Geißelhiebe der Mönchsorden — erhalten.

Wer zur Jahrbuße verurtheilt ist, der soll ein Jahr in einem Sklavenmantel gehn, soll dienen mit einer Kappe ohne Kreuz, mit den Knechten essen und auf der Erde sitzen, drei Tage in der Woche mit Wasser und Brot fasten, davon können ihm zwei aus Gnade erlassen werden. Jeden Sonntag soll er von dem Priester in der Kirche vor dem Volk seine Ruthenhiebe empfangen. War das Aergerniß, das er weltlichen Leuten gab, nicht so groß, so soll er die Streiche nur vor dem Capitel erhalten. Die schwerste Schuld des Bruders ist, wenn er durch Simonie oder mit Lüge in den Orden kommt, wenn er einen andern um Bestechung aufnimmt, wenn er verschwiegen hat, was seine Aufnahme gehindert hätte, wenn er feige fahnenflüchtig wird, wenn er von den Christen zu den Heiden fährt ohne seinen Glauben aufzugeben, wenn er geheime Sünde thut.

Wer als Bruder in den Orden aufgenommen wird, der soll vorher von einem Bruder in dem Ceremoniel unterrichtet werden; wird er eingeführt, so soll er niederknieen vor dem Meister oder dem Capitel und soll um Aufnahme bitten um seiner Seele willen. Dann soll der Meister antworten: „Die Brüder haben eure Bitte erhört für den Fall, daß ihr nicht

Dinge an euch habt, die ich euch fragen werde. Das erste ist, ob ihr euch nicht in einen andern Orden verlobt habt, oder ob ihr einem Weibe durch Gelübde gebunden seid, oder ob ihr eigen seid einem Herrn, oder ob ihr eine Schuld auf euch habt, die den Orden beschweren könnte, oder ob ihr geheime Krankheit habt, und wäre eins dieser Dinge an euch, und ihr saget uns das nicht, und wir erfahren es später, so könnt ihr unser Bruder nicht sein und habt den Orden verloren." Spricht der Neue aber, daß er dieser Dinge nicht schuldig ist, so soll ihm der Meister das vorlegen, wodurch er ihn an den Orden bindet. Erstens, daß er gelobe den Siechen zu dienen, zweitens das heilige Land zu beschirmen und andere Lande, die dazu gehören; das dritte ist, ob er einen Beruf verstehe, den soll er dem Meister angeben und ihn üben nach des Meisters Willen; dann soll er geloben zu hehlen des Capitels Rath und des Meisters heimliche That; nicht aus dem Orden zu treten ohne Erlaubniß in ein anderes Leben, und endlich zu halten die Regel und die Gewohnheit des Ordens. Darauf erfolgt die Aufnahme mit Probezeit (Probacie), wenn der Neue diese begehrt, und die kirchliche Einweihung. Der Orden aber gelobt dem Bruder, den er aufnimmt: Wasser, Brot und alte Kleider.

Jedermann, der als Bruder in den Orden aufgenommen wird, soll gefragt werden, ob er das Credo und das Pater noster kann. Kann er es nicht, so soll er es bei den Priestern heimlich lernen in dem ersten Halbjahr. Thut er das nicht und versäumt es aus eitlem Sinn, so soll er dafür drei Tage büßen, und lernt er es nicht auswendig im zweiten Halbjahr, so hat er den Orden verloren, wenn nicht der Meister und die Brüder Gnade üben.

Wer den Orden zweimal verlassen hat und zum zweiten Mal wieder kommt, der soll nicht aufgenommen werden außer wenn er Jahrbuße thut. Geht ein Bruder in einen andern Orden über, so soll er sein Amt abgeben und seine Rüstung,

und soll sich melden, wenn der Meister in dem Capitel spricht: „Hat jemand in dem Orden zu bedenken seiner Seele Heil, der nehme Urlaub.“ Kommt er aber wieder, so soll er in dem Capitel sprechen: „Brüder, ich bin wieder gekommen mit meinem Willen.“

Wenn ein Meister stirbt, so soll sein Stellvertreter den Comthuren von Deutschland, Preußen, Livland einen Wahltag entbieten. Auch soll man besenden die Comthure von Apulien und den anderen Landen, daß sie kommen, wenn die Zeit das erlaubt; jeder von ihnen soll erscheinen und mit sich den besten seiner Brüder bringen; sind die Zugereisten und die Brüder in dem Capitel gesammelt, so soll der, der an Meisters Statt ist, einen Ritterbruder zum Wahlcomthur ernennen, und der Wahlcomthur soll einen zweiten Bruder wählen nach seinem Gewissen, die zwei den dritten, die drei den vierten und so fort bis zu dreizehn; einer soll ein Priester sein, acht Ritterbrüder und vier andere Brüder, wo möglich jeder von einem anderen Lande, nicht die Mehrzahl von einem, die Minderzahl von einem zweiten. Die dreizehn sollen lautere Wahl beschwören und keinen wählen, der nicht ein ehelich Kind ist oder der wegen Unkeuschheit oder Dieberei Jahrbuße gethan hat. Bei der Wahl soll der Wahlcomthur zuerst den Namen nennen, der ihm der beste dünkt, dann soll er jedem befehlen, daß er mit lauterem Herzen sage, wen er zum Meister wolle; ist die Mehrzahl auf einen gefallen, so ist die Wahl vollendet und giltig, dann sollen sie es dem Convent verkünden, die Pfaffenbrüder sollen das festliche Tedeum anheben und die Glocken läuten, und der an des Meisters Statt war, soll dem Erwählten vor dem Altar das Amt des Meisters überantworten mit Fingerring und Insiegel und ihn an die Pflicht seines Amtes mahnen, damit er am jüngsten Tage vor Gott bestehn möge. Dann soll der Meister den Bruder Priester küssen und den, der ihm Ring und Insiegel übergeben hat.

Unter dieser Regel hat die Genossenschaft der Dienstleute von St. Marien Völker bezwungen, Könige besiegt, über große Länder geherrscht; ihre Geschichte ist eng verwachsen mit vielen großen Erinnerungen unseres Vaterlandes. Und doch ist ihre Verfassung oft mißverstanden worden, auch in neuer Zeit.*)

Selbstverständlich war der deutsche Orden während seiner ganzen politischen Größe bis zu seinem Verfall im 15. Jahrhundert kein adlicher Orden. Aber er war auch keine Bruderschaft, welche nur rittermäßige Leute in sich aufnahm oder nur aus solchen bestand, denen der Hochmeister den Rittergurt verliehen hatte. Die Regel macht zwar freie Geburt zur Bedingung der Aufnahme, aber schon der Meister Hermann von Salza, von dem die Größe des Ordens beginnt, ist wahrscheinlich ein Ministeriale.

Die ersten Meister des Ordens, ein Walpot und Otto von Carpen, waren, wie die Hansen behaupteten, Bürger aus Bremen, dann gewiß rittermäßige Männer; ob der dritte, Hermann, mit dem Beinamen Bart, diese Eigenschaft gehabt hat, ist unsicher, sein Beiname bezieht sich wol auf die Besonderheit der Ordensbrüder, gegen den damaligen Ritterbrauch einen Vollbart zu tragen. Erst durch Papst Honorius III. wurde 1216 bestimmt, daß der Meister des Ordens ein rittermäßiger Mann und von ehelicher Geburt sein sollte, offenbar, damit er den Ritterschlag ertheilen könnte, und damit die unehelichen Kinder der Fürsten oder gar des Großmeisters selbst nicht das Amt des Meisters zu einem Familienbesitz machten.

Aber der Orden stand doch völlig unter Herrschaft der Anschauungen von Ehre des Ritterschildes. Er war nicht nur auf die gute Meinung der Städter, auch auf die warme Theil-

*) So ist in dem ehrenwerthen Werke von de Wal und eben so sehr bei J. Voigt und Späteren die Darstellung der Ordensverfassung häufig dadurch gestört, daß man die modernen Vorstellungen von deutschem Adel in Zustände des 13. und 14. Jahrhunderts hineingetragen hat.



nahme der Edlen und ihrer Ritter angewiesen, und konnte sich nur durch unablässige Betheiligung des kriegerischen Theils der Deutschen erhalten. Da ist lehrreich, wie die Verfassung des Ordens Ritterthum und Ansprüche der Bürger zu versöhnen sucht.

Höchster Repräsentant und Gebietiger der Bruderschaft war der Meister. Zwar war er verpflichtet, vor jedem wichtigen Beschluß den Rath erfahrener Brüder oder die Erklärung des Convents oder die Entscheidung des großen Capitels der Ordensgemeinde einzuholen; aber in der guten Ordenszeit war er doch mit der ganzen Machtfülle eines regierenden Herrn ausgestattet, erst als der Orden verfiel, wurde der Meister durch Wahlcapitulationen und Mitregierung der großen Aemter eingeengt.

Unter dem Meister standen die Aemter der Centralverwaltung. Zuerst der Großcomthur als höchster Verwaltungsbeamter, dann der Marschall, das vorzugsweise ritterliche Amt des Ordens, er ging im Felde dem Großcomthur vor, im Hause dieser; auch in dem Orden war es schwer, zwischen dem Minister des Innern und dem Kriegsminister, deren Competenzen sich oft kreuzten, Eintracht zu erhalten. Ferner der Spittler, Aufseher über die Krankenpflege; der Trappirer, der die ganze Draperie des Ordens unter sich hatte: Waffenröcke, Hauben, Handschuhe und Gürtel, Kleider, Bettgewand u. s. w.; dann der Trisorer (Treßler), Aufseher des geheimen Schatzes; endlich der Kleincomthur, später Hauscomthur, als Stellvertreter des Großcomthurs.

Nach der Occupation Preußens wurden die Ordensschäffer wichtig, die Großschäffer Handelsminister des Ordens. Die höchsten Gebietiger waren dort — ausgenommen Großcomthur und Treßler — zu gleicher Zeit mit der Verwaltung von Landgebiet betraut, und weilten seitdem nicht mehr in der Umgebung des Hochmeisters. Dadurch erhielten Nebenämter der Centralverwaltung größere Wichtigkeit.

Außerdem war das gesammte Ordensgebiet in Landescomthureien getheilt, in späterer Zeit wurden große Gebiete unter das Commando von Heermeister, Landmeister, Deutschmeister gestellt, das Ordensgebiet in Balleien getheilt; die Befehlshaber der einzelnen Stationen des Ordens waren die Comthure, bei kleineren Posten Vögte oder Pfleger.

Die geistlichen Brüder waren in den ersten Jahrzehnten sehr spärlich vorhanden, wenigstens in Deutschland verrichteten Bettelmönche den geistlichen Dienst. Die Geistlichen des Ordens bleiben auch später eine kleine Minderzahl, sie sind abgestuft in Priester (Presbyter) und Pfaffen; man bedarf ihrer, um von den Bischöfen und Mönchsorden unabhängig zu sein, aber man ist bemüht sie im Orden nicht zahlreich und mächtig werden zu lassen. Daher jene Beschränkung, welche dem Lernen der Ordensbrüder auferlegt wurde, der Orden wollte Krieger ziehen, nicht gemächliche Pfaffen. Die Ordensgeistlichen tragen das Kreuz auf geschlossenem Priesterrock, der bei den Presbytern wahrscheinlich schon früh von weißer Farbe war. Die geistlichen Knaben, welche Schüler heißen, gehören nicht in die Bruderschaft.

Die Laienbrüder, die Krieger und Arbeiter des Ordens, sind Männer aus allen Ständen und jedem Beruf. Für alle Laienbrüder ist Mönchsgelübde, Kost, Wohnung, Tagesleben, Theilnahme an dem Capitel und dem Princip nach auch das Convent- und Wahlrecht gleich. Auch das Kreuz und die Kleidung*) bis auf den Mantel. Unter ihnen sind

*) Die Regel schrieb für die Kleidung geistliche Farbe vor, diese scheint bei den Brüdern im 13. Jahrhundert braun gewesen zu sein. — Die geistlichen Farben des frühen Mittelalters sind weiß, schwarz, grau, braun (violett) bis zum Purpur; unter den weltlichen Farben — alle Wappenfarben sind weltlich — gilt gelb für die heidnische. Gelbe Schleier erregen den Zorn der Volksprediger und werden von den fahrenden Schülern umschlungen, die aus dem Frau-Venusberg zu kommen behaupten. — Das schwarze Kreuz des Ordens besteht aus zwei Bandstreifen von etwa ¾ Ellen



die Ritter die Aristokratie. Doch Ritterschmuck ist diesen versagt, nur der Rittergurt gestattet und als Auszeichnung ein weißer Mantel. Sie kämpfen in besonderer Schaar als schwere Reiterei mit Ritterwaffen, und erhalten beim Feldzug eine größere Zahl Rosse als die übrigen Waffenbrüder. Der Hochmeister — und außer ihm wahrscheinlich jedes große Amt — hatte das Recht, Ordensbrüder und solche, welche es werden wollten, mit dem Ritterschwert zu bekleiden. Dagegen scheint der Orden weltlichen Ritterschlag nicht ertheilt zu haben. Den Kreuzfahrern in Preußen schlug der vornehmste oder berühmteste Ritter des Zuges den Ritterschlag. Wir wissen nicht, nach welchem Princip während der Heldenkämpfe des 13. Jahrhunderts die Ritterwürde im Orden selbst verliehen wurde, unter den namhaften Brüdern sind nicht wenige mit bloßem Vornamen oder mit einem Beinamen überliefert, der ihre rittermäßige Abkunft zweifelhaft macht. Daß die Bürger, welche in ihrer Stadt den Schild trugen, von dem Ritterthum des Ordens nicht ausgeschlossen waren, beweist eine große Anzahl von städtischen Familiennamen bei Brüdern und Comthuren, und daß in den harten Kämpfen und in der Nothzeit des Ordens bis zum Jahr 1274 in Preußen noch weniger auf Herkunft gesehen wurde als in Deutschland selbst, ist begreiflich. Der Orden nahm auch Nichtdeutsche auf, z. B. Polen.

Aber obwol die Ritterbrüder den Kern der Heereskraft bildeten, sie waren in der großen Mehrzahl wenig geeignet die vielfachen Geschäfte des Ordensstaats zu besorgen; sie vermochten selten zu lesen und zu schreiben, Handelschaft war

Länge und Fingerbreite rechtwinklig übereinander auf die linke Brustseite so genäht, daß die vier Schenkel fast gleich sind. — Dem Kreuz der weltlichen, zuweilen verheirateten Mitglieder, welche nicht die drei Gelübde abgelegt hatten und als Mitbrüder, später als Halb-Brüder und Schwestern dem Orden affiliirt waren, fehlte — wenigstens seit dem 14. Jahrhundert — der obere Schenkel, und es glich einem T.

ihnen zuwider, Schifffahrt keine Reiterkunst. Und der Orden hatte nach seiner Verfassung und bei seiner Zerstreuung über weite Länder ein System der geschriebenen Berichte und Rechnungen nöthig, welches mehr an modernes Beamtenthum erinnert, als irgend eine andere Landesorganisation jener Zeit. Deshalb waren dem Orden technische und geschäftskundige Arbeiter aus den Städten unentbehrlich. Und diese Helfer konnte er nur dann zuverlässig machen, wenn er sie in unbedingte Gewalt und Gehorsam der Bruderschaft aufnahm.

Doch selbst für den Krieg reichte der rittermäßige Dienst nicht aus. Sowol im Orient als in Wald und Haide Preußens war leichte Reiterei unentbehrlich.*) Auch unterhielt der Orden schon im Orient, wie die Templer und Johanniter, ein leichtes Reitercorps, die Turcopolen, aus Orientalen und heimischem Zulauf. In Preußen schloß er wenigstens einen Theil der Leichtbewaffneten in die Bruderschaft ein.

Deshalb bildeten unter den nicht rittermäßigen Brüdern eine eigene Abtheilung die Sarjanten,**) sie dienten zu Roß unter besonderem Hauptmann. Wahrscheinlich waren in Preußen viele derselben Witunge, Söhne heimischer Grundherren, denen der Orden aus Politik oder weil sie nicht von christlichen Vorfahren waren, die Ritterwürde ungern ertheilte. Die Sarjanten trugen wie alle Brüder, welche Nichtritter waren, grauen Mantel mit dem ganzen Ordenskreuz.

*) Wie unpraktisch die schwere Bewaffnung der Ritter für den Waldkrieg war, lehren unter anderem die Verhandlungen vor dem unglücklichen Treffen des 13. Juli 1260 am Durbin.

**) Sarjant, romanisirtes Wort, welches an Stelle deutscher ähnlich lautender Wörter: sarling Krieger, gisaro Gerüsteter, sarawant? trat, bedeutet jeden Krieger, der das Sar (saro, sarawi, das Kettenhemd) ohne Ritterwaffen trägt, den bewaffneten Bürger, Fußsoldaten, zuweilen den Knappen. Das alte germanische Wort, in deutscher Sprache verloren, würde von den Romanen durch serviens, Diener gedeutet. — Die Knappen der Ordensritter gehörten gar nicht zur Bruderschaft, sie hielten in der Schlacht unter Befehl eines Sarjantbruders hinter der Schaar ihrer Herren.

Die Mehrzahl der übrigen Brüder bestand aus Technikern und Handwerkern, sämmtlich Mitgliedern der Conventstafel, endlich aus einer besonderen Klasse, den dienenden Brüdern, auch diese noch durch höhere Tafel vor den reisigen Knechten ausgezeichnet, wahrscheinlich seit dem 14. Jahrhundert durch das Halbkreuz von den übrigen Brüdern unterschieden. Ueber Zahl und Bedeutung der nichtritterlichen Elemente im Orden bis zum Jahr 1400 wissen wir wenig. Aber wir dürfen schließen, daß die Kämpfe zwischen ritterlich und bürgerlich, welche diese ganze Periode der deutschen Geschichte unerfreulich füllen, auch in den Ordensburgen nicht gefehlt haben. Denn sorgfältig achten die ältesten Statuten des Ordens darauf, den Nichtrittern sowol Antheil an der Verwaltung zu sichern, als sie nicht übermächtig werden zu lassen. Beim Heerzuge werden die Adjutantenposten für Hochmeister und Marschall gleichmäßig mit Rittern und Nichtrittern besetzt, dann sind die Ritter die Kompane, die Nichtritter die Schäffer (Schaffner) der Würdenträger; wenn der Hochmeister das Geheimniß des Ordensschatzes jemandem anvertrauen will, so sollen diese Vertrauten außer den vier höchsten Würdenträgern ein Priester und zwei Nichtritter des Ordens, nämlich der Hauscomthur und ein Anderer, sein. Bei der entscheidenden Wahl, der des Hochmeisters, sollen zu den 13 Mitgliedern des Wahlconvents 1 Priester, 8 Ritter, 4 andere Brüder ernannt werden. Sogar an den Centralämtern hatten die Nichtritter etwa zu einem Drittel Antheil.

Denn nicht nur die technischen Aemter des Krieges und die der Ordensschäffer wurden, wie es scheint, lange Zeit grundsätzlich an Nichtritter gegeben, es ist auch das Bestreben sichtbar, den höchsten Würdenträgern einen nichtritterlichen Stellvertreter als Gehülfen beizufügen, dem Marschall den Turcopolier oder Untermarschall, dem Großcomthur den Haus- oder Kleincomthur.*)

*) Der Hauscomthur wird z. B. in den Gewohnheiten §. 4 getrennt

In dieser Weise gab die Bruderschaft jedem brauchbaren Manne Gelegenheit zur Theilnahme und bewahrte sich doch einen vorwiegend aristokratischen Charakter. Diese Organisation, welche Ritter, Bürger und Bauern für die Zwecke des Ordens zu verwenden wußte, scheint bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts im Ganzen unverändert bestanden zu haben. Wenn aber auch der Orden seinen Brüdern Wappen und Farben verbot, es war nicht zu verhindern, daß die veränderten Anschauungen über Rittermäßigkeit, welche sich im 14. Jahrhundert in Deutschland ausbildeten, eindrangen; wurde doch der Orden um diese Zeit die hohe Schule für ritterlichen Sport. Jeder Hochmeister und jede Generation der Brüder folgte der Stimmung ihrer Zeit und den Bedürfnissen des Ordens. War der Zudrang deutscher Ritter groß und fand der Hochmeister Freude darin, vornehmen Ritterhof zu halten, so beschränkte man die Annahme der Nichtritter, soweit die großen Geschäfte dies gestatteten, ertheilte ihnen im Orden seltener den Ritterschlag und besetzte die Aemter nur mit Rittermäßigen. Vollends seit sich die Ritterbürtigen in Deutschland zu erblichem Adelsstand abschlossen und geneigt waren die Balleien und Revenüen des Ordens als ihr Privilegium zu betrachten, kam die Ansicht auf, daß die Bruderschaft und Conventstafel nur den Weißmänteln und dem Adel gehören solle, und erhielt in Zusätzen zum Ordensstatut vorsichtigen Ausdruck.

Aber selbst im 15. Jahrhundert war der Ausschluß der Bürger- und Bauersöhne lange nicht durchzusetzen. Schon deshalb nicht, weil die deutschen Rittermäßigen nicht mehr nach Preußen ziehen wollten, um dort die Gelübde auf sich zu nehmen. So groß war im J. 1406 der Mangel an schildbürtigen Ordensbrüdern, daß der Hochmeister Konrad von Jungingen zwei Ritter — es war ein Hatzfeld und ein

von den übrigen Würdenträgern hinter dem Priester neben einem Bruder, der nicht Ritter ist, aufgeführt.

Rammingen — durch Deutschland senden mußte, um Brüder für den Orden zu werben, es sollten aber nur solche von rittermäßigem Geschlecht sein. Diese Beschränkung hinderte nicht, daß die Graumäntel, die ohnedies für die Geschäfte nicht zu entbehren waren, im Orden ihre Bedeutung behaupteten. Und zwar in Deutschland nicht weniger als in Preußen. Denn im Jahr 1450 war unter den Wahlbedingungen, welche die Gebietiger dem zu wählenden Hochmeister vorlegten, auch die, daß man wenigstens in Deutschland nur rittermäßige Leute, nicht Bürger und Bauern in den Orden nehmen solle. Und es war Grund zu solcher Beschwerde, denn unter dem Hochmeister Konrad von Erlingshausen berichtete ein Visitator, daß in einer der größten Balleien, der zu Coblenz, alle Aemter und der ganze Convent nur aus nichtadlichen Brüdern beständen, daß der Comthur selber ein Bürger aus Cöln sei, und daß die Graumäntel dort seit Jahren systematisch darauf gearbeitet hätten, die Weißmäntel gänzlich zu entfernen, bis dies gelungen sei zum großen Aerger der rittermäßigen Umgegend. — Endlich um 1500, als man gerade durchgesetzt hatte die Bürger fast ganz vom Orden auszuschließen, verging der Orden.

Erst unter dem vierten Meister, Hermann von Salza, wuchs die Bruderschaft zu politischer Bedeutung. Ob das warme Interesse, welches Gregor IX. für den Orden zeigt, auf die ungewöhnliche Persönlichkeit dieses Meisters zurückgeführt werden darf, ja ob dem Meister überhaupt der erste Gedanke gehört, Landbesitz im heidnischen Preußen zu erwerben, wissen wir nicht; als Treibender erscheint der Papst, der künftige Lehnsherr. Auch die Besiedelung Preußens durch den Orden erfolgte in sehr eigenthümlicher Weise, und diese Methode der Colonisation soll hier, wo nicht Geschichte erzählt werden darf, gezeigt werden.

Wir dürfen annehmen, daß der Orden in Europa einen Landbesitz ersehnte, den er von keinem weltlichen Herrn zu

Lehn trug. Um das Jahr 1222 hatten die Brüder versucht, sich im siebenbürgischen Burzenland festzusetzen, das ihnen König Andreas von Ungarn zögernd geschenkt, der Papst aus dem Verband mit Ungarn gelöst und für ein Lehn des heiligen Stuhls erklärt hatte. Fünf Burgen hatte der Orden gebaut, da wurde er durch den Widerstand der Ungarn und der niederdeutschen Bauern, die dort angesiedelt waren, vertrieben.

Seit dem Jahr 1226 liefen Unterhandlungen mit Herzog Konrad von Masovien, der an der Weichsel von seinen christlichen Nachbarn und den heidnischen Preußen bedrängt wurde. Im Jahr 1230 trat der Herzog eine Grenzlandschaft im Norden von Masovien an dem Ostufer der Weichsel, das verwüstete Kulmer Land, an den Orden ab, und Papst und Kaiser verhießen dem Orden die Herrschaft über alles Land, das er den Preußen abnehmen würde.

Die Heiden, welche das Küstenland von der Weichsel bis zur Memel bewohnten, hatten früheren Versuchen sie zu bekehren hartnäckig widerstanden, sie saßen in kleine Völkerschaften getheilt, die ihre Landesgrenzen zum Theil durch Verhaue gegeneinander abgeschlossen hatten, unter Häuptlingen, also oft entzweit und schwer zu gemeinsamer That zu stacheln. Aus den spärlichen Ueberresten ihrer Sprache und ihres Götterglaubens schließen wir, daß sie ein Zweig des großen litauischen Stammes waren, der in Sprache und Sitte Uraltes bis in die neue Zeit bewahrt hat und damals den slavischen Nachbarvölkern fremder gegenüber stand als jetzt; aber sehr vieles in dem Leben der Preußen stimmt auffallend zu den ältesten Zuständen der heidnischen Germanen, welche vor ihnen — es war der gotische Stamm der Gepiden — an der Weichselmündung gewohnt hatten: die Gastfreundschaft, die Zechlust, daß der Krieger im Hause an besonderer Bank speist, die heiligen Haine, die Opferung eines einzelnen bewaffneten Feindes, die Leichenverbrennung mit Sklaven, Hunden, Falken, auch die

13*

Pflicht der Frau den gestorbenen Gatten nicht zu überleben, endlich die Achtung vor fremdem Volksthum, selbst vor den Göttern der Feinde. Doch sie saßen friedlicher als die Germanen und ohne Eroberungslust zwischen Wald, Sumpf und See in ihren Lichtungen, und waren erst durch die Bekehrungsversuche der Fremden und durch frühere Einbrüche der Polen aufgeregt worden. Das Volk galt damals für menschenreich, es hauste in vielen Dörfern und umschanzten Burgen. Und es lebte auch nicht ganz ohne Verkehr mit den christlichen Völkern, die Ströme führten Schiffe der Nordleute und Hansen zu ihnen, und Landwege schafften Reisende und Waaren durch die litauische Wildniß nach Nowgorod und in das Polenland.*)

Aber nicht nur von Süden und Westen her wurden die Preußen schon vor Ankunft des Ordens durch die Polen und deutsche Colonisten des Bischofs von Kulm bedroht, auch weiter im Nordosten hatten sich die Küste entlang christliche Germanen angesiedelt, die Dänen und Hansen hatten unter dem Schutz kluger Bischöfe in Livland ihre Contore eröffnet; dort war auch ein ritterlicher Schwertorden vom Bischof von Riga gestiftet worden nach der Regel der Templer; er breitete deutsche Sprache und Herrschaft aus über Kuren, Letten und Esthen, von denen die schwarzröckigen Esthen ein finnischer Stamm, die weißen Letten und Kuren Mischvölker aus litauischem und finnischem Blut waren. In Livland blieb der Bischof Landesherr und eifriger Städtegründer. Der Kampf der Deutschen gegen die Russen und Litauer wurde dort erschwert durch die Entfernung von dem deutschen Mutterland und durch die Opposition der Schwertbrüder gegen den Bi-

---

*) Das Kulmer Land und die Löbau waren bereits polnisch, auch nicht das ganze Land zwischen Weichsel und Memel von Preußen bewohnt. Von den Völkern, welche Dusburg nennt, scheinen nur Pogesanen, Pomesanen, Warmier, Barten, Nattangen, Sambiten, Galindier Preußen gewesen zu sein, die Sudauen aber Jadzwinger, die Nadrauen und Schalauen Litauer.

schof. — Die Brüder vom Marienhospital aber dachten im J. 1230 gar nicht daran, die heidnischen Preußen durch die Waffenmacht des Ordens zu unterwerfen, sie hüteten sich auch, ihre geringe Heereskraft für dieses neue Wagniß zu vereinigen, ja sie hatten überhaupt keine Heereskraft zu verwenden. Denn die persönliche Anwesenheit von Ordensbrüdern war überall, wo der Orden Besitzungen hatte, durchaus nothwendig, und in jener glaubenskalten Zeit hatte ein geistlicher Orden immer nur ungefähr so viel Mitglieder, als er in seinen Häusern nicht unbehaglich zu ernähren vermochte. Zumal die Besitzungen des Ordens in Deutschland waren damals fast nur Schenkungen für Hospitale, und die Thätigkeit, welche ihn beliebt machte, war die milde Krankenpflege. Ja, die Zahl der kriegstüchtigen Brüder in Palästina war bis 1227 nur klein, denn die deutschen Kreuzfahrer umschanzten ihnen damals auf dem Berge Turon ihre erste namhafte Burg und die Zahl der Kriegstüchtigen außerhalb des heiligen Landes reichte schwerlich über das zweite Hundert, auch diese waren auf weitem Terrain von den Inseln des Mittelmeeres bis zum Nordmeer zerstreut. Erst um das J. 1230 beginnt das starke Wachsthum des Ordens, zuerst durch Verleihung der Güter, welche der Kaiser in Sicilien und Unteritalien den feindseligen Templern und Johannitern genommen hatte, dann durch den Landgewinn und Burgenbau in Preußen. Leider fehlen uns sichere Angaben über die Gesammtzahl der Ordensbrüder in jener Zeit; doch sind wir nicht ganz ohne Anhalt. In einem Bericht aus dem 14. Jahrhundert, in welchem eine verlorene Aufzeichnung des Ordensmeisters Hartmann von Heldrungen (1274—82) benutzt ist, wird zuletzt erzählt, wie Hermann von Salza sich — in seinen letzten Lebensjahren — über das unerhörte Gedeihen des Ordens freute, und der Berichterstatter fügt als seine Ueberzeugung hinzu, daß es damals mehr als 2000 Brüder gab. Ferner giebt die ältere Chronik von Oliva, welche 1348 geschrieben

ist, an, daß durch Hermann von Salza der Orden bis auf 600 Ritterbrüder angewachsen sei.*) Beide Angaben haben nur den Werth sagenhafter Ueberlieferungen, aber sie mögen sehr wohl der Wahrheit entsprechen, und sie stehn auch mit einander nicht im Widerspruch; denn waren bei Hermann's Tode 2000 Brüder vorhanden, so konnten 600 davon sehr wohl den Rittermantel tragen. Nur muß man auch diese Anzahl in allen Besitzungen des Ordens vertheilt denken, und dabei sind noch die Schwertbrüder von Livland eingerechnet, welche 1237 in den Orden aufgenommen wurden. Auch in den Jahrzehnten nach der ersten Unterwerfung Preußens darf man die Zahl der Brüder sich nicht zu groß vorstellen, im J. 1242 war nach Ordenstradition die härteste Niederlage des Ordens ein Verlust von 40 Brüdern, in der Nothzeit von 1260 ein Verlust von 80 (oder 150) Brüdern. Die Zahl von 150 Ausziehenden ist die größte, welche bei einem Feldzug des 13. Jahrhunderts angegeben wird. Die Brüder sind in dieser ganzen Zeit nur ein Generalstab der Kreuzheere, die Führer kleinerer Expeditionen von Colonisten, die Wächter der Ordensburgen.

In diesem Sinne entspricht der klagende Ausruf, den Hermann von Salza in den ersten Jahren seines Amtes (nach 1210) gethan haben soll: er wolle ein Auge darum geben, wenn der Orden nur zehn Ritterbrüder marschfertig im Stegreif erhalten könne, auch noch für das Jahr 1230 der wirklichen Sachlage, und die Ordenssage berichtet mit gutem Grund, daß für Preußen zunächst nur sieben Brüder disponibel waren. Nicht sie hatten das Land zu erobern, sondern die Kreuzfahrer, deren Strom der Papst dahin zu richten suchte; Brüder des Ordens sollten zur Stelle sein, die Heere geleiten, die Rechte geltend machen und die Verwaltung des gewonnenen Landes

*) Dusburg erzählt der Ueberlieferung Hartmann's von Heldrungen ungenau nach, daß kurz nach Hermann's von Salza Tode „2000 Brüder von deutschem Adel (!)“ gewesen seien.

übernehmen. Wuchs der Besitz, dann wuchs entsprechend die Zahl der Brüder. Das war bewährte Praxis vom Orient her.

Aber trotz der geringen Zahl der verfügbaren Ordensbrüder war der Plan, das heidnische Preußen zu erobern, keineswegs ein tollkühnes Abenteuer, wie 300 Jahre später die Eroberung von Mexico und Peru durch die Conquistadoren. Schon darum nicht, weil die heidnischen Preußen in ihrer Waffentüchtigkeit den Deutschen gar nicht weit nachstanden, sie hatten sich jedenfalls in der Vertheidigung stärker erwiesen, als die christlichen Polen im Angriff. Die Ueberlegenheit des Ordens beruhte darauf, daß er eine Genossenschaft war, deren Mitglieder, durch eine große Idee gehoben und zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, einem einheitlichen consequenten Willen gehorchten. Das machte ihn in einer Zeit, in welcher der unvollständig gebändigte Egoismus jede große politische Kraftentwicklung höchlich erschwerte, immerhin zu einer ansehnlichen Macht. Der Orden hatte seine Mitbrüder, Gönner und Freunde überall, an Fürstenhöfen wie in den Städten. Er verstand die junge und thatkräftige Brüderschaft der Franciscaner für seine Zwecke zu benutzen, und war des guten Willens der Kreuzprediger im mittleren Deutschland versichert. Sein Meister Hermann von Salza endlich war um das Jahr 1230 der einflußreichste Mann in Italien und Frankreich, der größte Diplomat seiner Zeit, dabei ein zuverlässiger Charakter, welcher Vertrauen nicht nur erweckte, sondern auch zu bewahren wußte. Und das preußische Unternehmen wurde zugleich durch den guten Willen des Kaisers und durch den größten Eifer des Papstes gefördert.

Die Brüderschaft hatte, wie die Ordenssage meldet, bereits im J. 1226 zwei Brüder zu Konrad von Masovien gesandt, diese nisteten sich auf der Westseite der Weichsel in einer kleinen Holzburg ein, die sie Vogelsang nannten, von dort blickten sie über den Strom auf Hügel und Wald des Kulmer Landes. Von da begannen zunächst Verhandlungen und der

Erwerb von Urkunden. Denn wer in jener Zeit einen Landbesitz einnehmen und behaupten wollte, der hatte sich gegen die verschiedensten Ansprüche, die mit und ohne Berechtigung erhoben wurden, vorsorglich zu sichern. Konrad von Masovien und sein Geschlecht, ein Cistercienser Christian, welcher früher mit Anrechten auf Preußen begabt worden war und dort als neuer Bischof eine schwache Colonisation begonnen hatte, andere geistliche und weltliche Nachbarn mußten zu Cessionen bewogen werden, denen der Papst gern seine Bestätigung gab.

Im Jahr 1230 zog ein Bruder Hermann Balko mit vier Brüdern den ersten beiden an die Grenze nach. Die Brüder gewannen auf dem linken Weichselufer eine andere Burg, Nessau, und einen zweiten Stützpunkt im Süden der preußischen Grenze, das Fort Dobrin. Dort hatte Konrad von Masovien zwei Jahre vorher nach dem Muster des livländischen Schwertordens einen kleinen Ritterorden gegründet, bei der Stiftung waren 15 Brüder eingekleidet worden; aber der Orden wollte nicht gedeihen. Jetzt wurde er und sein Landbesitz mit dem deutschen Hause vereinigt. Im Jahr 1231 wagten sich die Brüder über den Strom in das Kulmer Land und setzten sich auf einer Höhe fest, unweit der Stätte, wo später Thorn gebaut wurde. Nach der Sage war die erste preußische Warte des Ordens ein mächtiger Eichbaum, der Gipfel wurde zu einer Laube gemacht, um den Stamm lief ein Verhau, in welchem die Rosse standen; Kähne lagen am Ufer, damit man bei einem Ueberfall weichen könne.*)

Im Jahr 1232 kam der erste Schwarm Kreuzfahrer und

*) Die Benützung großer Baumgipfel zu Sommerhäusern war gewöhnlich, selten fehlte einem stattlichen Hof die Linde, von deren Wurzeln eine kleine Treppe zum gedielten Raum in der Krone führte, der durch Biegen und Flechten junger Aeste geweitet und gedacht war. Es war auch ein rittermäßiger Raum, die treue Sigune wohnte in solcher Baumhütte mit ihrem einbalsamirten Geliebten. — Vogelsang war ein hübscher Name



Colonisten, er baute Burg und Stadt Kulm; ihm folgte eine Schaar unter dem Burggrafen Burkhard von Magdeburg, ihre Colonisten besiedelten die Städte Kulm und Thorn und nahmen von der Mutterstadt Magdeburg ihr Stadtrecht. Im Jahr 1233 zogen mehr polnische Fürsten unter dem Kreuz zu Hilfe, darunter ein Piastenherzog mit vielen Schlesiern, Herzog Swantepolk von Pommern u. a., man wagte den ersten Winterfeldzug über das Eis und schlug die Preußen an der Sirguna. Und wieder ein Zug unter dem Markgrafen von Meißen, Pomesanien ward erobert und zwei Kriegsschiffe gezimmert — die ersten deutschen Kriegsschiffe, deren Namen wir wissen, der „Pilgrim" und „Friedeland", mit ihnen wurden die Burgen Elbing und Balga gebaut. Und wieder 1237 kam ein stattliches Kreuzheer, diesmal Sachsen unter einem Herzog Otto von Braunschweig, das gab kräftige Hilfe, seine lübischen Colonisten erbauten die Stadt Elbing. Unterdeß war im Jahr 1237 nach längern Verhandlungen die Vereinigung mit dem livländischen Schwertorden durchgesetzt, der Landmeister von Preußen wurde auch Meister von Livland. Es waren großartige Ansprüche, die der Orden dadurch auf sich nahm, aber auch endlose neue Verwicklungen, und obgleich jetzt ein Orden über den deutschen Eroberungen waltete, wurde doch die Feindschaft mehr als die Kraft gesteigert; noch waren die beiden Gebiete durch heidnische Landschaften getrennt, auch als die Verbindung längs der Küste hergestellt war, entwickelte sich das deutsche Leben in den hinteren Ostseeländern in anderer Weise. Livland mußte doch wieder einem eigenen Meister unterstellt werden, und nicht immer gedieh einheitliches Zusammenwirken der beiden Provinzen.

Unter dem Ein- und Ausströmen der deutschen Kreuzfahrer entstand eine sehr eigenthümliche Kriegführung und

---

dieser Waldwarten; er bewahrt als häufiger Ortsname im Osten der Elbe die Erinnerung an die Abenteuer der ersten Colonisten.

Colonisation. Waren keine großen Kreuzschaaren im Lande, dann saßen die Brüder auf ihren Burgen, in unverhältnißmäßig geringer Zahl, etwa durch kleineren Anzug verstärkt, über einer unsicheren Bevölkerung, der sie in dieser ersten Zeit milde Behandlung angedeihen ließen, eng verbunden mit den deutschen Colonisten, welche als ihre beste Stütze zurückgeblieben waren.

Unterdeß warben Papst und Orden Anzug. Wer seine Sündenlast unleidlich fand, wer ein Gelübde gethan oder etwas Besonderes vom Himmel begehrte, der verwandte ein Jahr zur Kreuzreise nach Preußen. Auch wer als Handwerker oder Landbauer sein Glück versuchen wollte, der heftete sich ein Kreuz an und fuhr mit Weib und Kind in dem Haufen dahin. Kam ein starker Schwarm von Christen in das Land, dann gewann der Orden plötzlich Kraft sich auszudehnen, dann flatterte das Kriegsbanner, das Heergebot lief durch die Städte und Dörfer des Ordens, und der vornehmste Fremde wurde dem Namen nach Feldherr einer Kriegsfahrt. Dann brach das Heer durch Wald und über Wasser in das Heidenland. Es suchte die Feinde zu täuschen und in ihrem Gebiet wohlgelegene Punkte zu besetzen, an Vorsprüngen der Flußufer und auf Hügeln, welche Umschau erlaubten; gern benutzte man dazu alte Ringwälle und die Trümmer von Befestigungen, welche vielleicht noch aus der Gotenzeit stammten. Schnell wurden die Gräben gezogen, der Wall geschlagen, Pallisaden und Blockhäuser errichtet. Im Schutz der neuen Burg wurden die Colonisten des Kreuzheers in einer Unterstadt angesiedelt, auch ihre Hütten mit Graben und Pfahlwerk umschlossen. Eifrig hämmerten Fremde und Brüder, damit der neue Bau Widerstandskraft erhalte, so lange das fremde Heerlager sicherte. Unterdeß wurden die Umwohner von den Kreuzfahrern zur Taufe gedrängt, durch Geiseln zur Treue verpflichtet, guter Wille der Häuptlinge ward durch Begünstigungen gewonnen. Kaum ein Jahr war dem jungen

Leben Frist gewährt sich einzurichten, denn nur einen Feldzug dauerte die Pflicht der Kreuzfahrer. Dann schlug die Menschenwelle wieder westwärts, die Brüder suchten aus der Rückflut so viel als möglich für sich zu sammeln, Ansiedler und Vorräthe. Und wieder begann ihnen eine Zeit der Schwäche und Sorge; denn jetzt drangen die erbitterten Heerhaufen der Heiden in das Ordensgebiet, sie umstellten die neu erbauten Burgen, wachten, daß keine Kunde des Ueberfalls in das Land kam, brachen die Gegenwehr der kleinen Besatzung, verbrannten das Castell, raubten die Unterstadt aus, erschlugen die Männer und führten Weiber und Kinder in die Wildniß. Unterdeß überschwemmten andere Haufen das offene Land, überall loderten die Dörfer, die Brüder saßen eng umschlossen und spähten sorgenvoll nach den Boten, welche den Anzug eines neuen Kreuzhaufens melden sollten.

Da dies Fluten und Ebben sich fast regelmäßig wiederholte, so richteten sich die Bewohner der Landschaft so gut sie mochten darauf ein. An geschützten Stellen, auf Höhen oder Inseln der Seen und Flüsse standen Fliehhäuser oder Umwallungen, wohin sich die Colonisten bei einem Allarm mit der besten Habe retten konnten. Auf den Bau dieser Blockhäuser wurde große Sorgfalt verwandt, noch sind Lehnbriefe erhalten, worin die Beliehenen verpflichtet werden daran zu helfen. In der ersten Zeit flüchteten die unterworfenen Preußen und die Deutschen mit gutem Grunde gesondert. Wie die harte Zeit dergleichen Schlupforte ansah, kann man daraus schließen, daß Schenkwirthe nicht nur für sich, auch für ihre Nachkommen das Privilegium erwirkten, zur Zeit einer Flucht in diesen Häusern allein ausschenken zu dürfen.

Diese unsichere Lage bestimmte auch die Politik des Ordens und der Colonisten gegen die unterworfenen Preußen. Die Deutschen waren die kleine Minderzahl, und sie mußten die Herrscher bleiben. Sie waren deshalb nicht geneigt, die gefangenen und leibeigenen Preußen, welche von der Taufe Ver-

besserung ihrer Lage hofften, zu Christen zu machen und von den Lasten der Leibeigenschaft zu befreien. Schon im Jahr 1237 mußte der Papst zu Gunsten dieser armen Preußen einschreiten. Schon damals begann die innere Unwahrheit des Ordens.

Ohne gefährliche Kämpfe blieb der Orden bis zum Jahr 1241 in unaufhaltsamem Fortschritt, er unterwarf fast alles Land, das von den eigentlichen Preußen bewohnt war. Da kam die erste Reaction. Die Unterworfenen und Bedrohten vereinigten sich im Aufstande, elf Jahre dauerte die erste Nothzeit, aber die Deutschen behielten die Oberhand. Und wieder kamen mehre Jahre siegreicher Eroberung mit Hilfe neuer Kreuzfahrer, unter ihnen war 1254 auch König Ottokar von Böhmen mit vielen anderen deutschen Fürsten, das größte Kreuzheer, was je nach Preußen gezogen ist, der Angabe nach 60,000 Mann. Zur Erinnerung an den König wurde nach seiner Abreise die neu erbaute Burg am Pregel Königsberg genannt. Aber im Jahre 1260 begann der zweite allgemeine Aufstand der Preußen und Einbruch der Litauer und es folgte eine furchtbare Zeit von vierundzwanzig Jahren, in welcher alle Schrecken eines Racenkrieges im Lande tobten, auch der schwache Anzug von Kreuzfahrern nicht helfen wollte. Von Schalauen bis zum Kulmer Land wogte das Volk in Empörung, eine Burg nach der andern ging verloren, immer neue Heerhaufen des Ordens wurden aufgerieben, das Land verwüstet, die Menschen erschlagen oder nach Litauen geschleppt. Der Brüder wurden wenige, die Verluste waren nicht mehr zu ergänzen; ängstlich sahen die belagerten Brüder nach fremder Hilfe aus, sie aßen in der Noth ihre Rosse und nagten am Leder ihrer Schuhe. Die Heiden griffen nicht mehr in ungeordneten Haufen an, sie handelten planmäßig, hatten einige Kriegskunst vom Orden gelernt und verstachen wie die Brüder ihren Speer, war doch mancher von ihnen als Geisel in deutscher Sprache und Sitte auferzogen zu Lübeck oder Magdeburg.

Endlich kamen die Brüder wieder obenauf. Wir wissen nicht, wie der Umschwung möglich wurde, wol weniger durch deutsche Hilfe, als durch die Kraft der Verzweiflung und durch Uneinigkeit der Feinde; aber sie siegten vollständig, sie unterwarfen in den nächsten Jahren auch die hinteren Landschaften an der Memel; die Kraft des Preußenvolkes war gebrochen, es nahm das Christenthum an und fügte sich dem strengen Lehnsjoch, welches ihm die Brüder auferlegten.

Diese Jahre der Noth und der folgenden Siege sind die Heldenzeit des Ordens. Gemüthlos war der Glaube und weltlich der Sinn vieler Brüder gewesen, in der Gefahr flammte der Enthusiasmus des Christenthums und der ritterlichen Hingabe oft zu hellen Gluten auf. In belagerter Burg, ohne Hoffnung auf Entsatz, lagen die Brüder an der Mauer, flehten zum Christengott und zu der Jungfrau, schlugen mit der Ruthe ihre Rücken blutig und sprangen dann fröhlich auf, dem Feind zum Todeskampf entgegenzuziehen. Mehr als einmal sah ein betender Bruder, daß sein Erlöser am Crucifix die Arme liebevoll nach ihm ausstreckte. Bruder Hermann der Sarracene aus Schwaben, ein tüchtiger Kämpfer, stand in einem persönlichen Dienstverhältniß zur Jungfrau Maria; wer ihn in ihrem Namen bat, wurde erhört, als Ordensbruder warf er für sie in einer Tjost einen Frauenritter vom Roß und gewann Roß und Waffen des Herausforderers seiner Herrin; dafür erschien sie ihm vor der verzweifelten Schlacht am Durbin und sprach: „Hermann, ich lade dich in die Kompanei meines Sohnes,“ er aber sagte ausreitend den Brüdern: „Lebt wohl, wir sehen uns nicht wieder, die Gottesmutter lud mich ein zur ewigen Freude.“ Und als darauf ein ehrlicher preußischer Landmann ein Gesicht von der Schlacht hatte, schaute er das Kampfgewühl, wie die Preußen des Ordens flohen, und die Brüder und ihre Knappen auf einem Wall von Leichen starben. „Da sah ich heilige Frauen und Engel die Seelen der Brüder hinauf-

tragen in den Himmel, und mächtiger als die andern strahlte die Seele des Sarracenen, den die Jungfrau trug."

Und als ein Colonistenweib zur Walstatt eilte, ihres Mannes Leib zu suchen, da fand sie den wunden noch lebend, er aber weigerte sich zurückzukehren und sprach: „Die Jungfrau sah ich auf der Walstatt gehn, zwei Frauen trugen ihr die Kerzen, sie umschritt mit Weihrauch räuchernd das Gebein der Toten und sprach zu mir: „Freu dich, in dreien Tagen fliegst du auf zu ewiger Freude." Und eine Frau in Deutschland, deren Bruder im Orden stand, hörte in der Nacht das wilde Heer mit Saus und Braus an ihrer Klause vorüberziehen und frug hinaus: „Wohin?" Da riefen die Geister: „Nach Preußen, dort ist morgen große Schlacht." Sie sprach: „Kehrt ihr zurück, so kündet mir den Ausgang." Und als die Geister zurückfuhren, riefen sie: „Die Christen haben den Sieg verloren, die Seelen aller Toten sind hinauf zum Himmel, nur drei nicht, die um eitler Ritterkunst willen in die Schlacht geritten sind." Auch die Bürger von Elbing sahen von der Stadtmauer, als ihre Genossen draußen kämpften und von den Heiden in der Mühle verbrannt wurden, den Himmel geöffnet und die Engel, welche die Toten hineintrugen.

Es war ein hartes und blutiges Geschlecht, welches in diesen Fehden heraufwuchs: ein Bruder Engelko, ein Westphale, trug ein eisernes Panzerhemd statt seinem Hemde Tag und Nacht auf der bloßen Haut, bis es ganz zerrieben und verrostet war, er verbrauchte vier solcher Hemden; ein anderer war in Schlaf und Wachen mit dicker eiserner Kette gegürtet. Der Comthur Grumbach ließ zwei Ordensbrüder, die einer Verbindung mit den Preußen beschuldigt waren, lebendig vor allem Volk verbrennen, so daß der Papst zornig wurde, den Comthur absetzte und ihn mit dem Convent, der beigestimmt, zur Jahrbuße verurtheilte. — Wenn die Männer einer Stadt von den Feinden erschlagen sind, wird den Frauen gestattet,

daß sie ohne Sünde sofort die Knechte und Buben der Stadt heiraten, damit die Colonie nicht untergehe. Da sahen zwei Frauen in Kulm auf dem Weg zur Kirche einen schönen Knappen in ärmlicher Kleidung mit Knöcheln spielen, beide wollten ihn haben; die eine ließ ihn heimlich in ihr Haus führen, bekleiden, und verlobte sich ihm — wie Brauch war — vor der Kirche. Er wurde ein so wackrer Mann, daß er seines Gleichen in Preußen nicht hatte. In Elbing waren die Männer ausgezogen, da vertheidigten die Frauen ihre Stadtmauer; und gefangene Weiber warfen sich in den Einöden der Grenze auf die Wachen der Litauer und erschlugen sie.

In dieser Periode des Blutes und der Zerstörung, heimlicher Ueberfälle und tückischer List wurde viel Unmenschliches begangen, Greuelthaten auf beiden Seiten; aber es muß doch erwähnt werden, daß die Preußen im Gegensatz zu den wilderen Litauern nicht selten eine Rücksicht und Schonung zeigten, die uns überrascht. Neben einzelnen Fällen von brutaler Grausamkeit gegen gefangene Ordensbrüder, die wahrscheinlich Acte persönlichen Hasses waren, melden die christlichen Berichterstatter auch andere Züge von freundschaftlicher Behandlung der Gefangenen. Die Preußen kannten die einzelnen Ordensbrüder ziemlich genau, ein guter Mann darunter war ihnen werth, und sie ließen ihn dies in der Gefangenschaft wol entgelten. Auch den Preußen waren diese Jahre des nationalen Todeskampfes eine Heldenzeit. Und nicht alle fielen von dem Orden ab, eine Minderzahl brachte das eigene Leben den Brüdern und dem Schwur, den sie geleistet, zum Opfer. Zumal ein Theil der alten Häuptlingsfamilien stand auf Seite des Ordens, nach dem Siege wurden diese Treuen durch Lehnsbesitz mit besserem Rechte und durch Landschenkungen belohnt. Und es wurde Grundsatz des Ordens, unter den Eingeborenen die Getreuen ohne Rücksicht auf ihren Volksadel aus der Menge der Unterworfenen hervorzuheben.

Diese Zeit zog eine Menge Sagen herauf, die noch lange

in den Ordensburgen und den Trinkstuben der Colonisten erzählt wurden. Die Helden waren nicht immer Brüder des Ordens, auch kleine Leute, zumal die Parteigänger beider Theile, welche den Krieg, d. h. die Raubzüge mit ihrer Bande auf eigene Faust führten, von den Deutschen Struter, von den Preußen in ihrer Sprache „Räuberchen" genannt. Die Strauchdiebe des Ordens dienten als Späher, Boten, Wegweiser, den Bürgern verkauften sie ihren Raub. Unter ihnen war Martin von Golin mit seinen Gesellen, Konrad dem Teufel, Stäubemehl, Kudar und Nakam, Held vieler Sagen. Er war 1243 als Knabe mit seiner schwangeren Schwester von den Preußen fortgeschleppt worden, als die Schwester nicht folgen konnte, zerhieb ihr der Preuße den Leib, ihr Kind fiel lebend in den Sand und starb; da kam dem Bruder ein grimmiger Haß gegen die Heiden und er wurde der Schrecken ihrer Dörfer. Er überfiel ein Sudauendorf mit wenig Genossen, erschlug mit seiner Hand zehn Männer im Bade und raubte das Dorf aus. Als ein Litauer sich an seinem Stamm rächen wollte, erbat er vom Königsberger Comthur den Martin nebst dem Teufel, dem Stäubemehl und zwanzig andern, sie überfielen eine Hochzeit, bei welcher fast alle Häuptlinge der Litauer waren, erschlugen siebzig Häuptlinge in Rausch und Schlaf, und führten Braut und Bräutigam mit hundert Rossen und vielem Gold und Silber mit sich fort. Auf einem Streifzuge tief nach Litauen setzte Martin mit seinen Gesellen über drei Wasser, kam endlich auf den Bug, wo er ein Schiff mit Kaufmannsgut sah, überraschte und tötete das Schiffsvolk, fuhr das Schiff nach Thorn und verkaufte die große Beute. Ein andermal raubte er mit vier Deutschen und elf Preußen ein Sudauendorf aus, erschlug und fing. In ihrem Versteck wurde seine Bande von den Sudauen überfallen, die Deutschen fielen, die Preußen entliefen. Martin entfuhr den Feinden, suchte zornig im Walde umher und gab seinen Flüchtlingen so lange den Ruf, bis er sie zusammen

hatte. Mit den Waffenlosen ging er auf der Spur der Sudauen, und in der Nacht, als diese in ihrer Rast schliefen, schlich er allein über sie, stahl ihnen Schilde, Schwerter und Lanzen, sprang dann mit seiner Bande heran, tötete alle, und gewann seinen ersten Raub und die neue Beute. Einst ritt er mit einem Ordensbruder spähend im Walde, da wurden sie von fünf Preußen ergriffen und gebunden, zwei Preußen blieben als Wächter bei den Gefesselten, drei folgten dem flüchtigen Roß des Bruders. Die zwei Wächter wollten dem Martin den Kopf abhauen. Er fand das in der Ordnung, rieth ihnen aber, als ein in solchen Geschäften erfahrener Mann, ihm vorher die Kleider auszuziehen, damit diese nicht durch sein Blut unbrauchbar würden. Als sie ihm dazu die Arme losbanden, schlug er sie beide tot, löste die Bande des Bruders und beide töteten noch die drei übrigen und kehrten in die Burg zurück. Einmal wurde er mit einer Bande von 17 Genossen durch 20 Preußen auf der Rast überfallen, weil seine beiden Wachen geschlafen hatten, einer der Wächter wurde von den Preußen getötet, der andere an den Baum gebunden. Martin und die Seinen stritten hart, dreimal schlossen die Ueberlebenden beider Theile aus übergroßer Ermüdung einen Vertrag auszuruhen, bevor sie wieder zusammenschlügen. Zuletzt verstummte der Kampflärm, der Gebundene vermochte seine Bande zu lösen, lief zur Kampfstatt und fand alles tot, nur Martin lag wund aber lebend über den Leichen. — Nach ihm gab es manchen Helden des preußischen Urwaldes, Mucko aus Warmland war um 1324 auch ein berühmter Schlaukopf, aber an des Martin Ruhm kam keiner.

Mit dem 14. Jahrhundert begann für das Ordensland eine große Zeit. Der Hochmeister nahm seinen Sitz in Preußen, jetzt regierte im fürstlichen Haushalt der gewählte Herr der Bruderschaft mit seinen Gebietigern über ein aufblühendes Land. Pomerellen wurde bis 1310 erworben, in gesicherter Herrschaft wuchs die Städtekraft, Thorn, Elbing, Danzig und

einige kleinere bildeten eine Partei in der Hansa, zahlreiche deutsche Grundbesitzer nahmen Landgüter vom Orden zu Lehn. Fast ein Jahrhundert konnte Preußen für das bestregierte Land der Deutschen gelten. Während Fehden und Straßenraub fast überall die Entwicklung aufhielten, sicherte der Orden mit fester Hand die Ruhe im Lande. Noch war sein Interesse eng mit dem der Städte verbunden, er ließ die Bürger gewähren, die preußischen Hansen standen zu ihm mehr als Verbündete wie als Unterthanen, auch der Orden rüstete Schiffe und trieb Kaufmannschaft wie sie, uud beide hatten im ganzen dieselben Handelsinteressen, wenn es auch einmal vorkam, daß die Städte mit dem König von Dänemark Krieg führten, während der Orden mit ihm befreundet war; dann kaperten die Dänen Gut der preußischen Hansen, aber sie respectirten die Waarenballen des Ordens. Auch für den Landbau seiner abhängigen Leute sorgte der Orden väterlich, viel Getreide ward ausgeführt und die Preußen freuten sich ihres guten Obstes, die Comthureien wurden modernen Kreisämtern ähnlich und die Arbeitstheilung in der Centralstelle und den großen Aemtern, die sorgfältigen Rechnungen und geschriebenen Berichte erhielten eine Energie und Ordnung in den Geschäften, welche in jener Zeit einzig war.

Und dennoch blieb ein unsühnbarer Gegensatz zwischen der Aufgabe des Ordens, das gewonnene Land dadurch zu behaupten, daß er sich mit den Interessen desselben innig verband, und zwischen seiner mönchischen Verfassung. In dem Orden wurde kein Nachwuchs erzeugt, welcher dem Lande deutsche Lehnsherren und Bürger gab, ja der Orden hatte sich zu wahren, daß die Söhne preußischer Gutsherren und Städter in ihm selbst nicht zu einflußreich wurden und den Zusammenhang der preußischen Ordenscapitel mit den deutschen Häusern lockerten. Denn der Orden war nicht ganz preußisch geworden und konnte es nicht werden, der Widerspruch seiner Balleien in Deutschland und Oesterreich konnte

bei jeder Hochmeisterwahl die Bruderschaft in Zwist und Verfall bringen. Er war also auf ein unablässiges Zuströmen deutscher Brüder angewiesen, wenn er sich gegen die Slaven, gegen die deutschen Städte und gegen die rittermäßigen Familien seiner Landschaften behaupten wollte. Aber das Material, welches die Deutschen lieferten, wurde untüchtiger. Der Deutsche, welcher jetzt noch die Ordensgelübde auf sich nahm, wollte genießen. Die alte Zucht hatte aufgehört, zu den Schwächen, welche privilegirter Wohlstand entwickelt, kamen in den Comthureien die Ausschweifungen des Cölibats. Auch die kriegerische Energie der Schildträger hatte sehr abgenommen, aber ihre Ansprüche wurden größer. Der Orden brauchte mehr als je die Arbeit seiner Brüder aus den Städten für Großhandel, Schifffahrt, Verwaltung, — noch Winrich von Kniprode, der rittermäßigste aller Hochmeister, sah sich genöthigt auf einmal 70 Graumäntler einzukleiden, — und doch nahm in dem Orden die Tendenz überhand, daß seine Würden nur den rittermäßigen Familien gebührten. Das Ritterthum wurde zu eitlem Schmuck und das Mönchsthum des Ordens eine Lüge, und der Orden wurde unablässig durch die Kreuzfahrten verweltlicht und verdorben, die ihm doch unentbehrlich waren.

Die großen Kreuzzüge hatten aufgehört, aber die Kreuzfahrten einzelner Edlen und ihrer Reiterschaaren dauerten bis an das 15. Jahrhundert. Sie wurden zu einer kriegerischen Spielerei, bei welcher der Ritterschlag, den der Orden ertheilte, reiche Feste, Tjost und Turnier fast wichtiger waren als der Krieg gegen die Heiden. Für solchen Zug nach Preußen suchte man allen Glanz des Ritterthums, der in Deutschland geschwunden war, lebendig zu machen. Große Summen wurden auf Rosse, Rüstung und Gewand der Schaar verwendet, Geld wurde geliehen und Güter verpfändet um das Reisegeld zu schaffen, und doch hatte man wahrscheinlich während der Heimkehr mit Geldnoth zu kämpfen. Auch

eigenthümlicher Ritterbrauch bildete sich dabei in Preußen aus. Denn dorthin kamen die reichen Niederländer, die stolzen Normannen, welche noch lange die höfischen Spiele trieben, als sie den Deutschen entfremdet waren. Die fahrenden Leute wurden Lobredner des Ordens. Sie lockte nicht am wenigsten der ungeheure Schatz, der auf der Marienburg verwahrt sein sollte. Er übte in einer Zeit, in welcher Fürsten und Edle Schätze sehr vermißten, märchenhaften Zauber auf alle, welche um Gabe reisten. In der That wurde er um 1364 durch heimlichen Einbruch angegriffen.*)

Vor der Fahrt wurde Botschaft gesandt an den Orden und an Fürsten und Städte, deren Gastfreundschaft man in Anspruch nehmen wollte; zu der Reise nahm man seine gemalten Wappenschilde in großer Anzahl mit, denn es war Brauch die Schilde an die Herbergen zu hängen, in denen man rastete. Der vornehme Reisende wurde unterwegs überall von Herolden, Spruchsprechern und den Spielleuten der Städte mit wohlgesetzten Worten und Musik begrüßt und hatte dafür stattliche Geschenke zu geben; Graf Wilhelm von Ostervant, später Wilhelm IV. von Holland, gab auf seinem Preußenzuge, der fünf Monate währte und ohne Kampf war, an Pfeifer, Fiedler, Sänger und Herolde auf der Straße 576 Dortrechter Gulden aus, die ganze Reise hatte freilich über 25,000 Gulden gekostet. Auch unsicher waren die Reisen, denn die Raubjunker der Landschaft, durch welche der Kreuzfahrer zog, nahmen wenig Rücksicht auf die Ritterlichkeit der Fahrt, und wer nicht eine große Schaar mitbrachte, dem wurde leicht sein neuer Goldstoff und die Beutel mit Gulden geraubt, und statt gegen die Heiden zu turnieren, wankte der Kreuzfahrer in den finstern Thurm eines westphälischen oder märkischen Raub-

*) Nach den Ordensschätzen suchten die Schatzgräber noch in der neuen Zeit. Eine vielbesprochene Schatzgräberei im Jahr 1713 forderte von den Mauern der Marienburg sogar einen Schatz, der noch vor dem deutschen Orden daselbst deponirt sein sollte.

hauses. So wurde im Jahr 1343 dem Grafen Wilhelm IV. von Holland ein Junker, den er mit Bewaffneten vorausgesandt hatte, von böhmischen Raubrittern an der Grenze von Schlesien abgefangen, die Lösung aus dem Gefängniß von Werdenstein betrug 1500 Ducaten und der entblößte Gesandte mußte neu ausgerüstet werden. Im Jahr 1353 wurde eine vorausgesandte Schaar des englischen Grafen Derby von 400 Rossen durch die westphälische Genossenschaft, welche sich später als „Benglerbund" eine Ordnung gab, auf der Lippspringer Haide überfallen; es war ein harter Speerkampf, die Englischen wurden gefangen, ein großer Schatz von ihnen genommen und die Räuber sämmtlich reiche Leute, einer derselben kaufte von dem Lösegeld die Burg Loen bei Soest und eine ganze Herrschaft. — Endlich im Jahr 1388 wurde sogar Herzog Wilhelm von Geldern selbst, der erste aus dem Jülichschen Hause, bei Stolpe aufgefangen und von Ekart von Walde auf die Falkenburg geschleppt — nicht ohne Mitwissen vornehmer Ordensfeinde. Die Sache machte großen Lärm, der Orden zerstörte eine Anzahl Raubnester, Ritterschaft und Städte von Geldern schrieben eine außerordentliche Steuer für das Lösegeld aus, und der Herzog mußte durch 6000 Mark losgekauft werden und, wie gewöhnlich, Urfehde schwören, daß die That ungerochen bleiben werde. — Kam die kriegslustige Schaar in Preußen an, so fand sie vielleicht keine Expedition vorbereitet und den Orden nicht in der Lage seine Mannschaft herzugeben. Dann wartete man auf weiteren Anzug oder kehrte nach Ritterspiel und Banketen friedlich zurück.

Einem klugen Hochmeister mochten diese vornehmen Kreuzfahrten wol lästig werden. In der That wurden sie ein Verhängniß für den Orden. Er konnte das Ansehen, das sie ihm gaben, nicht missen, er mußte unablässig als Vorkämpfer der Christen gegen die Heiden erscheinen und er mußte sich die Heiden als Feinde bewahren, damit ihm der gute Wille

der Christen blieb. An eine Unterwerfung der kriegerischen Litauer war nicht mehr zu denken, seit die große Pest von 1350 den Ueberschuß an deutscher Menschenkraft vernichtet hatte, — von dieser Zeit hörte überall der Fortschritt deutscher Bauercolonien auf, — die Kriegsfahrten des Ordens konnten nichts weiter sein als Grenzfehden von kurzer Dauer.

Wo möglich veranstaltete der Orden den Fremden diese Art Kreuzzug. Solche Reisen in das Slavenland forderten in einer Zeit, in welcher es keine Terrainkarten gab, besondere Vorbereitungen. Der Orden hielt, ähnlich wie jetzt die Nordamerikaner in ihren hölzernen Indianerforts, besondere Pfadfinder, die Nachkommen der „Räuberchen", ausgewetterte Gesellen, welche in Urwald, Sumpf und Haide Bescheid wußten und Sprache und Brauch der Litauer kannten. Diese „Leitsleute" waren Witunge im Dienst des Ordens, oder flüchtige Litauer, häufig „Tolke", d. h. Dolmetscher. Sie wurden heimlich ausgesandt die Wege für den Zug auszukundschaften. Kamen sie zurück, so berichteten sie, wie lang der Weg, wie breit der Fluß, der Morast, die Furt, der Wald sei, wo ein Pfad mit Aexten geräumt, wo überbrückt werden mußte, ob Futter, Nahrung, Wasser vorhanden, wo günstige Stelle für das Lager am See oder Flusse zu finden. Ihre Aussagen wurden niedergeschrieben und an den Hochmeister gesandt.

Das Ordensgebiet wurde an seiner Ostgrenze von Litauen durch eine Wildniß getrennt, welche mehre Tagemärsche breit war. Dies wilde Grenzland begann im Osten einer Linie, welche von Labiau und Wehlau nach Rastenburg reicht. Einen Tagemarsch davon lagen binnen der Grenze die starken Ordensburgen Ragnit, Insterburg, Nordenburg, Angerburg, Lötzenburg, Eckersberg, Johannisburg, deren Gebiet durch „Hegene", Baumverschanzungen geschützt wurde; wieder eine Tagefahrt weiter nach Osten erstreckte sich von Norden nach Süden der verschanzte Grenzwald, der Baite, oder Baitin (von gotisch baidei, die Zwinge, Sperre), welcher nach der

litauischen Seite durch Verhaue, große Schüttungen und Gräben geschlossen war. Er war außerdem durch eine doppelte Reihe von Wildhäusern oder Warten da gedeckt, wo Waldwege den Aus- und Eingang gestatteten. Diese Straßensperren, welche im 14. Jahrhundert in Deutschland Schläge, in Preußen gewöhnlicher mit slavischer Aussprache jenes altgermanischen Wortes oder einer Ableitung desselben Baitschen oder Waitschen genannt wurden, waren die vorgeschobenen Posten der Christenheit gegen die Heiden;*) sie enthielten einige Mannschaft und wenige Standarmbrüste hinter den Wällen von Holz und Erde und wurden vom Ordensmarschalk mit dem Schnitzmeister, dem Ingenieur des Ordens, zuweilen bereist. In Waldeslichtung oder auf kahler Haide, in einer Einsamkeit und Stille, die Monate lang nur durch die Laute der Natur belebt wurde, durch das Geheul des Sturmes, das Dröhnen eines zusammenbrechenden Baumstammes, den Schrei des Vogels und das Kläffen eines Rudels Wölfe. Selten kam ein fahrender Händler, ein Fallensteller, der Eichhörnchen- und Marderfelle sammelte, oder ein Jagdzug der Brüder. Bis einmal ein unheimlicher Morgen die Haufen der Litauer auf der Außenseite des Grabens wies. Dann gellte der Kriegsruf, die Besatzung that ihr Bestes im Kampfe, wurde sie bewältigt, dann rächten die Feinde grausam den Brand und Tod, den die Christen in litauische Dörfer getragen, und die Stätte der zerrissenen Blockhäuser wurde unheimlich für spätere Wanderer.

Noch außerhalb dieser befestigten Grenzen versuchte der Orden sich auf litauischem Grunde festzusetzen, er baute am Memelstrom mit Hilfe deutscher Kreuzfahrer die Baierburg, die von St. Georg, St. Marien und den Ritterwerder, aber

*) In Schlesien, wo einst die Vandalen gewohnt, hießen die Grenzfestungen Bitun, jetzt Beuthen, die Sperren: Bitschen oder Pitschen. — Die Stammgenossen der Vandalen, die Burgunder brachten dieselben Namen an die Grenzen des Elsaß: Bit— und Bitsch.



dieser äußere Landerwerb blieb sehr unsicher. Denn auch die kriegerischen Litauer waren auf den Schutz ihrer Grenzen bedacht, auch auf der litauischen Seite standen feste Grenzburgen, die litauischen Grenzer hielten Wache an den Straßen und hinter ihren Hegenen, die litauischen Fürsten bezahlten Späher in den Burgen des Ordens und wußten Leitsleute zu bestechen. Auch sie rüsteten ihre Ueberfälle mit größter Heimlichkeit; als der schlaue Kynstut einen Einbruch in's Ordensland bereitete, stellte er sich vorher krank und ging auf Krücken, um die Ordensbrüder sicher zu machen. Und diese List gelang.

Da man bei den „Reisen" in Feindesland mehre Tagemärsche durch eine Wildniß ziehen mußte, welche für ein Heer pfadlos war und nirgend für die Menschen, nur an einzelnen Stellen für die Thiere Nahrung bot, so waren besondere Maßregeln nöthig. Bei einem Einbruch in das Auxtote, das litauische Oberland, oder in Samaiten, das Unterland, wohin gewöhnlich die Reisen gingen, mußten dem Heere Schaaren von Landleuten mit Aexten vorausgehn, welche die Wälder und die Hegenen der Litauer „räumten". Futter und Kost wurde auf mehre Tage mitgenommen, auch die Stellen bestimmt, wo dasselbe für die Heimreise bewahrt werden konnte. Dazu wurden im Urwald Blockhäuser zusammengeschlagen oder sichere Verstecke gewählt, in denen die „Maja"*) niedergelegt wurde. Denn Hinweg und Rückweg mußten vorher sorglich erwogen sein bei einem Zug durch pfadlosen Wald, zwischen Seen, Moor und Sumpf und zwischen weiten Wasserlachen, die nach jeder Ueberschwemmung andere Ausdehnung hatten. Deshalb war auch Heimlichkeit des Zuges und Ueberraschung der Feinde unerläßlich; war die Fahrt den Feinden berichtet und merkte man das bei der ersten Begegnung, dann war rathsam auf der Stelle umzukehren, denn die Beute wurde unsicher, die Rückkehr sehr gefährdet.

*) Schlesisch noch jetzt Mauke, Erdversteck.

Auf weiten Strecken war Einbruch nur bei starkem Frost möglich, welcher Fluß, Sumpf und See mit fester Eiskruste überzog. Es war unheimliche Fahrt im Winter des Nordlandes durch tiefen Schnee, der wie ein Totentuch die einförmige Landschaft umgab, durch dichten Urwald, über Bruch, Moor und See und grundlose Tiefe, die kurzen Tage noch dunkler durch eine schwere Wolkendecke, die langen Nächte für die Südländer durch rothen Nordschein schreckhaft.

Fiel Thauwetter ein, so kehrte man in der Regel ebenfalls schnell zurück, um nicht in den Sümpfen zu verderben. Beim Ueberschreiten des Eises wurde das Heer in breiter Strecke gedehnt, um die Last auf größeren Raum zu vertheilen. In der Noth geschah es einmal, daß ein Heer mitten in der Nacht in Colonne über das Eis der Memel zog; als die Christen am Morgen hinter sich sahen, war die Eisdecke verschwunden und offene Strömung. Zuweilen hob und senkte sich das Stromeis unter den Füßen zu Berg und Thal von den Wellen darunter. Auch die feste Eisdecke war dem Zuge gefährlich, wenn die Feinde angriffen, denn sie suchten das Eis zu brechen und das Heer zu versenken; wurde das Heer auf dem Zuge an solcher Stelle überfallen, dann warf es sich mit aller Kraft dem Feinde entgegen und suchte ihn auf festem Land zu schlagen, um sichere Fahrt zu gewinnen.

War das ausrückende Heer an der Grenze des Ordenslandes angekommen, dann wurde nach alter Sitte eine Berathung mit der Mannschaft angestellt, ob es rathsam sei die Grenze zu überschreiten. Dies bedeutsame Heergespräch hieß mit einem preußischen Wort „Karigewayte“. Sonst folgten die Brüder in Lager und Marsch altem Brauch, der aus dem heiligen Lande stammte. Setzte sich das Heer im Felde nieder, dann wurden zuerst die Fahnen eingesteckt, daneben das Allerheiligste mit den Reliquien unter einem Zelt, der Kapelle, aufgestellt, über der Kapelle das Glöcklein, mit dem der Bruder Priesterkapeller die Tageszeiten läuten ließ, der

geweihte Raum mit der Kapellenschnur umgeben. Um die Schnur lagen die Brüder im Ringe, die Hütten für Rosse und Rüstung auf der innern Seite des Ringes. Keiner durfte sich weiter vom Lager entfernen, als die Stimme des Rufers gehört wurde oder der Klang des Glöckleins. Denn neben dem Marschalk lagerte ein Rufer, der die Befehle ausgab.

Beim Aufbruch durfte niemand sich wappnen und aufsitzen, bis Befehl gegeben ward, ebenso ohne Befehl sich nicht entwappnen. Auf dem Marsch ritt der Ritter hinter seinen Knechten und jeder mußte seinen Platz halten, niemand durfte ohne Erlaubniß sein Roß umwenden. Kam man vor die Feinde, so führte ein Sarjantbruder die Knechtsfahne, unter dieser harrten die Knechte, „bis Gott ihre Herren aus dem Treffen zurückbrächte;“ die Schaar der Ritter oder der fremden Gäste führte der Marschalk, die Schaar der Sarjanten der Turcopolier oder der Untermarschalk. Der Marschalk durfte die Fahne nicht in die Feinde sprengen, d. h. reiten lassen, ohne Befehl des Meisters, wenn dieser gegenwärtig war, auch kein Bruder durfte sprengen, bevor die Fahne sprengte. Den Vorstreit hatte die Fahne der Grenzburg Ragnit, sie zog auch auf dem Marsche voran, nächst ihr die Fahne von Insterburg und die der Witunge. In der Hauptschaar war die Ordensfahne, ein schwarzes Kreuz auf weißem Tuch, und wenn der Hochmeister zugegen war, sein geschmücktes Banner mit goldnem Kreuz. Die Gäste, welche nicht unter besonderem Banner zogen, wurden unter der St. Georgen- und St. Marienfahne gesammelt. Außerdem führte jede Landschaft und größere Stadt Preußens ihr Banner. — Der Transport von Geschützen durch die Wildniß war nicht leicht, doch nahm man bei größeren Zügen einige Standbogen und zuweilen einen Tummler mit, im Jahr 1381 zum erstenmal Bombarden, diese nicht nur zur Belagerung, auch für das Treffen, wo sie eiserne Pfeile schossen.

Traurig wie die Landschaft war die Arbeit des Heereszuges, denn er hatte in der Regel keinen kriegerischen Zweck als Beute und Verwüstung, und keinen politischen Zweck, als die Wunden in Litauen offen zu halten und eine Versöhnung des Volkes mit der Christenheit zu verhindern. War der Zug nicht verrathen, so wurden eine Anzahl Dörfer verwüstet, bevor die Feinde sich sammelten. Kam man vor die erste Burg der Litauer, dann wurden die Banner des Ordens und der Gäste auf eine Höhe gepflanzt, wo sie von Morgen bis Mittag trotzig zu wehen hatten; dann ertheilte der vornehmste Ritter der Kreuzfahrer vielen Knappen den Ehrenschlag. Sammelten sich die Feinde, so suchte man sie zu werfen, vor allem aber nicht den Rückweg und nicht die Beute zu verlieren.

Im Jahr 1304 begannen diese unrühmlichen „Reisen" für Kreuzgäste, und sie wurden leider wegen Zügellosigkeit der kreuzfahrenden Haufen übel berüchtigt. Was die heiligen Fahrer sich gegen die Heiden erlaubten, das dürfen wir aus den Klagen der christlichen Polen nach dem Einfall der Kreuzheere in den Jahren 1329 bis 1332 schließen. Dort plünderten sie auch christliche Kirchen, entwendeten die Gefäße und Bücher, trieben Spott mit dem Heiligthum, und sie thaten was in jener wilden Landschaft laute Klagen aufregte, sie entehrten Frauen und rissen ihnen die Kleider vom Leibe, so daß diese nach Aussage der empörten Zeugen um die Trümmer der niedergebrannten Kirche saßen, „entblößt wie der Finger an der Hand." Schon im Jahre 1343 erhob sich die Klage in der Christenheit, daß der Orden dem König von Litauen und seinem Volk die Taufe verweigert habe, und es sei in den Grenzlanden wohl bekannt, daß der Orden sogar seine Leibeigenen verhindere Christen zu werden, wie flehentlich diese darum bäten, weil er von ihnen eine Heidensteuer beziehe, die er nicht aufgeben wolle.

Der ehrliche Sinn der Deutschen aber war durch diese

Carricaturen der alten Kreuzfahrten nicht mehr zu täuschen. „Selten freut sich ein kluger Mann,“ schrieb nach dem Jahr 1350 Heinrich der Teichner, „über die Preußenreisen. Für die Jungfrau Maria fährt der Herr in die Fremde und läßt daheim seine Leute unter der Herrschaft Ruchloser; bessere That wäre, er nähme einen Strick, diese an eine Weide zu hängen, es giebt Heiden genug unter uns, welche die armen Leute quälen. Und brächten die Ritter noch gute Sitten, neue Tugend und gutes Recht in das Land zurück; aber sie bringen nichts, nur das Geld tragen sie fort von uns in die Heidenschaft; hat einer sein Leben vergeudet, so will er zuletzt seine Sünden büßen durch solche Fahrt, die ihm keinen Segen schafft.“*)

Anders freilich sah die Kreuzfahrten an, wer selbst unter die zahlreichen Begehrlichen gehörte, die für sich Vortheil hofften, wie Herolde und Spielleute, Spruchsprecher und Sänger. Ein solcher Gesell wird hier als Zeuge vorgeladen, es ist Peter mit dem Beinamen Suchdenwirth, der nach 1350 in nachlässigen Versen die Ritterthaten solcher Helden feierte, an die er kommen konnte, und der seinem poetischen Bericht gern ein Lob ihrer Tugenden und eine Beschreibung ihres Wappens anhing. Er ist ausgezeichnetes Exemplar einer besonderen Klasse von Leuten, welche bis zum dreißigjährigen Kriege Hoffeierlichkeiten, Ritterspiele und Schützenfeste besingen. Wie elend ihre Reimereien in der Regel sind, wir verdanken ihnen doch vieles Detail über Sitte und Brauch des Kreises, in welchem sie als helfende Ordner und redefertige Diener thätig waren. Unter den Kreuzfahrten vornehmer Gönner, welche Peter in Versen beschrieben hat, wird hier der Zug Herzog Albrecht's von Oesterreich vom Jahr 1377 seinem Inhalt nach mitgetheilt, er ist vom Dichter mit besonderer Sorgfalt präconisirt. Peter erzählt in seinem Gedicht von Herzog Albrecht's Ritterschaft folgendermaßen.

*) Scriptt. rer. Pruss. II. 170 ss.

„Im Jahr Christi 1377 hob sich der tugendliche Herzog Albrecht von Oesterreich zur Fahrt gen Preußen, um Ritter zu werden, denn ihm däuchte mit Recht, daß ihm das Gold des Ritters besser zieme als das Silber des Knappen. In seinem Heere ritten fünf Grafen, fünfzig Dienstmannen, viele Ritter und Edelknechte. Zu Laa an der Thaja sammelte sich die Schaar, nie sah man so vieles Volk so wohl gewappnet und beritten, die Ritter hatten sich auf das herrlichste geschmückt mit Rossen und reicher Kleidung. Von da zog das Heer ohne Frevel zu üben durch Stadt und Land bis nach Breslau. Dort lud der Herzog schöne Frauen in das Schloß, sie kamen geschmückt wie Anger und Wald im Maien, man sah dort viel Scherz, Tanz und Lachen von den feinen Frauen. Von da zog man fürbaß in Ehren bis zu der Stadt Thorn im Preußenland. Dort bat man dem edlen Fürsten wieder die Frauen zu Gaste. Man sah dort rothen Mund und Wangen glänzen, schönen Schmuck von Perlen, Borten, Spangen, von Kronen, Kopfbinden und Kränzen und manchen Tanz in Sitte und Ehren. Von da wandte sich das Heer gen Marienburg, wo im Schloß der Meister Winrich von Kniprode saß. Der edle Herr erwies dem Fürsten und den Seinen hohe Ehre, freigebig bot man guten Trank und reiche Kost. Darnach zog man nach Königsberg, dort eilten die Herren um die Wette die Gäste zu laden, es wurde in höfischer Weise wohl gelebt, zuletzt kam die Reihe an den edlen Herzog, er gab das Mahl auf dem Schlosse. Vor jedem Gange der Mahlzeit wurde mit Posaunen und Pfeifen geblasen, es war Ueberfluß an gewürzten und vergoldeten Gerichten, an Gebackenem und Gebratenem, und wurde dazu welscher und österreichischer Wein und klarer Reifal in goldenen und silbernen Gefäßen geschenkt. Vor dem Ende des Mahles gedachte der Fürst milder Gabe, wie ihm geziemte; man trug silberne und goldene Becher als Ehrengeschenk auf; die goldenen erhielten zwei Ritter und ein edler Knecht, die

nach Wappenrecht zu den besten ihres Landes gehörten, ein Holsteiner, ein Hesse und ein Pole. Außer ihnen empfingen die Herolde und die fahrenden Leute ihre Becherlein; „leert sie," rief man ihnen zu. „Gott vergelt' es;" auch ich erhielt mein Theil. Darauf wurde zehn Tage lang gerastet und viel Hof gehalten. Auch der Meister gab nach dem alten Brauch das Hochmahl auf dem Saale zu Königsberg. Als man den Ehrentisch besetzte, erhielt Konrad von Chrey, Hauptmann des österreichischen Kriegsvolks, die Ecke oben, wie er es denn in manchem Land durch edle Ritterthat verdient hatte.

Darauf gebot man eine Reise in die Litau, denn darum waren wir aus fernem Lande gekommen. Der Marschall und die Führer verordneten, jeder mußte sich auf reichlich drei Wochen mit Kost versorgen, die auf Pferden und Schiffen fortgebracht werden sollte. Man sparte kein Geld und kaufte ein mehr als Noth war. Da brach der Meister auf und begann die Fahrt zu Ehren dem Oesterreicher und der Gottesmutter. Das Heer zog durch Samland vor Insterburg an die Suppe (Szeszuppa), dort schlug man vier Brücken über das Wasser, welches die Tiefe eines ganzen Speeres hat, auf jeder Brücke drängte sich das Heer herüber und zog von da bis an die Memel. Dies ist ein Wasser von der Breite eines Bogenschusses, da stieg man auf die Schiffe, von denen 610 bereit waren. Die Schiffer hatten schwere Arbeit von Mittag bis zur Vesperzeit, um mehr als 30,000 Menschen überzusetzen und zu schwemmen. Dort ertranken nicht mehr von dem Heere als drei Pferde und ein Knecht, die ließen wir dem Wasser zur Letze (Scheidetrunk).

Das Heer war eifrig an die Heiden zu kommen, und es waren da wol tausend Mann, welche mit den Aexten den Weg räumten durch die Hecken in der Wildniß, es ging über Graben und Feld, durch tiefes Wasser, Bruch und Bach; in Ungarn ist man auf ebener Haide nicht so böse Fahrt gewöhnt. Großes Leid that uns Moos und Moor. Das Heer

zog quer durch die Wustung, man saß auf und stieg ab, zog hin und her, bald mußte das Roß hohe Sprünge machen, dann mußte man durchschlüpfen und sich bücken, die Aeste hielten manchen an seinem Kragen fest, der Wind hatte viele große Bäume niedergerissen, und wir mußten mit Gewalt über die Baumstämme, ob es wohl oder weh that. In dem Gedränge hörte man oft den Schrei: „die Preußen überfallen uns;“ Pferde und Saumthiere, die mit Kost und Getränk beladen waren, wurden vorwärts gezerrt, mancher ward wund, den man zu sehr quetschte, Knie und Bein wurden verstaucht. Da hörte Spaß und Lachen auf, auch die Pferde wurden sehr verstaucht und manches mußte hinken.

So sank der Tag, die Nacht nahte und man mußte auf Herberge denken, aber gutes Gemach war dort nicht zu finden, die Pferde hatten nur Gras zu fressen. So verbrachte man die Nacht, am Morgen früh aber eilte man fröhlich in das Land der Heiden, man trieb die Rosse und rannte. Zuvorderst die Rennfahne Ragnit, nach Landessitte, darauf folgte St. Georg's Fähnel, dann das Panier von Steierland, dann die reich gezierte Fahne des Meisters, dabei das Banner von Oesterreich. Viele Banner flederten in den Lüften; die stolzen Helden führten Kränze und Straußenfedern auf ihren Helmen, wer einer edlen Frau in Minnedienst gesellt war, dem hatte ihre Gunst Kleinode von Gold, Silber, Edelstein und Perlen geschenkt, die glänzten auf den Eisenhauben hell gegen die Sonne.

So führte das Heer die werthen Gäste in das Land, welches Samaiten heißt: aber als ungebetene Gäste kamen sie zu der Hochzeit. Dort bei einem Dorfe begann der erste Tanz mit den Heiden, es blieben ihrer wol sechzig tot, das Dorf wurde angesteckt, daß es hoch in die Lüfte brannte. Da zog der Graf Hermann von Cilly das Schwert aus seiner Scheide, schwenkte es in den Lüften und sprach zu Herzog Albrecht: „Besser Ritter denne Knecht,“ und schlug ihm den ehrenreichen Schlag. An demselben Tage wurden 74 Ritter

gemacht; der Fürst nahm jetzt sein Schwert und schlug Ritter, so oft man das von ihm begehrte, der edlen Christenheit und Maria, der reinen Magd, zu Ehren. Darauf begann das Heer in dem Lande auf und ab zu verheeren. Den Christen gab Gott das Glück, daß die Heiden ungewarnt waren. Die Heiden büßten das, denn ritterlich jagte man ihnen nach, man fing, man stach und schlug; was ihnen weh that, das that uns wohl. Das Land war voll von Menschen und Gut, wir hatten unsere Lust daran, es war den Christen Gewinn, den Heiden Verlust. Da war frohe Zeit.

Das Heer schlug sich auf ein Feld, schöne Zelte wurden aufgerichtet, Banner dazu gesteckt von der Herrschaft und den Ländern, daß sich alle daran erkannten, die zu dem Heere gehörten. Die Heiden gaben in der Nacht keine Ruh, sie liefen gegen das Heer mit scharfen Waffen, sie stachen, schlugen und schossen; die Christen verdroß das, sie trieben die Feinde ab, aber die Heiden kehrten wieder und schrieen mit lauter Stimme wilden Thieren gleich, stachen nach den Leuten, schossen die Rosse und flohen dann wieder auf das Moos. Das trieben sie die ganze Nacht. Als es Tag wurde und ein Mann den andern erkannte, brach das Heer auf und zündete das Lager an, daß es hoch in die Luft brannte; da ließ der Heermarschall in Preußenland, Gottfried von Linden, stille halten, bis jedermann mit ganzer Wehr zu seinem Banner gekommen war, und theilte das Heer zum Ritt durch das Land in sieben Schaaren. Die Heiden aber schrieen sehr in dem Busch und es ging ihnen übel, denn man schlug viele von ihnen zu Tode; Weiber und Kinder wurden gefangen, es war ein spaßhaftes Hofgesinde, da sah man viele Weiber, die zwei Kinder an ihren Leib gebunden hatten, eins vorn und eins hinten, barfuß kamen sie auf einem Pferde angeritten. Den gefangenen Heiden band man die Hände zusammen, so führte man sie am Strick gleich Jagdhunden. Wenn das Heer sich niederließ, brachten die Preußen eine Menge Gänse, Hühner, Schafe,

Kühe, Pferde, Hausrath und viel Honig, das war ihrem Herzen Freude wie ein Osterspiel.

Der Marschall und der Meister mit dem Kriegsrath vermieden den Schaden der früheren Rast und befahlen, daß man jede Nacht um das Heer einen starken Zaun mache, mit Schildwacht und Wehr besetze; seitdem konnten wir ohne Sorge schlafen und die Heiden liefen uns in der Nacht nicht mehr an.

Am dritten Tag kam das Heer fröhlich in ein anderes Land, Rossienien. Dort wurde verwüstet, gebrannt und erschlagen in Haide und Busch, gerade wie man Füchse und Hasen jagt. Konrad von Schweinwart errannte den Hauptmann der Heiden und stach ihm den Speer durch den Leib. Die Heiden suchten ihren Vortheil im Walde, im Gebüsch und auf dem Moos. Denn wer sich verrannte, dem fiel sein Pferd bis an den Sattel in den Bruch. „Herab, herab," schrieen dann die Unsern mit lauter Stimme, denn die Heiden lauerten darauf, daß sich die Reiter in den Sumpf verirren würden. Aber man war ihnen zu klug, ritt nicht weiter und lagerte sogleich.

Da bat Graf Hermann von Cilly den Fürsten von Oesterreich und alle neuen Ritter zu einem Abendessen, 82 neue Ritter saßen am Tische und man trug ihnen neun Herreneſſen auf. Die Kost hatte der Wirth mit sich gebracht, und fern war der Markt, wo er sie gekauft hatte, denn es war ein Hirsch dabei, der wol zweihundert Meilen davon an der Wieden erjagt war, der wurde dort von der Ritterschaft verzehrt, und nichts anderes trank man bei dem Mahle als unsern Wippacher, Lutenberger und Reifal. Als das Mahl zu Ende ging, ritt noch mancher Ritter auf Abenteuer aus. Von den brennenden Dörfern und den Trümmerhaufen stieg in dem Lande so großer Dampf auf, daß niemand in die Ferne sehen konnte. Acht Tage blieb man im Lande und 108 erhielten den Ritterschlag. Das Heer aber verwüstete drei ganze Länder.

Da brach schlechtes Wetter auf uns ein, Wind, Regen und Hagel überkam uns mit großem Frost, drei Tage und Nächte

goß es in uns, die Kost verdarb, der Harnisch rostete, so kalt wurde es, daß die Pferde bei Nacht zitterten und weder Laub noch Gras fraßen Da zogen wir aus dem Land, aus Sumpf und Graben, Bruch und Sand, und eilten der Memel zu. Als wir an das breite Wasser kamen, riefen wir: „Maria, reine Maid, hilf uns mit Glück an's Land herüber." Dicht war um die Schiffe das Röhricht, tiefer Sand und Morast; der eine schwamm, der andere fuhr, bis uns Gott vom Himmelreich gnädig herüberhalf. Der Herzog bestieg ein Schiff und wurde durch den Wind nach Königsberg getrieben; die nach ihm fuhren, waren kaum eine Meile im Wasser, da schlug der Wind gewaltig um auf das kurische Haff zu, daß mancher meinte, es würde sein Grab in der See werden. Das Heer aber zog zu Lande, die Pferde waren verschlagen, schwach, müde, drusig, das Rennen verging den Reitern. Wir zogen durch eine Wildniß, sie heißt der Grauden, nie ritt ich so schlechte Fahrt; wenn das Pferd bis an den Sattel in Letten und tiefem Moor stand, dann lag vor ihm ein großer Bach und der Reiter trieb mit Sporen und Geschrei, es mußte in der Noth hinüber, und wenn es ihm das Leben kostete.

Es war uns eilig nach Königsberg zu kommen, dort hatten wir Ruhe und gutes Gemach. Der Herzog sandte an zehn Ritter und edle Knechte goldne Becher und silberne Schalen, darin viele Gulden als Ehrensold. Der Meister und der Orden dankten dem von Oesterreich, daß er mit solcher Zucht in ihrem Heere gereist war, denn nie ward eine Wehr entblößt in Zorn und Unbescheidenheit. Darauf ließ man überall zu Königsberg laut ausrufen, wem der Hof etwas schuldig sei, der möge kommen, man werde ihn bezahlen. Darnach zog man heimwärts; zu Riesenburg kam dem Fürsten eine Botschaft, seine schöne Frau wäre von einem Knaben entbunden, das war dem Herzog große Freude, denn es war sein erstes Kind. — Darauf zog man nach Schweidnitz zu der Herzogin, die vom Stamme Oesterreich geboren war; die edle Fürstin

hatte viel Mägde und Frauen von edler Geburt, diese erwiesen sich sehr freundlich und man lebte drei Tage in Freuden. Die Fürstin aber gab jedem was er bedurfte, ganz reichlich, man durfte nicht ein Ei kaufen. Dreizehn Rosse schenkte die Herzogin und sechzehn Stücke Goldstoff, ihr Name Agnes steht im Buch der Frau Ehre verzeichnet. Von da zogen wir durch Polen (Oberschlesien) und Mähren nach Oesterreich.

Jedem Edlen aber gebe ich den Rath, daß er sich St. Georg zum Gesellen nehme und an die Worte denke: „Besser Ritter denne Knecht." Dann wird sein Name mit Lob geziert. Mit Treue rath' ich's, Suchenwirt."

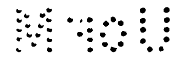
Soweit der Spruchsprecher. — Aber diese getünchte Herrlichkeit des absterbenden Ritterthums verdeckte nicht lange die unheilbare Krankheit des Ordens. Längst war der Gehorsam verschwunden, vergebens bemühten sich strenge Gebietiger die Regel einzuschärfen. In ihren Comthureien saßen die Brüder als große genießende Herren, zuweilen als Tyrannen. Die Städte und die deutschen Grundbesitzer des Landes empfanden allmählich, daß der Orden sie niederhielt um über sie zu herrschen. So lange der Orden, im Kampfe überlegen, an einer Heidengrenze befahl, trugen sie auch seine Härten. Aber der Tag kam, wo er nicht länger verhindern konnte, daß die Litauer Christen wurden. Seitdem war sein Untergang entschieden. Jetzt ging das Interesse der Kirche und der Christenheit nicht mehr gegen die slavischen Nachbarn, die Kreuzfahrten mußten aufhören, Litauer und Polen drangen vereint gegen die Ordensgrenzen. Die unzufriedenen Stände des Landes suchten Hilfe gegen den Orden in einem großen Bunde, den sie mit einander schlossen, endlich sogar bei den polnischen Nachbarn. Eine unglückliche Schlacht brach die unterwühlte Macht des Ordens für immer, er siechte seitdem in Geldnoth und Zuchtlosigkeit dahin. Er verlor die Verbindung mit Deutschland, die deutsche Stadt Danzig und das Weichselgebiet kamen mit ihrem guten Willen unter polnische Herrschaft, die den Hansen

und Ständen erträglicher däuchte als das kraftlose und verdorbene Regiment des Ordens; er verlor den Zusammenhang mit seinem Landmeister in Livland, auch Ostpreußen mußte er von der Krone Polen zu Lehn nehmen. Als die Reformation anfing, wurde er in Preußen als abgestorben säcularisirt.

Erst der Friede von Oliva befreite Ostpreußen von der Lehnshoheit Polens, erst unter Friedrich dem Großen wurde das Weichselland wieder preußisch, und die Hansestadt Danzig, noch einmal verloren, wurde erst in diesem Jahrhundert mit Preußen, das alte Ordensland erst in der neuesten Zeit mit Deutschland verbunden.

Aber noch in dem letzten Jahrhundert, in welchem der Orden kraftlos dauerte, erhielt sich im Orden und bei den Hansen von Lübeck und Bremen eine freundliche Erinnerung an den alten Zusammenhang. Man nahm an, daß Lübecker und Bremer ein gewisses Hausrecht im Orden hätten. Im Jahr 1445 forderte der Bürgermeister Kollmann aus Lübeck — keiner von den Geschlechtern — für seinen Sohn Aufnahme. Und eine niederdeutsche Inschrift am Rathhause von Bremen bezeichnete ergötzlich die Stimmung, mit welcher der Hanse damals den Orden ansah:

Viele Christen sind von großer Hitze krank geworden;
Das gab eine Ursache dem ritterlichen deutschen Orden,
Der von den Bremern und Lübischen zuerst anfängt,
Darnach hat sich der Adel auch mit angehängt. —
Und niemand soll gestattet werden in den Orden,
Als der von Adel geboren, er sei groß oder klein,
Ausgenommen Bürger von Bremen und Lübeck allein.



7.

Besiedelung des Ostens.

Vom Bord der Hansen.

Wer mit seinen Waarenballen in häufiger Todesgefahr dahinfuhr auf unsicherer Königstraße oder über die wilde See, der mußte Aussicht auf großen Gewinn haben, um das Wagniß solcher Reise auf sich zu nehmen. Und wer seinen Vortheil verfolgte unter räuberischen Landsleuten oder fremdländischen Heiden und unter dem Haß und Neid anderer Kaufleute, die auf denselben Wegen fuhren, dem gedieh nicht wohlwollende Rücksicht auf den Vortheil Anderer und Geduld bei der Concurrenz seiner Genossen. Der Kaufmann des Mittelalters war im Geschäft ein sehr eigensüchtiger und harter Mann, der vor allem trachtete, sich allein die Früchte seiner Anstrengung zu sichern, durch Privilegien, die er kaufte, durch Feindschaft, die er gegen Mitbewerber aufregte, ja durch Bedrückung seiner eigenen Stadtbürger, denen er die Waaren der Fremden nur durch seine Hand gewähren wollte. Wo seine eigene Kraft nicht ausreichte, band er sich mit Schwurgenossen, aber auch dieser Verband suchte zuerst Vorrecht und Privilegium und wußte seine Stadt oder einen Bund von Städten zu bestimmen, daß sie seine Handelsinteressen vertraten, Flotten rüsteten und Krieg führten, damit die Gesellschaft den besten Markt behielte. Und der Kaufmann sah wahrscheinlich gleichgiltig auf Gewaltthat und vergossenes Blut, wenn es seinem Geschäft Nutzen brachte.

Und doch hat dieser harte und abschließende Egoismus

des Kaufmanns die europäische Völkerfamilie des Mittelalters zuerst aus Isolirung und Barbarei herausgehoben, er hat, wo er hinkam, überall höhere Cultur verbreitet, er hat die Räuber der Landstraße und die Räuber der See bekämpft, er hat das Beute- und Strandrecht im Binnenlande und an den Küsten durch Krieg und Verträge vernichtet, hat blühende Städte geschaffen an ödem Strande und auf unwirthlicher Haide, hat das Christenthum und die Bildung seiner Zeit mit den Bedürfnissen, die er aufregte und befriedigte, in ferne Länder getragen, er hat zuerst die Völker der Erde zu einer großen Einheit verbunden, und er, der so gefügig gegen starke Uebermacht und so unduldsam gegen seine deutschen Rivalen war, hat die Ehre seiner Nation, die Ueberlegenheit deutschen Wesens, ja sogar den Umfang und die Grenzen des Reichs bewacht und erweitert in einer Zeit, in welcher Kaiser, Fürsten und Ritterschaft nicht im Stande waren nach großer Politik zu handeln.

Denn dieselbe Thätigkeit des Kaufmanns, welche so leicht selbstsüchtig macht, ist zugleich mehr als jede andere auf die Güte menschlicher Natur berechnet. Sie ist unmöglich ohne ein großartiges Vertrauen, welches der Kaufmann Anderen gewährt, nicht nur den Leuten, die er selbst im Dienste hat, auch den Fremden, nicht den Christen allein, auch Heiden. Die Redlichkeit, welche eine eingegangene Verpflichtung völlig und ganz erfüllt, auch wenn sie einmal ein Opfer kostet, ist dem Handel in jedem Stadium seiner Entwicklung unentbehrlich; und gerade deshalb, weil der Handel Treue und Rechtschaffenheit im Verkehr zum besten Vortheil macht, schafft er gesunde und dauerhafte Verbindung der Menschen. Man staunt vor dem geschäftlichen Treiben des Mittelalters über die Größe des Vertrauens und die Festigkeit der Verbindungen in einer Zeit, wo das Pflichtgefühl so viel kleiner war als jetzt und die Begehrlichkeit so viel größer, wo Gut und Geld des Kaufmanns die poetische Sehnsucht von Millionen waren und die An-

eignung fremden Gutes für ein kleines Unrecht, ja vielleicht für ein rühmliches Wagniß galt. Es ist wahr, der Credit wurde nicht so leicht und sorglos bewilligt wie jetzt; wenn der Kaufmann in fremder Stadt verkaufte, so suchte er am liebsten Waare gegen Waare oder gegen baares Geld umzusetzen, und wenn er Credit gab, forderte er eine Sicherheit in notarieller Urkunde, indem er das Geschäft in das Rathsbuch der Stadt eintragen ließ und von dem Käufer Bürgen verlangte; aber unter diesen vorsichtigen Formen bestand, trotz Argwohn und häufigem Betrug, als Regel doch ein gutes Vertrauen, daß der Andere das geschlossene Geschäft, Handschlag und gemeinsamen Trunk ehren werde. Jeder ansehnlichen Stadt war vortheilhaft ihren Fabrikaten dadurch guten Absatz zu verschaffen, daß sie dieselben von sicheren Leuten prüfen und bezeichnen ließ, und der Ring, womit der Barchent von Ulm gezeichnet war, oder die Hausmarke eines großen flamländischen Webers galten auf allen Handelscontoren Europa's als Gewähr für die Güte der Waare. Wenn das Schiff eines Hansen fremden Strand anlief, wo Heidenvölker wohnten, und der Kaufherr das Wohlwollen eines Häuptlings gewann für den Tauschhandel, den er in einer Strandhütte einrichtete, dann mußte er dem Heiden Leib und Gut anvertrauen, und wenn er mit den Jägern und Zeidlern des Volkes eine Lieferung von Fellen, Wachs und Honig besprach für die nächste Schifffahrt, so mußten beide Theile ein ganzes Jahr lang die Zuversicht haben, daß der andere zur bestimmten Sommerzeit die Fahrt nach der Küste machen werde. Und überall, wo der Handel auf gebahnten Straßen ging, hatte dies geschäftliche Zutrauen sehr früh bestimmte Formen gewonnen. Die Geldanweisungen auf befreundete Häuser waren nirgend zu entbehren, seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts wird auch die Uebertragung dieser Anweisungen auf Dritte und die Bürgschaft Dritter durch angehängte Siegel in Deutschland gebräuchlich.

Die Kreuzzüge hatten zahllose Erfindungen und Genüsse des Südens zu einem deutschen Bedürfniß gemacht, die Küsten des Mittelmeers, der große Markt Constantinopel und die Handelsstädte der Italiener waren dem bewanderten Deutschen vertrauter als manche Landschaften des römischen Reiches. Wagelust und Unternehmungsgeist waren hoch gesteigert. Von den Kreuzzügen beginnt der großartige Aufschwung des deutschen Verkehrs.

Bis zur Gegenwart hat der deutsche Handel — das Culturverhältniß der Zeiten gerechnet — die Höhe, zu der er im letzten Jahrhundert vor der Reformation erblüht war, nicht wieder erreicht, fast der gesammte Landhandel nach der Welt des Ostens und beide Nordmeere bis über die holländische Küste standen damals unter Herrschaft des deutschen Kaufmanns, der in den großen Marktstädten Mitteldeutschlands, in Magdeburg und Erfurt, in Halle und Leipzig, die Waaren des Nordens und Südens tauschte.

Aber auf keinem Gebiet irdischer Interessen wird der Unterschied zwischen Oberdeutschen und Niederdeutschen so bemerkbar, als in der Thätigkeit, welche nationale Schranken mehr als jede andere durchbricht. Mittelmeer und Nordmeer, Landhandel und Seehandel, Fabrikant und Kaufmann, Goldwährung und Silberwährung stehn im Verkehr der Ober- und Niederdeutschen gegen einander. Die großen Binnenmärkte Ulm, Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg, Mainz, Regensburg, Frankfurt kaufen zumeist von Gegenden, in welchen der Himmel milder, der Verkehr reicher entwickelt, die Cultur älter ist, bei ihnen gewinnt der Handel zuerst fast moderne Formen in fester Verbindung mit großen fremdländischen Geschäften; dort zieht mit Waaren und zierlicher Arbeit des Südens auch Kunstgeschmack, einige Wissenschaft und verfeinerter Lebensgenuß in das Land, der süddeutsche Kaufmann läßt einen Sohn oder Verwandten in Italien oder Frankreich Recht und Medicin studiren, und der gelehrte

Jurist, der Arzt und Apotheker werden zu den Patriciern der Stadt gerechnet; der Kaufmann ist oft selbst Weber, und auf der Fabrikation der verschiedenen Stoffe, welche die Innungen seiner Stadt in besonderer Güte verfertigen, beruht die Größe seines Geschäfts. Ein Nürnberger Geschlechter richtet 1390 die erste Papierfabrik in Deutschland ein, ein anderer zu Mainz erfindet fünfzig Jahr später die Kunst, dies Papier zu bedrucken. Durch viele geschäftliche Verbindungen sind die hochdeutschen Kaufleute mit großen Fürsten oder dem Königshofe vertraut, und erhalten ein persönliches und Parteiinteresse bei den inneren Händeln des Reiches. Die französischen Moden, welche schon damals den feinen Mann beherrschen, werden zuerst von den Geschlechtern aufgenommen, und ebenso wie das Ritterthum in Süddeutschland sich höfischer entwickelt hat, so zeigen auch die reichen Stadtbürger ein modisches und zuweilen fremdländisches Wesen. Jede Stadt im Süden hat ferner so eigenthümliche Handelsinteressen, daß sie denen ihrer Nachbarn fast immer abgeneigt oder gefährlich sind; die Städte vereinigen sich einmal zu Bünden, weil die Unsicherheit der Landstraßen als gemeinsames Leiden gefühlt wird; aber es sind Vertheidigungsbündnisse gegen Fürsten und Vasallen, nicht Verträge zu gemeinsamem Handel, und sie haben geringe Dauer, jede Stadt erstarkt für sich allein, in bewußtem Gegensatz zu den andern.

Weit anders da, wo die niederdeutsche Sprache altheimisch oder durch sächsische Colonisten eingebürgert ist. Dort bleibt bis tief in das Land in der Altmark, in Westphalen, in dem großen Cöln das Interesse vorzugsweise nach den Nordmeeren gerichtet, der lohnendste Handel wird zu Schiffe geführt, auch die Kaufleute kleinerer Landstädte betheiligen sich als Rheder und Befrachtende an der Seefahrt. Der Kaufmann und seine Diener sind lange Zeit selbst die Reisenden, sie sind vorzugsweise die Städtegründer, bewaffnete Kämpfer vom Schiffsbord, oft wagelustige Abenteurer, welche Haus und

Heimat leicht mit der Fremde vertauschen. Viel alterthümliche und rauhe Sitte erhält sich im Verkehr mit Nordmannen und Heiden. Auch der niederdeutsche Kaufmann ist Fabrikant, zumal am Unterrhein wurzelt das früheste Gedeihen des Seehandels auf dem Export heimischer Arbeiten; aber in den größten Städten der Sachsen ist die Fabrikation weit weniger wichtig als die Lebensmittel, Rohstoffe und Waaren der Fremde. Und der Gewinn dieser Waaren ist mit Wagniß und Gefahr verbunden, welche die stärkste Manneskraft in Anspruch nehmen und einen trotzigen, herrischen und ehernen Willen aufziehen. Die große Verbindung der Hansa reicht fast genau so weit als die niederdeutsche Sprache, sie ist eine Verbindung vieler Städte zu gemeinsamem Handel in der Fremde, nicht zur Vertheidigung, sondern zur Eroberung.

Ein Unterschied war auch in der Geldwährung. Wer damals Kaufmannschaft trieb, mußte geübt sein den Werth des Geldes zu berechnen. Der Zerfall des Reiches wurde jedem bemerkbar, der bei einer Reise das Silbergeld der verschiedenen Landschaften und Städte betrachtete. Die Kaiser hatten ihr altes Münzrecht den Reichsstädten und Landesherren verkauft, die Landesherren wieder ihren größeren Landstädten, es kam vor, daß eine größere Stadt die Münze in einer kleineren erworben hatte. Das Münzamt war an vielen Orten in erblichen Besitz reicher Familien gekommen, die zahllosen Münzstätten, die Verschiedenheiten der Metallgewichte, welche zu Grunde lagen, die Mannigfaltigkeit der alten Namen und Werthe an stadtüblichen Verkehrsmünzen hätten hingereicht die größte Ungleichheit hervorzubringen, der Eigennutz that das übrige. Da schlechter ausgebrachte Münze immer die bessere einer Landschaft verdrängte, so wurden auch gewissenhafte Stadtgemeinden gezwungen allmählich schlechter an Schrot und Korn zu prägen; war die Verwirrung zu groß geworden, dann wurde wol einmal ein untreuer Münzmeister beim Kopf genommen, oder wenn der vornehme Mann ver-

stand die Schande auf einen seiner Knechte abzuleiten, ein Münzknecht verbrannt. Oder es wurden neue Bestimmungen getroffen und ein neuer Münzfuß eingeführt, der sich eben so wenig behauptete. Es war der beste Vortheil des Großhandels, daß er nach verhältnißmäßig fester Goldwährung rechnete. Grundlage war für Mitteleuropa die cölnische Mark gewesen, nach ihr hatten zuerst die Florentiner ihr Guldein geschlagen, darauf die Venetianer ihren Ducaten, dann Ungarn, Böhmen, die rheinischen Kirchenfürsten ihren Gulden. Auch bei diesen Goldstücken stand Schrot und Korn nicht ganz fest, doch waren sie im Durchschnitt bis nach 1400 dem Goldwerth unseres Ducaten fast gleich. Aber das Silber hatte damals im Verhältniß zum Golde etwa ein Drittheil höheren Werth als jetzt (1 Pfund Gold damals gleich c. 11 Pfund Silber).

Mit dieser Goldwährung handelte der hochdeutsche Kaufmann fast über die ganze bekannte Erde: die Fische des Asow'schen Meeres bezog er über Lemberg, feine Rüstungen und kostbare Seidenstoffe aus Constantinopel, Perlen, cyprische Weine, Gold- und Silberwaaren über Venedig und Genua, die zahllosen Producte der Mittelmeerländer, Oel, Mandeln und Reis, Feigen und Rosinen, nicht nur über Italien, auch aus Barcelona über Avignon. Und er tauschte die Waaren des Südens und die Arbeiten der heimischen Schmiede und Goldarbeiter zu Brügge und Maastricht mit feinen Wollstoffen aus Flandern.

Auch dem Kaufmann der Hansa diente die Goldwährung, wenn er seine Schiffe nach Portugal oder an die französische Westküste sandte, und wenn er sich mit seinen Handelsfreunden am Rhein und in Süddeutschland berechnete. Aber der größte Theil seiner Geschäfte wurde mit Silber gemacht, das Pfund und die Mark, ursprünglich ein halbes Pfund Silber, waren zu Rechnungsmünzen geworden, deren Werth fast in jeder Stadt und jedem Jahrzehnt ein anderer wurde. Dem Hansen machte die unablässige Verschlechterung des Geldes

viel zu schaffen, sie brachte in seinen Handel den größten, fast unberechenbaren Gewinn und Verlust, denn in jeder Stadt war der Curs fremden Silbergeldes ein anderer, häufig wechselnder; aber er konnte die kleinen Silberstücke bei seinem Verkehr mit armen Völkern nicht entbehren, und er kaufte in seinem Contor zu Nowgorod Pelzwerk, Wachs, Häute des Ostens, in Gotland die Fische und Felle des Nordens und verkaufte in seinem Stahlhofe in London Getreide, weiße Falken, Hermelin, Heringe und Seehundspeck aus der Ostsee gegen Pfund, Mark und Schillinge.

So allmählich entstand der Bund der Hansastädte, daß wir seinen Anfang gar nicht wissen; auch der Name erscheint gelegentlich, er bezeichnet ursprünglich ebenso wie das Wort Innung, die Steuer, welche sich die Genossen auflegten. Zuerst verbanden sich einzelne Städte am Niederrhein und wieder an der West- und Ostsee zu gemeinsamer Verfolgung ihres Vortheils in England, auf Gotland, am Ilmensee, andere schlossen sich allmählich an, lange banden sich kleinere Gruppen durch Verträge, bis die Bünde im Westen und Osten zusammenflossen. Doch nicht jede größere Stadt schloß jeden wichtigen Vertrag; in den ältesten Freibriefen, welche fremde Könige den Hansen zutheilten, fehlt bald Hamburg, bald Bremen.

Auch innerhalb des Hansabundes bestanden dauernde Gegensätze, außer den landschaftlichen die größeren zwischen dem Handel des Niederrheins, welcher vorzugsweise auf den Fabrikaten der Landschaft beruhte, und zwischen den Interessen der wendischen und preußischen Städte, welche vorzugsweise Kaufmannschaft durch Einfuhr und Ausfuhr fremder Waaren trieben. Von Cöln und seinen Nachbarn begann die Hansa, aber die wendischen Seeplätze erhielten das Uebergewicht, das junge Lübeck wurde Haupt, und die Cölner verharrten im Bunde in einer stolzen Opposition und erregten die Unzufriedenheit der anderen durch eigenmächtigen und herrischen

Abschluß von Verträgen, in denen sie Begünstigung vor den Bundesgenossen suchten.

So hatten seit zwei Jahrhunderten Verbindungen der Hansen in vielen Fällen bestanden, bis 1367 zu Cöln die Städte einen großen Bund gegen König Waldemar von Dänemark schlossen und drei Jahre ihren glorreichsten Krieg führten. Seitdem gaben sie sich eine Ordnung und theilten den Bund in Quartiere.*) Aber auch von da wechselte die Zahl der Mitglieder unablässig, kleinere Städte schieden aus, neue, die heraufkamen, traten ein, zuweilen gerieth eine Stadt oder eine ganze Gruppe derselben wegen Unfügsamkeit und weil sie in eigenem Interesse gegen den Bund gearbeitet hatten, mit den andern in Zwist, einzelne wurden wol gar auf eine Zeit ausgeschlossen, z. B. Bremen; ein andermal verweigerte eine ganze Gruppe die Theilnahme an den wichtigsten Maßregeln, Kriegen und Verträgen, dann sandten nur die eifrigen ihre Flotte in See oder erwarben Privilegien für sich. Daß der Bund nicht festeren Zusammenhalt hatte, war natürlich, die Städte lagen von Osten nach Westen auf einem Terrain zerstreut, welches von Reval bis über die Schelde reichte; ihre Lebensinteressen waren in der That oft in unsühnbarem Widerspruch, was dem Kaufmann in Riga oder Danzig, in Wisby oder Bergen wohlthat, das war für Cöln oder das deutsche Contor zu Brügge von größtem Schaden. Nicht die inneren Zwistigkeiten sind auffallend, sondern daß trotzdem Stadt-

*) Die Eintheilung in vier Quartiere: ein wendisches, Vorort Lübeck (dazu auch Bremen und Hamburg), ein rheinisches, Vorort Cöln (dazu Städte von Westphalen, Geldern, Oberyssel), ein sächsisches, Vorort Magdeburg, später Braunschweig, und ein preußisches (die Handelsstädte Preußens und Livlands), Vorort Thorn, später Danzig, im ganzen ein Bund von c. 80 Städten, scheint erst im 16. Jahrhundert consequent durchgeführt. In der Blütezeit der Hansa sind nur die Gruppen der wendischen Städte bald mit bald ohne die Nordseehäfen, und die Gruppe der preußischen und livischen Städte festgeschlossene Abtheilungen der großen Hansa.

gemeinden und Contore durch mehr als drei Jahrhunderte immer wieder zusammenhielten und nicht selten ihren Vortheil der Allgemeinheit zum Opfer brachten. Und sie waren schlimm daran, denn die Gegner betrachteten sie als einigen Bund und suchten Rache für den Nachtheil, den ihnen eine einzelne Stadt zugefügt hatte, an dem Handel aller Bundesglieder; wenn ein Seeräuber in Wismar französische Waaren verkauft hatte, wurden von den Franzosen zur Vergeltung Bremer oder Cölner Waarenballen confiscirt. Jeder Hanse wurde gefährdet durch jede Ungebühr, welche einer beging, und doch war es schwer, von den Bundesstädten Hilfe und Genugthuung für den erlittenen Schaden zu erhalten.

Wir sehen jetzt aus einem weit anders geformten Staatsleben mit Befremden auf solche Inconsequenzen in einer alten Genossenschaft, aber alle politischen Verbindungen des Mittelalters zeigen genau dieselben Widersprüche: Städte, welche gegen ihren Landesherrn vorsichtig die Thore schließen, Landesherren, welche sich um König und Reichstag gar nicht kümmern, Vasallen und Stadtbürger, welche durch Schwur ihrem Herrn oder ihrer Stadt und gleichzeitig deren Feinden verpflichtet sind, ein dentsches Kaiserthum, welches nie die Hansa anerkannt, noch weniger das Verhältniß derselben zu anderen Reichsgewalten geregelt hat. Zu einem Bunde, welcher Wohlstand und Cultur Deutschlands durch zwei Jahrhunderte mehr gefördert hat, als irgend eine andere Macht des Reiches, hatten die obersten Gebieter desselben Reiches gar kein Verhältniß, ja ihre Politik war in der Regel den Hansen feindlich, und der Kaiser oft in Freundschaft und Bündniß mit den Königen, welche mit Flotte und Heer gegen die Städte des Reiches ausgezogen waren. Noch Karl V. hatte durch seine Decrete eifrig den Handel seiner burgundischen und niederländischen Städte gegen die Städte seines deutschen Reiches vertreten. Es ist überall ein unfertiges Staatsleben, und das letzte Resultat dieser Zeit ist das allmähliche Heraufkommen des

fürstlichen Staates, der die Städte mit harter Hand seinem Willen unterwirft und sie zwingt, seinem eigenen Vortheil zu dienen, aus dem allmählich nach Siechthum und Schwächen der gemeinsame Vortheil des gesammten Volkes wird.

Die Größe und Macht der Hansa ruhte meist auf dem Handel ihrer Osterlinge, der Ostseehändler. Denn damals war die Ostsee der große Fischbehälter Europa's; der Dorsch und seine Verwandten wälzten sich haufenweis in die ausgeworfenen Netze, der Hering kam alljährlich in ungeheuren Wanderzügen durch den Nordsund, an den Flußmündungen wimmelten der Lachs und der Aal unter den Booten der Slavendörfer. Auch der Wal, das Schrecken der Schiffer, warf häufig seine Wasserstrahlen, und reihenweise lagen die runden Leiber der Robben am Strande. Den Heiden war eine menschenfreundliche Göttin Beschützerin des stummen Seevolks gewesen, für die Christen übernahm die Jungfrau Maria dieses Amt. Lange vor Ankunft des deutschen Ordens in Preußen nahm man an, daß sie Gebieterin dieser Strandlandschaften sei, wie ihr Sohn Oberlehnsherr des gelobten Landes; Papst Innocenz III. versprach 1213 dem Bischof von Riga, für das Land der Mutter nicht weniger zu sorgen als für das des Sohnes. Und es wird zweifelhaft bleiben, ob die Heilige die Germanisirung der Ostseeküsten vollendet habe als Patronin der wilden Kreuzheere und der reisigen Ordensbrüder, oder in friedlicherer Thätigkeit als Regentin der deutschen Fischerei und der Wanderfahrten des Herings. Denn die politische Geschichte der Ostsee ist unleugbar zum großen Theil durch die geselligen Neigungen des Herings gerichtet worden.

Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts fuhr der Fisch längs der Küste von Pommern in so dichten Massen, daß man im Sommer nur den Korb in das Meer zu tauchen hatte, um ihn gefüllt herauszuziehen. Damals wuchsen die wendischen Seestädte, vor anderen Lübeck, Wismar, Rostock,

Stralsund, Greifswald mit märchenhafter Schnelligkeit zu hohem Wohlstand herauf. Im 13. Jahrhundert verlegte der Fisch seine Seewege und strich längs der flachen Küste von Schonen und dem norwegischen Ufer. Sogleich eilten alle seetüchtigen Völker in sein Fahrwasser und die deutschen Hansen kämpften um seinetwillen blutige und siegreiche Kriege mit den Dänen, den Herren des Nordstrandes, mit Engländern, Schotten und Holländern, sie brachen den dänischen Königen ihre festen Schlösser, besetzten ihre Inseln, vertrieben und erschlugen die Seefahrer anderer Nationen an fremdem Strand und behaupteten durch Jahrhunderte die Herrschaft auf Gotland, Schonen und Bergen. Das wurde die große Zeit der deutschen Hansa. Nach 1400 aber, in derselben Zeit, wo die Gnade der himmlischen Helferin sich von dem deutschen Ordensheer in der Schlacht bei Tannenberg abwandte, wurden auch die Familiengefühle des Herings von der Ostsee ab an die holländische Küste geleitet. Seitdem wurden die holländischen Städte reich und den erstarkten Hansen verminderte sich der Erwerb, dem sie ihren ersten Wohlstand verdankten.

Auf dem Lande wußte der Kaufmann der Hansa sich seit dem 13. Jahrhundert ritterlich zu halten, er verstand im Spiel des Schildbaums oder der Tafelrunde seinen Speer regelrecht zu verstechen. Gern zeigte er seinen Wohlstand durch stattliche Kleidung, kostbaren Pelzrock und bunte Farben, die ihm der Schildbürtige nicht gönnen wollte, er trug das Schwert oder lange Messer an der Seite und seinen Kaufmannsgurt, diesen von anderer Form als der Ritter, aber reich verziert, daran die schöngeformte Geldtasche und seinen Siegelring, worein das wichtige Zeichen seines Geschäftes, die Hausmarke, gegraben war. Denn auch er war des Schreibens nicht immer mächtig und bestätigte durch dieselbe Marke, die von seinen Fässern und Ballen her in Florenz und Lissabon, in London und Nowgorod wohl bekannt war, die Urkunden, welche er durch den Schreiber ausstellen ließ, seine Geld-

anweisungen und die Bürgschaft, welche er bei den Anweisungen Anderer übernommen hatte.

Aber derselbe Mann trug auch die Friesjacke des Schiffers und das Kettenhemd eines Wappners zur See. Denn er fuhr als Rheder seines guten Schiffes, oder auch als Schiffer einer städtischen Kogge durch alle bekannten Meere. Nicht nur in den Kreuzzügen segelten die Schiffe des Hansen bis in die letzten Buchten des Mittelmeeres, auch um Handelschaft unternahm er Reisen an die Küsten von Sicilien und wieder bis hinauf nach Island, und wegen eines Gelübdes die Pilgerfahrt nach Compostela.

Die Kogge, in welcher er fuhr, war nach anderem Princip gebaut als die antiken Schiffe des Mittelmeers; während dort die Formen der Galeere in langen schmalen Fahrzeugen mit niedrigem Bord dauerten, war das häufigste Schiff der Nordmeere die vergrößerte Slupe, ein rundbauchiges Fahrzeug mit starkem Kiel, mächtigen Steven und hohem Bord, der nach beiden Enden stark aufsprang, mit eingehaktem Steuer, das durch eine Pinne bewegt wurde, mit hochgewölbtem rundlichem Bug und steilem Bugspriet und mit einem starken hohen Mast in der Mitte. Wurde ein großes Schiff zum Krieg gerüstet, dann wurde im 13. Jahrhundert auf Back und Schanze, über Bugspriet und Steuer ein Gerüst gezimmert, darauf eine Plattform mit hölzernen Zinnen für die Schützen und für eine Standarmbrust oder Wurfmaschine. Auch der Mastkorb hatte steuerwärts einen Ausbau mit Zinnen. Und die Fahrzeuge müssen nicht klein gewesen sein, das Dänenschiff, welches im J. 1234 von den Lübeckern erstiegen wurde, soll 400 Gewappnete enthalten haben. Allmählich nahm das Kriegsgerüst auf Back und Schanze die Form kleiner Thürme an, endlich wurde im 15. Jahrhundert auf beiden Enden der Schiffsbord erhöht um ein oder zwei Halbdecke, das Vor- und Hinterkastell. Aus dieser Zeit sind viele Namen der verschiedenen Seeschiffe überliefert, die Erfindungen aller Völker

wurden in den Nordmeeren heimisch. Jedes schwere Schiff hieß damals „Holk", eine bestimmte Form desselben war das „Kravel" (Caravelle); es scheint Briggtakelage gehabt zu haben, und etwa den Tonnengehalt einer kleinen Fregatte unserer Zeit. Da die Schiffslänge im Verhältniß zur Breite etwas geringer war als jetzt, blieb der Hauptmast während des ganzen Mittelalters der wesentliche Theil der Takelage. Der Facke, Fockmast, und der — spätere — Besanmast standen näher am Hauptmast als jetzt, beide schräg von ihm abgeneigt, weit schwächer und niedriger, sie sehen auf den allerdings späten Abbildungen aus wie eingesetzte Stengen. Die Convoyschiffe, welche die Handelsflotten geleiteten, Orlogschiffe oder Friedenskoggen (Geleitschiffe) genannt, führten Büchsen und Bliden (Standschleudern) und außer der seemännischen Bemannung noch Wappner, in Danzig um 1400 gewöhnlich vierzig bis siebzig Mann.*)

Die technische Leitung des Fahrzeuges hatte der Schiffer, unter ihm standen Steuermanne, Zimmermanne, Schiffs-

*) Die alte Rüstung des hansischen Kriegsschiffes zeigt das Siegel der Stadt Danzig von 1299, abgeb. in Weinrich's Chronik, herausg. von Th. Hirsch und F. A. Voßberg. — Aus späterer Zeit werden ebenda folgende Schiffsmaße angeführt:

Kravel, 1462, „Peter von Rochelle", französ. Schiff: Decklänge 25 Faden, Deckbreite zwischen den äußersten Barkhölzern 21 Ellen und 3 Fingerbreiten. Bemannung (durch Danzig) 350—400 Mann.

Galeide (Goelette), 1473, „St. Thomas", engl. Schiff: 23 Faden, Mast, doppeltes Vorkastell, „Facke" und „Mast".

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 55 Ellen, Decklänge 23 Faden, Deckbreite 22 Ellen, Bemannung 200 Mann.

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 36 Ellen, mit „Facke" und „Mast".

Mast und Deck erhielten, wie es scheint, gleiche Länge. Von Segeln wird das Schönfahrsegel und Fackesegel erwähnt. — Wir wissen zur Zeit weniger von der Schifffahrt unserer deutschen Ahnen, als sich ziemt. Der Untersuchung durch einen Sachkundigen würde es nicht an Material fehlen.

manne, Bootsmanne, Putken, zusammen die Schiffskinder genannt, und gegen Löhnung, „Heuer", angenommen. Außerdem wurden zu Kriegsreisen freie Söldner, „die Ruter", geworben, diese gern auf einen Beuteantheil. Sie waren die Landsknechte der See, verwegene, aber aufsätzige Gesellen, mit denen schwer auszukommen war.

Selten wagte sich das Schiff zu weiter Fahrt allein in die See. Da die Zeit der Ausfahrt für viele Reisen geboten war, sammelten sich die Schiffe einer Stadt oder Landschaft, große und kleine, leicht zu einer Flotte. Nie war man sicher, ob fremde Herrscher gerade mit einer entfernten Stadt der Hansen in Zwist gekommen waren und erlittenes Unrecht rächen wollten. Dann gab es überall „Auslieger", Kaperschiffe der Deutschen und fremder Völker, deren Bemannung aus harten Seevögeln bestand und keine besondere Achtung vor Verträgen und Seerecht erwies. Zumal die Besitzer von Strandburgen waren geneigt, ihre Gewohnheiten von der Landstraße auf die See überzutragen; konnte doch noch 1491 Herzog Friedrich von Holstein sich nicht versagen, ein Kravel auszurüsten und auf einer Fahrt durch den Sund in die Westsee alles zu kapern, was ihm vorkam. Endlich blieben die Seeräuber vom Handwerk eine untilgbare Plage. Hinten in der Ostsee wirthschafteten finnische und slavische Seediebe. Seit 1390 war die Genossenschaft der deutschen Vitalienbrüder zuerst das Schrecken der Dänen, bald aller Kauffahrer. Den Städten Rostock und Wismar wurde nachgesagt, daß sie durch ihre Kaperbriefe das Unwesen groß gezogen hätten. Verwegene Gesellen der deutschen Küste, auch Herren vom Adel, hatten sich zu gleicher Theilung der Beute zusammengeschworen, sie hatten die Insel Gotland erobert, auf der schwedischen und norwegischen Küste Land und Burgen besetzt, sie fanden Unterschlupf bei Landesherren, ja sie wagten ihre geraubten Waaren sogar in Hansestädten zu verkaufen — ihre wilde Verwegenheit, einzelne Züge von ritterlichem Stolz und

blutige Thaten erhielten durch funfzig Jahre die ganze Seeküste von Reval bis zur biscayischen Bucht in Aufregung. Es kostete den Hansen, dem Orden und den Dänen viele Mühe diese Freibeuter zu dämpfen, und lange sangen die Leute an der See von Stortebeker und Godeke Michael, wie sie am Bord ihrer Schiffe geraubten Wein tranken, als die Schiffe der Hamburger in Sicht kamen, wie die „bunte Kuh" von Flandern, das Hauptschiff der Hamburger, den Räubern das Vorkastell entzwei lief, wie die gefangenen Räuber sich beim Rath ausbaten, in ihrem besten Gewande den Trauerberg hinaufzugehn und von Pfeifern und Trommlern geleitet wurden, und wie der scharfe Richter in seinen geschnürten Schuhen bis an die Enkel im Blute stand.

Wie die Deutschen bei jeder gefährlichen Unternehmung thaten, banden sich auch die Seefahrer durch Eidschwur zu einer Genossenschaft für treues Ausharren, gegenseitige Hilfe, Gehorsam gegen das Seerecht und zuweilen für gleichen Antheil am Gewinn. Durch solchen Eid band sich um das Jahr 1040 jene Gesellschaft von Friesen, welche waglustig von der Weser gegen den Nordpol ausfuhr, um zu erkunden, ob es wahr sei, daß dorthinaus gar kein Land liege, und welche im Norden Islands die Schrecken des Polarmeers erlebte. Und nach dem selben Brauch versammelte noch 500 Jahre später der norddeutsche Schiffer Kriegsleute, Kinder und Reisende, sobald das Schiff einen halben Seeweg gefahren war, und sprach: „Wir sind Gott und Wind und Wellen übergeben, darum soll jetzt einer dem andern gleich sein. Und da wir von schnellen Sturmwinden, ungeheuren Wogen, Seeraub und anderer Gefahr umringt sind, kann unsere Reise ohne steife Ordnung nicht vollbracht werden. Deshalb beginnen wir mit Gebet und Gesang um guten Wind und glückliche Ausfahrt, und besetzen nach Seerecht die Schöffenstellen, damit ehrliches Gericht sei." Darauf ernannte er mit Beistimmung des Volkes einen Vogt, vier Schöffen, einen

Wachtmeister und Schreiber, einen Meistermann, der die Strafurtheile vollzog, und einen Rackersmann mit zwei Knechten, der das Schiff rein hielt. Endlich wurde das Seerecht mit seinen Strafen verkündet: Niemand soll fluchen bei Gottes Namen, niemand den Teufel nennen, nicht das Gebet verschlafen, nicht mit Lichtern umgehn, nicht die Victualien verwüsten, nicht dem Zapfer in sein Amt greifen, nicht nach Sonnenuntergang mit Würfel oder Karte spielen, nicht den Koch vexiren und nicht die Schiffsleute hindern, bei Geldstrafe. Wer auf der Wache schläft, wer binnen dem Schiffsbord Rumor anrichtet, der soll unter dem Kiel durchgezogen werden; wer an Bord seine Wehr entblößt, sie sei lang oder kurz, dem wird die Wehr durch die Hand an den Mastbaum geschlagen, daß er sich selbst die Wehr durch die Hand ziehen soll, wenn er loszukommen begehrt. Wer einen Andern mit Unrecht verklagt, soll die doppelte Strafe der Schuld bezahlen; niemand soll sich am Meistermann rächen.

Bei stiller See wurde das Seerecht verkündet, darnach Gericht gehalten und gestraft. Nahte das Schiff am Ende seiner Fahrt dem Hafen auf einen halben Seeweg, so machte zuerst der Kielherr oder Schiffer seine Rechnung mit Passagieren, Rutern und Kindern, dann traten Vogt und Schöffen zusammen, und der Vogt dankte ab und sprach: „Was sich auf diesem Schiff zugetragen, das soll einer dem andern verzeihen, tot und ab sein lassen. Was wir geurtheilt, das ist geschehen um Gericht und Gerechtigkeit. Darum bitte ich jeden im Namen ehrlichen Gerichts, daß er die Feindschaft ablege, die er auf den Andern geschöpft, und bei Salz und Brot einen Eid schwöre, der Sache im argen nicht wieder zu gedenken. Wer sich aber beschwert erachtet, der soll nach altem Brauch den Strandvogt anrufen und vor Sonnenuntergang das Urtheil begehren." Darauf aß jeder Brot und Salz, einer verzieh dem andern, was geschehen war. Und landete man in dem Hafen, dann wurde eine Büchse

abgebrannt und der Stock mit den Strafgeldern dem Strandvogt übergeben, damit er sie den Armen reiche.*)

Fuhr der Kaufmann in fremden Hafen ein, wo er mit Schiffen anderer Völker zusammentraf und doch nicht in dem Gesetz einer befreundeten Macht Schutz fand, so war er gar nicht sicher, ob die Fremden Freund oder Feind sein würden. Auch wenn Friede war zwischen seiner Stadt und dem Land des Fremden, konnte Erinnerung an frühere Gewaltthat, an ein genommenes Schiff, das in der Flotte des Hansen wieder erkannt wurde, an gekaperte Waarenballen und ähnlicher Zufall einen Angriff durch die Fremden verursachen, und das Recht des Strandes erwies sich nach verübter Gewaltthat wahrscheinlich säumig und wirkungslos. Die Flotten der Hansen hatten alljährlich Veranlassung an den Küsten westwärts diese Vorsicht zu üben. Am häufigsten in der Baye, einem Hafen der südlichen Bretagne, in der Bucht bei Bourgneuf, einer berühmten Station für die Flotten aller Nordseevölker, welche dort ihre Factoreien hatten und das berühmte grobkörnige Bayensalz, das für die beste Würze der Fische galt, gegen die Waaren ihrer Stadt eintauschten. Dahin kamen auch die Südländer aus dem Mittelmeer und Spanien mit Wein, Südfrüchten und Seidenstoffen, es war großer Verkehr in den Sommermonaten, argwöhnisch hielt jede Nation ihren Theil des Strandes fest; entstand ein Zwist, dann suchte jede Partei sich zum Herrn des Marktes zu machen, indem sie die Schießhäuser daselbst besetzte; wollten die Streitenden sich vergleichen, so trafen sie, wie überall Brauch war, im Frieden des Klosters zusammen. Für alle Hansen der Ostsee war ein freudiges Ereigniß, wenn ihre heimkehrende Bayenflotte glücklich den Sund passirt hatte.

Kam der Kaufmann mit dem guten Schiffe häufig an

*) Aus der Ostsee im 16. Jahrhundert, beschrieben in der Reise des Joh. Dav. Wunderer, abgedruckt in J. C. Fichard, Frankfurtisches Archiv II. S. 245.



ein fremdes Ufer, wo er keine Ansiedlung oder einen Ort unter fremdem Gesetz fand, so war sein erstes Bestreben sich von dem Herrn des Grundes eine Stätte zu gewinnen, wo er mit seinen Genossen nach Recht, Sitte und Glauben der Heimat leben durfte. Diesen Raum am Strand oder bei den Hütten eines Dorfes umgartete er mit einer Schranke, dort lud er seine Waaren aus und band das Strandseil seiner Schiffe fest, dort galt für seine Genossen das Heimatrecht und die Ordnung, die er sich setzte.

Diese Gehege für sein Recht und seine Freiheit zimmerte der Hanse überall. Sogar wo er mit seinen Fischern nur auf Wochen landete. Am berühmtesten war sein Garten auf der Halbinsel Schonen, den er durch Blut und schwere Gewaltthat erwarb und gegen alle Völker trotzig behauptete. Dort am Strande, zwischen den Schlössern Skanör und Falsterbo, hatten die Deutschen den Raum, wo ihr Recht galt und das Banner ihrer Städte wehte, durch eine Landwehr, Wassergräben und Pfahlwerk von dem dänischen Gebiet geschieden. Jede Stadt oder jeder Verband hatte auf dem kostbaren Grund eine nach Ruthen gemessene Stelle, „die Vitte", jede war wieder durch hölzerne Pfähle mit dem Wappenzeichen begrenzt. Auf jeder Vitte standen die steinernen Häuser zum Räuchern und Salzen des Herings, die hölzernen Tavernen und Buden für Fischer und Handwerker, auf jeder galt das Recht ihrer Stadt, welches durch einen angesehenen Bürger, der auf Jahre hingesandt wurde, verwaltet ward; die Oberaufsicht führte der Vogt von Lübeck, nur der Blutbann blieb dem Vogte des Königs von Dänemark. Alles war genau bestimmt, die Größe der Tonnen, die Länge der Fische, durch Merker wurde die Güte der Waare beaufsichtigt. Zwischen den Vitten lag eine deutsche Kirche, ein Franciscanerkloster, in welchem gestrandetes Gut unter dem Schutz der Gottesmutter geborgen wurde, und ein gemeinsamer Kirchhof. Verlassen lag der Strand den größten Theil des Jahres, nur

die bewaffneten Wächter mit ihren Hunden wohnten daselbst. Aber zur Fangzeit zwischen Jacobi und Martini kamen, gleich endlosem Zug von Schwänen, die Flotten der Ost- und Westseehansen, dann füllte den Raum das Gewühl arbeitender Menschen, Tausende von Fischerschuten lagen mit ihren Netzen Tag und Nacht in der See, zum Nachtfang brannten Fackeln längs der ganzen Küste. Am Strand aber arbeiteten der Reepschläger (Seiler) und der Böttcher um die Fässer, und der Kaufmann legte seine Waaren in der Holzbude auf. Und zwischen Bergen von Fischen, unter Salz und Rauch wurden die kostbarsten Waaren des Festlandes, seidene Stoffe und Weine des Südens, niederländisches Tuch und Gewürze des Orients, wie auf großer Messe verkauft. Dreimal fuhren die eilig befrachteten Schiffe zur Heimat und wieder zum Strande zurück, mit dem October endete plötzlich das bunte Leben an der nordischen Küste.

Suchte aber der Hanse eine neue Küste, um unter fremdem Volk mit den Waaren seiner Kogge Tauschhandel zu versuchen, so wählte er nicht den Meeresstrand, sondern er fuhr wol eine Tagefahrt durch die Mündung großer Flüsse stromauf, wo er ruhiges Wasser fand, dichtere Bevölkerung und besseren Schutz vor den Räubern, die von der See nach dem Strande spähten. War der Ort gastlich zu längerem Aufenthalt und lockte er zur Wiederkehr, so umschanzte er wieder die Stätte seines Rechts mit Graben, Pfahlwerk, Brücke, Thor, und wehrte jedem Fremden den freien Zugang. Lag der verstattete Grund zwischen den Häusern und dem Ortsrecht eines fremden Volkes, und war ihm der Ankauf beschränkt, so baute er in der Umgartung nach der Weise seiner Heimat einen Hof und an diesen einen zweiten und dritten. Denn der Hof war den Deutschen seit uralter Zeit die Stätte, wo Recht gegeben und verwaltet wurde für die Umwohner. In dem deutschen Herrenhof hatten die Wohnhäuser und die Versammlungsräume: der Saal und Palast mit Scheunen

und Stuben, einen freien Raum umschlossen für die Geschäfte des Landbaus, für die Spielkämpfe der Hofmannen und für das Hofgericht; immer war das Leben des Hofes nach innen gekehrt, auf den freien Binnenraum öffneten sich die Gebäude, von der Landschaft trennte Mauer und Zaun. Auch in alten Städten waren solche Höfe erbaut, zuerst vielleicht von den Stadtherren und ihren Vögten, dann von reichen Bürgern. Und bei großem Meßverkehr waren diese Höfe Sammelorte für die Bürger derselben Stadt, die nach ihrer Ortsgewohnheit hausen wollten, oder Lagerplätze für gleichartige Waaren, die einerlei Marktbrauch forderten; nach dem Hofraum mündeten auch hier die Waarenlager und Keller, darüber waren die Zellen der Kaufleute, außerdem wol ein Saal zu geselligem Verkehr. Gegen außen aber war der Stadthof durch Mauer und Thor abgesperrt.

Nach demselben Muster legte der Kaufmann in fremdem Land seine Höfe an als ummauerte Asyle seiner Waaren und seines heimischen Brauches. Zu den ältesten Höfen in der Fremde gehört die Gildhalle des deutschen Kaufmanns in London, der berühmte Stahlhof an der Themse, (vor 1157) von den Cölnern gegründet, dann andern Städten des Reiches zu Mitbesitz eingeräumt. Wenig jünger war das Contor des deutschen Kaufmanns zu Brügge, dem großen Centralpunkt des continentalen Verkehrs. Noch älter die deutsche Ansiedlung auf der Insel Gotland, wo sich schwedische Goten und Deutsche in die Hauptstadt Wisby und den Besitz der Insel theilten. „Der deutsche Kaufmann von Gotland" rüstete Flotten, führte Kriege, schloß Verträge mit fremden Königen und vertrat herrisch das Interesse seines Platzes auch gegen die großen deutschen Handelsstädte. Gotländer und Deutsche gründeten im fernen Osten, wo der Wolchow aus dem Ilmensee strömt, in der Warägerstadt Nowgorod die hochummauerten Höfe St. Olaf's und St. Peter's. Kaufleute von Soest, Dortmund und Osnabrück waren unter den ersten Theilhabern

dieser entfernten Handelscolonie; die Deutschen verdrängten dort, wie in Gotland selbst, die Nordmannen und wurden Alleinherrscher des Handels. Ueberall aber, wo der deutsche Kaufmann seine Colonien, die Contore, organisirte, erhielten diese ein selbständiges Leben, um so geregelter, je mehr deutsche Städte an dem Geschäft ein Interesse hatten. In diesen Höfen und Contoren zu Schutz und Zucht galt eherne Ordnung der Landsleute. Genau war der Raum vertheilt. In Nowgorod lagen die Waarenballen und Fässer sogar in der Kirche aufgestaut, und mit Mühe ward der Altar freigehalten. Die Anwesenden waren in Familien oder Tischgesellschaften gegliedert, ihrer Würde nach in Meister, Gesellen und Kinder. Eine gemeinsame Trinkstube vereinte zu der Geselligkeit des Abends, dort hatte jeder seinen Platz an bestimmtem Tisch, wurde das Zeichen zur Nachtruhe gegeben, mußte jeder die enge Lagerstätte suchen. Auch der Verkehr mit den Fremdländischen außerhalb des Hofes war durch hartes Gesetz beschränkt, niemand durfte am Abend eine fremde Schenke besuchen, kein Fremder in den verschlossenen Raum dringen, sobald die wilden Hunde des Hofes von der Kette gelöst waren. Sogar die Zeit war fest bestimmt, die jeder im Hofe verweilen durfte. In Nowgorod war das Jahr zwischen die Sommerfahrer und Winterfahrer, die beide zur See kamen, getheilt, und die Landfahrer aus Preußen und Livland, die mit ihren Schlitten heranfuhren, mußten lange den Winterfahrern nachstehn und die Plätze räumen, welche diese begehrten. In Bergen besaß der deutsche Kaufmann 21 Höfe, jeder war von dem andern durch Mauer und Zaun geschieden, jeder hatte seinen Namen und Schildzeichen und nach dem Strand eine Brücke, an welcher die Schiffe ihre Waaren löschten, sie bildeten zusammen zwei Kirchspiele; einige daran liegende Gassen der Stadt waren von deutschen Handwerkern bewohnt, welche die Schuster hießen und mit dem Kaufmann eng verbunden waren. Die Höfe und die Schuster übten

harte Tyrannei gegen die norwegischen Städter aus; als ein Vogt des Königs in ihre Rechte eingreifen wollte, erschlugen sie ihn und den Bischof im Kloster und steckten das Kloster an, und büßten die Unthat dadurch, daß sie sich eine neue Kirche bauten. Dort mußte jeder, der in das Contor trat, zehn Jahr Aufenthalt geloben; er durfte während dieser Zeit nicht heiraten, und kein Weib in den Hof führen.*)

War aber das Geschäft in der Landschaft gewinnbringend und an leerer Stelle geschütztes Land zu erhalten, dann brachte der Kaufmann mit seiner Flotte auch Handwerker der Heimatstadt zu neuer Ansiedelung. Dann erwuchs an dem wilden Wasser des Stromes, neben Birkenhain und Rohrsumpf, auf Insel oder Landzunge eine neue Stadt mit Marktplatz, Kirche und dem Recht der Heimat.

Zu derselben Zeit, in welcher die Bremer auf ihren Schiffen in die Häfen des alten Phöniciens einfuhren, drangen sie auch in die Mündung der Düna. Damals erschien ihnen die Küste des Nebellandes, wie sie von den Nordmannen seit Urzeit genannt wurde, als neuentdecktes Gebiet, sie zogen gegen die Steinwürfe der Liven ihren Zaun und bauten darüber die Burg Üxhüll. Bei einer späteren Fahrt brachten sie christliche Bekehrer, halfen dem Missionswerk und wußten sich zu bewahren, wenn die Christenpriester von den Heiden erschlagen wurden. Sie führten endlich einen Propst ihres Doms heran und besetzten die ersten Bürgerhäuser der Stadt Riga, welche der neue Bischof um 1200 baute, sie halfen ihm und dem Schwertorden die Burgen zimmern und behaupten, durch welche die Landschaft unterworfen wurde. Schon im Jahr 1220

*) Die lehrreiche Beschreibung, welche Ludwig von Holberg 1753 nach norwegischen Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte herausgab, schildert in der Hauptsache bereits eine Zeit des Verfalls, nicht ohne die Bitterkeit, welche der Däne gegen die privilegirte Tyrannei des deutschen Kaufmanns empfand. Das Contor bestand noch zu seiner Zeit als Schatten früherer Größe.



lag das Land gebunden unter dreizehn Vesten. Die Bürger der deutschen Tochterstadt Riga aber wurden schnell mächtig durch großen Landbesitz von Dörfern und Burgen. Zweiunddreißig Jahre nach der Gründung wurde die Stadt vom Papst mit dem dritten Theil von Kurland belehnt.

Und als im Jahr 1219 Waldemar der Sieger noch weiter ostwärts auf der Stätte einer alten Burg der Esthen, Reval genannt, ein Dänenschloß anlegte, da waren es wieder deutsche Kaufleute und Innungsgenossen, welche die Mauern der Stadt füllten und später der Vereinigung mit den deutschen Colonien in Livland froh waren. Und wieder hansische Händler besetzten im Jahr 1224 den Marktplatz am Embach, unter der zerstörten Räuberburg Dorpat, welche vorher von zusammengelaufenem Volk, Russen und Heiden, für ihre Beutezüge benutzt worden war.

Während am livischen Strande die Bremer und Magdeburger ihre Märkte und Höfe umzäunten, fuhren die Lübecker in die Weichselmündung an die große Burg der slavischen Herzöge von Pomerellen. Neben den Schenken und den Hütten der Fischer, welche Bernstein sammelten und Heringe räucherten, bauten sie einen Hof mit Palast um ihre Niederlagen, und erwarben 1273 das Stapelrecht für ihre Stadt Danzig. Sie sank bei der Besetzung Pomerellens durch den Orden in Trümmer, wurde aber sofort als Rechtstadt Danzig wieder gebaut. Unter der Ordensherrschaft lag sie neben einem slavischen Fischerdorf, dem Flecken Altstadt und der Neustadt des Ordens, bis sie im 15. Jahrhundert die Nachbarorte mit sich zu einer großen Gemeinde verband.

Nicht jeder Hof und nicht jede Stadt, die der deutsche Kaufmann gebaut, dauert bis zur Gegenwart als Contor unseres Volksthums unter den Fremden, aber viele hundert Quadratmeilen sind durch seine helfende Arbeit mit unserer Cultur und Sprache und mit unserer Eigenart erfüllt, zum großen Theil völlig deutsches Land geworden. Alle Städte

der Hansa haben dafür gefochten, gehandelt, ihre Koggen in die wilde Ferne gesendet, aber der größte Ruhm bleibt für jene Zeit den Mutterstädten Lübeck und Bremen, nach ihnen der guten Stadt Magdeburg.

Hier aber soll in kurzen Berichten der Zeitgenossen einiges von den Kämpfen und Fahrten der Hansen erzählt werden. Selten ist der Kaufmann wortreich, wo er berichtet; die Erzählung ihrer Chronisten wird erst am Ende des Mittelalters ausführlicher, darum nicht genauer, vollends nicht, seit die Schreiber den Livius gelesen haben und mit dem Behagen der Renaissancebildung Vergangenes künden, wie Reimar Kock und seine Zeitgenossen. Aber obgleich die kleinen Bilder spärliches Detail bieten, ein wenig fördern sie doch das Urtheil über Zustände, die uns sehr fremdartig geworden sind. Die Chroniken erzählen wie folgt.

1234. Die Seeschlacht bei Warnemünde.*) — Zur Zeit da Graf Alf befreundet war mit dem König von Dänemark und über das Land zu Holstein Gewalt hatte, da vergaß er treuen Dienst, den ihm die von Lübeck bewiesen hatten, als sie ihm wieder in das Land halfen, und wollte die Lübecker aus ihrer Freiheit drängen. Des war der Dänenkönig froh, sie schworen sich zusammen die Stadt zu verderben. Der König sandte da ein großes Heer zu Schiff in die Trave und kam mit des Grafen Hilfe auch dahin über Land mit einem andern großen Heer und baute über der Trave zwei starke Burgen; er ließ Koggen versenken vor dem Hafen und starke Ketten über die Trave schlagen. Als er da nicht mehr schaden konnte und wieder in's Land fuhr, da retteten sich die Bürger schnell, sie segelten kühn mit einer starken Kogge die Ketten entzwei und gruben lange die Wische aus gegenüber der Burg, die ward so tief, daß große Schiffe dahin fuhren ohne Hinderniß.

*) Nach Detmar's Chronik I. S. 113.

Da der grimmige König sah, daß die kostbare Heerfahrt ihm wenig fromme, wurde sein Muth bitter. Er ließ sonderlich große Schiffe rüsten und gebot eine Heerfahrt dahin zu Wasser und zu Lande, noch viel größer als er vorher gemacht hatte. Die Schiffe alle kamen nach Femern, darunter waren acht Schiffe, größer als je auf der See gesehen waren, damit wollte er den Hafen damals stopfen. Die Bürger zu Lübeck vernahmen das bald. Ihr Tief hatten sie zum Theil aufgeräumt, sie legten nicht mehr als sechs große Schiffe mit gutem Zeuge wohlbemannt vor ihr Tief, die das bewahren sollten, daß des Königs Heer nicht hereinkam, wie es leider vorher hereingekommen war.

Da der König vernahm, daß die von Lübeck ihren Hafen und ihr Tief wehren wollten, fuhr er mit seinem Schiff vor die Warne, vielleicht weil er wähnte, daß sie mehr Helfer hätten, oder vielleicht um Sicherheit zu haben vor den wendischen Herren, die er oft bedroht hatte. Als die von Lübeck den König in der See wußten, überlegten sie sogleich, daß sie mit den Dänen in der See leichteren Streit hätten als in ihrem Hafen oder auf dem Lande, wo die Feinde mit Hilfe der Holsten stärker werden konnten. Sie nahmen zu Hilf den allmächtigen Gott und ihr Recht und zogen ihm mit kühnem Muthe nach. Vor der Warne stritten sie mit ihm von der Prime bis zur Vesperzeit. Von den größten Schiffen gewannen sie vier, die verbrannten sie auf der Stelle, von den anderen Schiffen fuhren sie viele mit den Leuten auf den Grund des Meeres. Das allergrößte Schiff, worin mehr als 400 Mann mit vollen Waffen waren, das gewannen sie zuletzt mit großer Mühe, darin schlugen und fingen sie alles, was da war. Der König entfloh mit Noth, das größte Schiff mit den Gefangenen brachten sie freudig in die Trave. Der König kriegte da von kleinem Volke Scham und Schande, größere als ihm vorher oder nachher auf der Ostsee geschah, auch suchte er seitdem die von Lübeck nicht

mehr heim. So gab ihnen Gott den Segen, daß sie geblieben sind bei ihrer Freiheit.

1394. Schiffe von Wismar im Eise.*) — Im Winter, als die Gesandtschaft an den König von Dänemark vergeblich geschehen war, kam die Zeitung an den Fürsten von Mecklenburg, daß der Stockholm hart von den Dänen belagert würde und die Bürger allda großen Hunger litten, und wenn sie nicht mit dem ersten entsetzt würden, müßten sie aus Noth die Stadt übergeben. Dem zuvor zu kommen wurden in dem Tief von Wismar acht große Schiffe ausgerüstet, diese wurden mit Korn, Mehl und anderen Lebensmitteln beladen und mit kühnen Männern besetzt, den Holm zu befreien. Es war aber mitten in dem Winter, da diese Schiffe abliefen; sie hatten einen Hauptmann mit Namen Meister Hugo. Die Dänen hatten auch einen Haufen Schiffe in See wegen der Vitalienbrüder und Anderer, die den Dänenreichen Schaden thun wollten.

Da begab es sich, daß hastig ein starker Frost ankam, daß die Schiffe in der See einfroren und konnten nirgend hinkommen. Als nun der Hauptmann von Wismar sah, daß der Frost so heftig überhand nahm, da sprach er zu den Schiffern und andern Kriegsleuten also: „Liebe Gesellen, ihr sehet, daß wir hier befroren liegen und dürfen uns nicht vermuthen, daß so bald ein anderes Wetter einfallen wird, und ihr wißt, daß der Dänen Schiffe auch in See sind. Darum weiß ich gewiß, wenn dieser Frost bleibt, sie werden uns anfallen und sich mit uns versuchen; so haben sie einen großen Vortheil, daß sie aus ihrem Lande sich so viel verstärken können als sie wollen; deshalb ist besser, wir sehen vor ihrer Ankunft zu. Wollt ihr nun meinen Rath hören, so wollen wir unsere Schiffe so verwahren, daß wir sie vor den Dänen

*) Nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmar's Chronik I. S. 495. Der sagenhafte Bericht zeigt, wie in Volksmund und Lied die Erinnerung an Seeabenteuer dauerte.

wohl behalten, wiewol es Arbeit kosten will; dennoch, dieweil es so kalt ist, so ist es besser, daß wir was zu thun haben, als daß wir sonst zu Tod frieren. Sehet da," sprach er, „an dem Lande steht viel Holz, da wollen wir welche hinsenden, die sollen lange und große Bäume und Holz hauen und auf dem Eise mit geringer Arbeit an die Schiffe schaffen; die wollen wir auf beiden Seiten der Schiffe hinlegen und mit Wasser begießen, welches bald zufrieren wird, und unsern Schiffen einen Wall und Bollwerk geben. Laßt dann die Dänen kommen, so wollen wir sie erwarten."

Dieser Rath gefiel den Andern allen wohl, sie holten die Bäume und zogen sie zu den Schiffen und begossen sie mit Wasser, und es ward so ein gläserner Wall. Diese Arbeit war kaum vollbracht, so kamen die Dänen mit Haufen über's Eis und vermeinten die Schiffe zu erobern; aber wiewol der Dänen wol vier waren auf einen Wismar'schen, so mußten sie doch mit großem Schaden davon ziehen und die Schiffe bleiben lassen. Das verdroß die Dänen über die Maßen sehr, und dieweil sie gesehen hatten, daß sie vor dem Bollwerk an die Schiffe nicht schießen konnten, wollten sie eine Kriegsmaschine zurichten, welche man nennt eine Katze, und liefen in das Holz, wo die Wismar'schen die Bäume gehauen hatten. Der Hauptmann von Wismar, Meister Hugo, erkannte bald ihre Anschläge, und ließ in der Nacht um die Schiffe große Wunen hauen und die Eisschollen ließ er unterdrücken. Nicht lange darauf kamen die Dänen mit ihrem Volke und bedachten nicht, daß die Wismar'schen geeist hatten, denn es war oben wieder zugefroren, und kamen mit großem Ungestüm und Hast und meinten jetzt die Schiffe zu gewinnen, denn es verdroß sie, daß sie vormals mit Schande zurückweichen mußten. Aber es ist ein alt Sprüchwort: Große Eile giebt selten gute Weile. So ging es den Dänen diesmal auch, denn sie fielen zu Haufen in das Wasser und der eine drängte dem andern nach, so daß mehre den Tag

ertranken. Zu diesem Schaden mußten sie noch Spott dazu haben, denn die auf den Wismar'schen Schiffen waren, riefen: Kaiz, Kaiz, Kaiz! So pflegt man zu rufen, wenn man die Katzen jagt.

So erhielten die Wismar'schen ihre acht Schiffe durch List und Gewalt, bis Gott ein ander Wetter gab, daß das Eis verging, da liefen sie nach dem Holm und entsetzten die Stadt.

1427. Die Schlacht im Norsund.*) Die sechs Seestädte Lübeck, Hamburg, Stralsund, Rostock, Wismar und Lüneburg wollten sich versuchen gegen den König von Dänemark, und sammelten in großen Hauptschiffen und anderen kleinen Schiffen, Snikken und Barsen über 8000 Mann, wohl versehen mit Waffen, Geschoß und allem Rüstzeug, was zum Streit gehöret. Als die Schiffe allzumal wohl victualirt waren, da schickte jede Stadt ihre Hauptleute auf ihre Schiffe, die das Volk regieren sollten, aber über alle Hauptleute ward mit Vollmacht der Städte gesetzt ein Oberhauptmann, der war genannt Herr Tidemann Steen, Rathmann zu Lübeck, und damit er desto treulicher der Flotte vorstände, machte der Rath von Lübeck denselben zu einem Bürgermeister. Und befahl ihm ernstlich im Namen aller Städte, daß er in den Sund segelte und aus keiner Ursache eher daraus schiede, als bis die Bayenflotte durchgekommen wäre. Als dies zumal wohl bestellt war, segelten die Schiffe alle in den Norsund vor einem guten Winde. Gott vom Himmel gab der Flotte Gnade und stillte ihr Wetter und Wind und gab ihr ihre Feinde in ihre Hand, so daß nicht einer davon gekommen wäre, wenn sie gewollt hätte.

Da die sechs Städte in den Sund gekommen waren, schauten sie vor Kopenhagen ihre Feinde vor sich in stolzen Schiffen. Der Städte Schiffe aber waren hochbordig und

*) Nach der Chronik des Rufus zu Detmar II. S. 553; ein Satz aus Detmar II. S. 40 ergänzt.

wohl für das Gefecht gebaut, und sahen zu den Schiffen der Dänen aus wie Kirche gegen Klause. Beide Flotten schienen auch in der Sonne wie zwei Berge von klarem Silber. Als die Dänen die Städte kommen sahen, hatten sie im Herzen des Streites Begehr, sie hißten ihre Segel zur Höhe und drehten auf ihre Feinde zu. Da das der Bürgermeister von Hamburg, Herr Heine Hoyer, sah, strich er schnell an die von Lübeck und sprach: „Die Feinde kommen uns unter Augen, was rathet ihr, daß wir beginnen?" Da sagte der oberste Hauptmann, Herr Tidemann Steen: „Wir wollen daran, in Gottes Namen." Der Worte freute sich Herr Hoyer sehr. Da schickte sich jeglicher zur Wehr und jeder sprach den Seinen zu in seinem Schiffe. Die von Hamburg hatten den Vorstreit. Zur Hand fuhren die Dänen an die Schiffe der Städte, so daß etliche an die von Hamburg legten und etliche legten an die von Lübeck, und man focht mannlich auf beiden Seiten. In diesem Gefecht flossen die Schiffe der Hamburger aus der Tiefe, wo es flott war, so daß sie auf den Grund zu sitzen kamen. Da wurden sie von den Dänen umringt und fochten mit ihnen lange, und als keine Hilfe kam, wurden sie gewonnen und die Mannschaft gefangen und nach Kopenhagen gebracht.

Den Hauptmann von Lübeck segelte eine große Barse an, darin waren Fürsten, Ritter und viele gute Leute, die dem Kriege den Hals gebrochen hätten, wenn sie in Gefangenschaft gekommen wären. Aber da sie beide zusammentreffen sollten, da fürchtete sich das große Schiff des Hauptmanns vor dem kleinen und wich über Seite und ließ die Barse vorüberschießen. Es wich vielleicht aus Zucht, wie die Knechte dem Herrn weichen. Da dies Weichen die Hauptleute der anderen Schiffe sahen, die nur thun sollten, was sie den lübischen Hauptmann thun sahen, so wichen sie auch aus Höflichkeit und ließen die Barse in Frieden. Aber all' solche Zucht und Schonung däuchte nicht ehrlich dem Schiffer eines andern

lübischen Schiffs, welcher Goswin Grul hieß, darin war der Rathmann Herr Johann Beer mit den Seinen. Der brachte sein Schiff unter die Feinde und sagte seinen Leuten, sie sollten sich wehren wenn sie wollten. Die stellten sich da als stolze Degen und fochten mit den Dänen mannlich lange Weile und schlugen ihrer viele tot ohne großen eigenen Schaden. Sie wurden ihrer zuletzt mächtig, gewannen ihnen ihr Schiff ab und fingen sie alle. Desgleichen that ein anderer Schiffer, Walter Bischop genannt, mit den Seinen, und legte an ein großes Schiff der Schweden. Dieser Feinde wurden die Lübischen auch mächtig, gewannen das Schiff mit harten Schlägen und ergriffen alle, die darin waren, außer denen, die tot blieben oder sich selbst ertränkten. Von den andern Hauptleuten waren wenige, die an die Feinde wollten, sondern sie ließen sich dünken, fernab wäre ein guter Harnisch.

Als dieser schmähliche Streit mit so großer Versäumniß geschehen war, nicht lange darauf räumte der lübische Hauptmann Tidemann den Sund ohne jegliche Noth oder Gefahr, gegen das Gebot seines Raths und der anderen Städte, bevor die Bayenflotte in den Sund kam. Aber als er des Morgens aus dem Sunde gesegelt war, kam die Bayenflotte an demselben Tage in den Sund und meinte im Geleit der Städte aus der See durch den Sund zu fahren, wie ihnen geschrieben war. Da der König von den Schiffen vernahm, sandte er seine Stärke ihnen unter die Augen, zu fechten und sie wo möglich zu gewinnen. Da ward ein harter Streit gefochten, viele Dänen wurden erschlagen und ertränket, aber die Dänen behielten den Sieg und kaperten den größten Theil der Flotte. Der König nahm da an 46 Schiffe beladen mit großem Gut; das war der Kaufmann übel zufrieden. Da dies dem lübischen Hauptmann Tidemann Steen und den andern Hauptleuten kund ward, wurden sie sehr betrübt, wanden ihre Segel auf und fuhren wieder zu deutschem Land.

Darnach wurden die sechs Seestädte, welche ihr Volk im Sund gehabt hatten, nach Lübeck entboten. Da begannen die von Hamburg schwer zu klagen über den Bürgermeister Herrn Tidemann Steen, weil er gestattet hatte, daß ihre Hauptleute, Bürger und Söldner von den Dänen geschlagen und gefangen wären, und er könnte sie wol gerettet haben mit den Seinen, wie er doch wol verpflichtet war, und hätte das nicht gethan, hätte ihnen auch keine Hilfe gesandt von den andern Städten, wenn er selbst nicht zur Rettung kommen konnte. Da die Klage von den Hamburgern gethan war, verfolgten dieselbe Klage sofort die Bürger (Kaufleute) von Lübeck und sprachen zu ihrem Rathe so: „Liebe Herren von Lübeck, wir fragen euch, ist Herr Tidemann Steen aus dem Sunde gesegelt, bevor die Bayenflotte in den Sund kam, nach eurem Geheiß und Erlaubniß, oder nicht?

Auf der Bürger Frage antwortete Herr Hinrik Rapesulver von Raths wegen und sprach: „Das ist geschehen von ihm ohne unsere Vollmacht und Erlaubniß, wir hatten ihm das ernstlich verboten.“ Da sprachen die Bürger zu Herrn Tidemann Steen und sagten: „Herr Tidemann, hat jemand von uns, die mit euch in dem Sunde waren, anders gethan, als ihr ihm geheißen?“ Da antwortete Herr Steen und sagte: „Was da geschehen ist, daß ihr aus dem Sunde gesegelt seid vor der Bayenflotte, das ist geschehen nach meinem Geheiß, das that ich selbst um des Besten willen und mit Vollmacht der anderen Hauptleute.“ Da sprachen die Bürger wieder zu ihrem Rath und sagten: „Hierauf bitten wir Recht über Herrn Tidemann, darum, weil er wider euer Gebot gethan hat, und uns dadurch in unverwindlichen Schaden gebracht hat, und auch unsere Freunde leiblos und gutlos gemacht hat. Und das Recht begehren wir zur Stunde von euch, ehe daß ihr und wir uns scheiden.“

Da der Rath den Ernst der Bürger hörte, fürchtete er sich vor einem Auflauf und frug die Bürger, ob der Mann

Bürgen stellen dürfe. Da dies nicht sein konnte, so mußte Herr Tidemann in des Kaisers Schloß gehn, darin saß er fest über drei Jahre.

1443. In der Baye.*) In der Fasten kamen in die Baye einige Schiffe von Preußen und Livland in Flotte, darauf waren Admiral Kersten Truper und Jacob Winstein, und fanden vor sich in der Baye die Jorcze (George?) von London mit mehren Schiffen von England und von Irland. Etliche kurze Zeit vor Ostern wurden die aus Preußen und Livland, während sie in der Baye lagen, gewarnt, daß eine mächtige Flotte aus Holland, Seeland und Friesland hinkäme, welche Flotte alles, was aus Preußen und Livland wäre, nehmen wollte. Darum legten die Preußen ihre Schiffe zusammen und rüsteten diese so, daß sie sich vertheidigen konnten. Am Montag zu Ostern kam die holländische Flotte vor die Baye, ihre kleinen Schiffe segelten binnen, die großen aber saßen draußen. Da sie sahen, daß sich die preußische Flotte zur Wehr bereitet hatte, legten sie auch binnen und ankerten ihre Schiffe. Und an demselben Abend kam ein Theil von ihnen an's Land, und wie sie so in der Taverne saßen, sagten sie, sie wollten den Englischen die Schwänze vor den Hintern abhauen, mit mehren unziemlichen Worten. Dies hörte ein Englischer von der Jorcze, vermerkte es übel, nahm einem Holländer sein Messer, trat es in Stücke und ging mit seinem Volk dort zu Schiffe.

Da dies die englischen Admirale hörten, gingen sie zu den Admiralen von Holland und baten, daß sie ihrem Volke steuerten, auf daß keine Rauferei unter ihnen geschähe. Die Holländer sprachen, sie könnten ihr Volk nicht berathen; da sprachen die Englischen, da würden sie selbst zusehen müssen, daß sie ihnen steuerten.

*) Nach einer Zeugenaussage, welche der Untercomthur von Danzig im Jahr 1447 aufnahm, abgedr. in Th. Hirsch, Danzigs Handelsgeschichte S. 274.



Als am Dienstage zu Ostern kamen die holländischen Admirale, als Dyrik Willamsoen und Johann van der Nele in's Kloster zu den vorgenannten Admiralen aus Preußen und sagten, daß da ein Balneyer (Wallfischfänger) läge, das Schiff hieße Meister Hanneke, das gehörte dem Regenten aus Holland und wäre ihm von den Englischen genommen, das wollten sie wieder nehmen und bäten die preußische Gesellschaft, daß sie sich nicht daran kehren sollte. Darauf ward ihnen geantwortet: hätten sie etwas mit den Englischen zu thun, das läge den Preußen nicht auf dem Wege; doch baten die Preußen die aus Holland, daß sie erst mit den Englischen sprächen, damit sie sich nicht unter einander schlügen. An demselben Vormittage kamen die Engländer und fuhren an's Land, wol mit 4 oder 500 Mann gewappnetem Volk, dort gingen sie zwei Mann hoch; als sie auf den Markt kamen, theilten sie sich, stellten vor jedes Schießhaus eine Riege und gingen in's Kloster und luden die Holländer zu sich in's Kloster, um sich dort zu vertragen. Und sie schieden dort in Eintracht ohne Zweiung von einander und jedermann ging wohin es ihm beliebte.

Am Nachmittag kamen die Admirale von Holland zu den preußischen Admiralen und brachten einen jungen Mann von Amsterdam mit und sprachen, diesem wären wol dreißig Nobel und anderes Geld genommen, und baten die preußischen Admirale, daß sie ihm sein Geld wieder schicken und ferner gegen solche Räuber und Uebelthäter helfen wollten, wie Recht wäre. Darauf antworteten die Preußen, daß sie von solchen Sachen nichts wüßten, aber sie wollten sich gern darnach umhören und auch sie selbst sollten sich mit erkundigen; könnte man etwas erfahren, wer es gethan hätte, so wollten sie ihnen gegen diesen Mann helfen, wie Recht wäre.

In der Zeit, wo sich dies zutrug, waren die Admirale der beiden Flotten mit vielen andern Schiffern von beiden Seiten in einer Taverne zu Gesellschaft. Da ward ein Auf-

lauf und Schlägerei und großes Rufen auf der Straße, daß man die Holländer schmeißen sollte, und wo die Holländer in der Taverne saßen, da wurde nach den Fenstern zu ihrem Tisch geschossen.*) Bei diesem Ereigniß wollten die Admirale von Holland mit sammt den andern Schiffern, die bei den preußischen Admiralen in der Taverne waren, alle heraus um ihre Leute zu retten. Das wollten ihnen jedoch die Admirale aus Preußen nicht gestatten, behielten sie binnen und gingen selbst mitten in den Auflauf und unterwiesen und steuerten dem Volk, so daß jedermann zufrieden ward, wobei einer von ihren Mitgesellen, Großohm genannt, schwer verwundet wurde. Darauf machten dieselbigen Preußen zwischen den vorgenannten Englischen und Iren als einem Theil und den Holländern als anderm Theil solch eine Verabredung, daß die Holländer und Seeländer zu Schiffe gehn und an's Land fahren sollten bei Bunde (Bonge) und dort zur Kirche gehn, und die Englischen und Iren sollten an's Land fahren bei Borneff und dort zur Kirche gehn, und die Preußen versprachen den Engländern, was sie bedürften von Rudern, Balken und Bohlen und was sonst zu ihrer Ladung dienen möchte, das wollten sie ihnen gern nach Borneff senden. Das thaten die Preußen den Holländern zu gut, damit diese sich mit den Englischen und Iren nicht mengen sollten. Dieser selbige Auflauf, Lärm und Schlägerei ist durch die preußischen Admirale und ihre Mitgesellen gestillt und beigelegt, und wäre er von ihnen nicht beigelegt, so war zu befürchten, daß niemand von Holland und Seeland am Leben geblieben wäre, sie wären alle von den Englischen und Iren geschmissen worden. Diese Freundschaft und Vermittlung lassen aber die vielgenannten Holländer die vielgedachten Preußen und Livländer doch nicht genießen, sondern sie haben an einem von unseren Mitgesellen,

*) Die undeutlichen Worte der Urkunde werden zu lesen sein: int ternis, in dem Tärnitz, dem abgeschlossenen Raum für vornehme Gäste.

Johann von Rostock genannt, ihren verbosten Willen und Untreue bewiesen, als dieser zu Schiff und Segel gehn wollte. Denn sie haben ihm sein Boot abgejagt, daß seine Kinder (Matrosen) daraus entlaufen mußten, und behielten das, bis der Holk lange in See war, da wurde ihm das Boot durch zwei seiner Kinder, die aus Holland waren, nachgebracht.

1473. **Paul Beneke von Danzig.** — Gott weiß, daß mich in der Geschichte nichts höher erfreut, als wenn ich lese, daß eine deutsche männliche That gethan und ein kühnes unverzagtes Herze erwiesen ist, wie von unsern Vorfahren, den alten Deutschen, bei allen Chronikenschreibern gepriesen wird. Derenthalben will ich einem deutschen Helden die Ehre anthun und seine Historia mit aller Umständlichkeit treulich beschreiben, wie ich sie in vielen Chroniken geschrieben finde, wiewol ich billig dieselbe hätte mit anderem übergehn können.

Davon ist viel gesagt und geschrieben, daß die Englischen großen Muthwillen trieben gegen alle Osterstädte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewol viele Tageleistungen derselben geschehen sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht gerathen. Deshalb wurden die Osterstädte genöthigt Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kauffahrt vor den Englischen bewachen mußten. Dazu war der Hader so heftig, daß wenn auch Tageleistungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern so weh that als es konnte. Da begab es sich, daß die Englischen ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes“ heißen mußte, und sie ließen sich hören, sie wollten damit die ganze See überwachen und die Osterlinge zwingen.

An dies große Schiff der Englischen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlogschiff führte, und kam mit den Englischen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es seinen Herren nach Danzig. Ein Rath von Danzig bemannte in der Eile das

Schiff und setzte einen Rathmann darauf als Hauptmann.*) Aber da die Englischen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See spazierten, trauten sie dem Schiff in der See nicht in Sicht zu kommen. Also waren die von Danzig mit diesem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen Profit schaffen, deshalb liefen sie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Rathmann das Schiff und setzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen segelte und vor die Weichsel bringe. Darauf reiste der Rathmann über Land und nach Hause.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günstig war, lief unter die Küste von Flandern, in Hoffnung einer guten Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wissen, daß zu Brügge etliche Florentiner, welche damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Englischen großes Geld genommen hätten, damit sie unter ihrem Namen englisches Gut nach England verschiffen möchten, und daß sie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die sie mit Geschütz und Volk mächtig gerüstet und

*) Hier nach der Chronik des Reimar Kock, abgedr. zu Detmar's Lübischer Chronik II. S. 701. — Die Briefe, welche der Rathmann Berndt Pavest während der hier erzählten Fahrt an den Danziger Rath geschrieben hat, sind gedruckt in Th. Hirsch, Caspar Weinreich's Danziger Chronik, S. 92, und das Sachverhältniß ist uns genauer bekannt als dem wackeren Chronisten. Das Orlogschiff „Peter von Danzig", welches der Rath ausrüstete, war nicht der Johannes von Newcastle, welchen Paul Beneke im Jahr 1470 gekapert hatte, sondern eine alte französische Caravelle: St. Peter von Rochelle, welche im Jahr 1462 beim Einlaufen in die Danziger Rhede durch einen Blitzstrahl ihren Mast verloren hatte, als Wrack in Besitz der Danziger gekommen und von diesen für Kriegsdienst aufgeholt, d. h. auf den Stapel gebracht, umgebaut und auf den Namen „Peter von Danzig" getauft war. Paul Beneke war als „ein harter Seevogel" berühmt, er hatte z. B. kurz nach dem Johannes die Madelene von Dieppe und den Schwan von Caen gekapert und auf dem letztern den Mayor von London gefangen.

dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bliebe, hätten sie Welsche und Florentiner darauf gesetzt.

Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen die Galleye zu besehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders als wenn da eine Burg oder Schloß hergeflossen käme. Paul Beneke näherte sich der Galleye, bot ihnen seinen Gruß und frug, woher sie kämen und wohin sie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der Galleye, ein Lombarde, welcher der Padrone genannt wurde, gab ihm eine spöttische Antwort: Was er darnach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen sowol in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wol sonst schon Leute gesehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ sich bedünken, der Deutsche mit seinem Schiff müßte dem Welschen wol weichen.

Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deshalb sprach Paul zu dem Lombarden, er sollte Flagge streichen und die Güter von sich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in gutem wollte, so sollte er dennoch streichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Diese Worte achtete der Welsche für große Thorheit, daß der Deutsche aus seinem Schiffe dem Welschen in so großer unangreifbarer Galleye dürfte so trotzige Worte geben. Deshalb achtete der Welsche den Deutschen nicht werth, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und sein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welschen eine Zeit lang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiffe sah, daß die Welschen in der Galleye an Geschütz und Zahl des Volkes überlegen waren, wurden sie zaghaftig und wichen mit dem Schiff zurück. Da dies die Welschen sahen, riefen und schrieen sie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Muth zu seinen Preußen an und

sprach: „Och, Gesellen, wat do wi nu? Wat will hiruth werden? Wo willen unde konnen wi dat verantworden? Nun wollte ich doch, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen ansehen muß, daß so mancher ehrliche deutsche Kriegsmann und Schiffmann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Ursache, was macht uns so verzagt? Wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unseren Feinden für unseres Vaterlandes Freiheit gestorben und zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unser Leben lang tragen sollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und nachschreien: das sind die, die sich von den Welschen haben verjagen lassen. Gedenkt doch, welch einen Muth unsere Feinde, die Englischen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutschen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre besser, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welschen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch gesagt: Brüder, da wäre wol eine gute Beute vorhanden, aber sie will Arbeit kosten, wolltet ihr wie ich Ernst anwenden, sie sollte uns nicht entgehn, aber unerschrockene Herzen und Fäuste wollen dazu gehören. Die Galleye ist groß, dazu als ein unförmlich Biest anzusehen, das ihr nicht gewohnt seid, viel größer als unser Schiff, dazu mit vielem Volk und Geschütz ausgerüstet; aber es sind Welsche und keine Deutschen. So wir aber unsern Vorvätern nach mit Herz und Faust wollten Deutsche sein, so sollte uns die Beute nicht entgehn und unser Lebtag uns gut thun. Da riefet ihr alle, man sollte an euch nichts anderes finden, als was deutschen Männern wohl ansteht; ach großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören, daß Welsche uns nachrufen: so soll man die deutschen Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher eher sterben als so etwas hören."

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke seinem Volk das Blut wieder warm, daß sie sprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch nicht viel versehen; daß wir eine Wendung gethan, kann uns viel und unseren Feinden nichts nützen. Laßt uns also unsere Sache fleißig beschicken, wie uns das am profitirlichsten ist, wir sind doch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welschen, sie sollen Hunde vor sich finden, die nicht laufen sondern weidlich beißen können, sie sollen diesen Tag mit Gottes Hilfe unser sein, und wären der Welschen auch noch so viel, oder wir wollen alle sterben."

Als Paul Beneke vermerkte, daß der Kriegs- und Schiffleute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er sie auch nicht weiter verbittern, sondern er gab dem Schiffer gute Worte, daß er das Schiff an die Galleye steuern ließ. Da entfiel den Welschen der Muth, und da begannen sich die Preußen als Deutsche zu beweisen, unverzagt wie die Löwen zu den Welschen hinzudrängen und zu schlagen, und ehe die Welschen sich des versahen, waren die Deutschen bei ihnen in der Galleye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen sein Wunder sehen, wie der große Padrone von der Galleye, der zuvor alle Deutschen fressen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anbeteten. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen; denn wiewol die Welschen nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das edle deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Barmherzigkeit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demüthigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entstand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffvolk wollte gar nicht gestatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden sollte. Weil des Gutes so viel darin war,

viele tausend Gulden an Werth, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zu Theil werden, denn sie wußten, daß ein Rath von Danzig als Rheder des Schiffes die Hälfte für sich nehmen würde; außerdem befürchtete das Volk, es würden so viele Briefe und Schriften hinterher kommen, daß sie wol nichts von der Beute kriegen würden. Diese und andere Ursachen mehr stellten sie dem Hauptmann vor, daß sie ganz und gar nicht nach Danzig wollten, und wiewol Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutschen ansteht seinem Herrn stets Treue zu beweisen, so konnte er doch das Volk nicht überreden, sondern sie blieben bei ihrem Vorsatz und liefen mit der Galleye und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Bischof von Bremen Geleit, damit sie die Beute theilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deshalb legten sie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rath von Stade, denn ein Rath von Hamburg wollte sie nicht geleiten. So boten sie die Beute zu Kauf, aber sobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten, daß niemand von den genommenen Gütern kaufen sollte; aber weil sie guten Kauf gaben, kriegten sie dennoch Käufer, wiewol es hoch verboten war.

Es begab sich, daß in derselben Zeit zwischen den Osterstädten und den Englischen ein Tag zu Utrecht gehalten wurde. Da also die Lombarden die Zeitung erhielten, daß Paul Beneke die Galleye genommen hatte, reisten sie alsbald nach Utrecht und klagten kläglich, daß die Osterleute sie gekapert hätten, da sie doch nicht der Osterlinge Feinde wären, sie hingen auch große Drohworte daran; aber daß sie von den Englischen Geld genommen und gelobt mit solcher Finanzerei das Gut derselben hinüberzubringen, davon schwiegen sie still. Die Herren der Städte gaben zur Antwort, sie wären nicht dazu da um zu richten, sie könnten nichts als Fleiß anwenden, daß man die Sache zwischen den Englischen und den Oster-

städten zu einem guten Vertrag brächte. Wäre ihnen etwas genommen, so möchten sie ihr Recht bei denen suchen, die es gethan hätten; könnten ihnen die Städte in späterer Zeit helfen, so wollten sie es gern thun.

Als die Lombarden bei den Herren von Lübeck, Cöln und Bremen, die zu Utrecht waren, keinen besseren Bescheid erhielten, bewirkten sie bei Herzog Karl von Burgund, den damals alle Welschen, Spanier und Franzosen fürchteten, daß er an Paul Beneke auf die Elbe seinen Sendboten schickte, welcher im Namen des Herzogs von Burgund Schiff und Waare zurückforderte, die in seinem Fahrwasser und dazu unter seinem Wappen genommen wären. Aber dieser Legate kriegte von Paul Beneke und den Seinen eine solche Antwort, daß er ledig wieder nach Hause ziehen mußte, und Paul Beneke und sein Volk theilten die Beute, also daß Paul Beneke die Hälfte der Beute von wegen des Rathes zu Danzig empfing, die andere Hälfte theilten die Leute und wurden alle reich. Also brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rath nach Danzig.

Nicht lange darnach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief sandte an den Rath von Danzig, dieses Inhalts: er wollte von den in Danzig all dies Gut bezahlt haben, oder so jemand von Danzig in sein Land käme, denselben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten sich nicht groß an das Schreiben.

Diese Historia habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß diese guten Städte viele solcher Hauptleute hätten, die sie in der Noth gebrauchen könnten. — Aus dieser männlichen That des Paul Beneke entstand so viel, daß die Englischen den deutschen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte schreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht ansetzen, sie wollten sich in allen Dingen billig finden lassen

und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann schrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und so ward der Fehde ein Ende, die so manches Jahr gewährt, und die Englischen mußten geben den deutschen Kaufleuten für ihren Schaden 10,000 Pfd. Sterling, d. i. 60,000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schillinge.

So weit der Chronist. — Zur Zeit des Paul Beneke sandte seine Stadt einmal in einem Jahr 1100 Schiffe mit Getreide nach England, häufig 6—700 Schiffe. Und das Getreidegeschäft war damals nicht die größte Erwerbsquelle der Danziger, und Danzig war nicht die größte unter den siebzig oder achtzig Städten der Hansa, wenn auch eine der kräftigsten.

Diese Blüte des norddeutschen Handels war aus dem freien Bund einzelner Städte erwachsen, und aus Privilegien, welche der Schwäche anderer Mächte durch Gewalt und Geld abgerungen waren. Sie verging, sobald das Interesse der Staaten mächtiger wurde als das der Städte, und seit die Kriegsflotten der Holländer, Engländer, Nordmannen und zuletzt sogar der Russen stärker waren als die Orlogschiffe von Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig. Ganz allmählich sank im 16. Jahrhundert eine Stadt nach der andern aus dem Hansabund, herrisch wurde ein Hof und Contor nach dem andern von den Fremden geschlossen.

Aber sogar durch die fürchterliche Zeit des dreißigjährigen Krieges bewahrten einige Städte der alten Hansa einen Theil ihrer Thätigkeit und die Erinnerung an die Großthaten ihrer Väter. Der Schiffer des Hamburgischen Orlogschiffes, welches im Jahr 1683 auf der Rhede von Cadix verbrannte, verdient wol, daß wir seiner in Ehren gedenken.

Und als zweihundert Jahre nach jener großen Zerstörung unseres Volks die Dörfer der Deutschen wieder einen Ueberschuß von Colonistenkraft lieferten, welcher sich dem Zwang

der uralten Gemeindefluren und der neuen Kleinstaaten entziehen wollte, da waren wieder die Enkel der Hansen rührig, die Auswanderer auf ihren Schiffen über das Meer zu führen — aber in einen neuen Welttheil.

Im Jahr 1367 schloß die Hansa den großen Bund von Cöln, ihre Kriegsschiffe schlugen und jagten König Waldemar den Sieger aus seinem Reiche, sie zwangen den König Hakon von Norwegen zu eiligem Frieden, und der römische Kaiser sprach für die größten Erfolge, welche den Deutschen jemals zur See gelungen sind, die Reichsacht über die deutschen Sieger aus, nur daß niemand darauf achtete. Gerade fünfhundert Jahre später, im Jahr 1867, ward die Flagge einer neuen Hansa auf den deutschen Schiffen in Ost- und Nordsee erhoben.

Wir gedenken dabei unserer Vorfahren. Noch bleibt uns viel zu thun, um in neuer Cultur die gleiche stolze Seekraft zu erwerben.

Wir gedenken auch unserer Stammgenossen, welche unter fremder Herrschaft am Strand der Ostsee und am untern Lauf der Donau ihr Volksthum treu bewahrt haben. Die Länder, in welchen sie unsere Sprache und Bildung behaupten, sind durch Schwert, Schiff und Pflug unserer Ahnen erobert; eine Menge stolzer und trauriger Erinnerungen sind den Enkeln der Einwanderer und uns gemeinsam, und was mehr ist als Gemeinschaft der Väter, uns bindet zusammen der gleiche Herzschlag in Sprache, Wissenschaft, Familienleben und Sitte.

8.

Krieg und Fehde

im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Kaufleut' sind edel worden,
Das merkt man täglich wohl,
Dann kommt der Reiterorden,
Macht ihren Adel voll.
Heraus soll man sie klauben
Aus ihren fuchsnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben
Dieselben Kaufleut' gut,
Um ihren Uebermuth.

Wir hab'n uns des vermessen
Im edlen Frankenland,
Die Bauern wolln uns fressen
Den Adel wohlbekannt.
Das wird Gott nit verhängen,
Wir wolln sie vor uns sprengen,
Sie wie die Säu' besengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Schopf den Galgen rührt.

Sanct Jörg, du edler Ritter,
Rottmeister sollst du sein,
Bescher uns schönes Wetter,
Bewähr die Hilfe dein,
Daß wir nit ganz verzagen,
Wenn wir im Wald umjagen,
Das Gut zusammentragen;
Errett' uns arme Knecht
Vor allem strengen Recht.

Reiterlied des fünfzehnten Jahrhunderts.

Viele Jahrhunderte hatten vergebens gearbeitet, die altgermanische Anschauung zu bändigen, welche dem Manne, der an Leib und Gut geschädigt war, frei stellte, ob er sich Recht suchen wollte durch Urtheil von den rechten Richtern seines Gegners oder durch eigene Hand. Nur die Genossenschaft und ihre Ordnung konnte den Genossen zwingen ihr Urtheil zu nehmen, aber manchmal war unbestimmt, ob er Urtheil zu holen verpflichtet sei oder nicht, und in schwerer Sache wurde nach solchem Urtheil ihm vielleicht die Wahl gelassen, ob er sich damit befriedigen oder nach eigenem Vermögen am Leib des Gegners sein Recht suchen wolle. Wer sich vollends von einem Fremden geschädigt glaubte, der nicht durch das Recht derselben Genossenschaft gebunden war, der hatte nach volksthümlicher Auffassung bei den Fremden kein ehrliches Recht zu erwarten und durfte durch Gewaltthat sich zu seinem Rechte helfen. Kaiser, Landesherren und Kirche merkten, daß

solche heidnische Ansicht jede feste Staatsordnung unmöglich mache, die Freistühle und Hofgerichte, welche des Königs oder der Landesherren Recht sprachen, Zorn und Bannstrahl der Kirche, alle gebotenen Landfrieden, selbst die Bündnisse großer Landesherren und Städte vermochten nicht zu steuern, die Fehden waren nicht auszurotten.

Das Volk wußte, daß sein Recht bei Krieg und Fehde nicht in Büchern zu lesen war. Eine Stadt machte zuweilen in Nothzeit eine Ordnung für ihre Bürger, worin sie verständig alten Brauch nach dem Bedürfniß der Stunde ergänzte. Aber das Recht, nach welchem die Kriegsknechte einen Genossen richteten, die Grundsätze, nach denen Vertrauensmänner die Beute vertheilten, vor allem die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande, nach denen der Krieger sich gegen den Feind hielt oder der Feldhauptmann die Streitigkeiten schlichtete, waren nirgend verzeichnet.

Nach volksmäßiger Auffassung hatte das Recht der Fehde jedermann, der überhaupt sich selbst Recht fordern durfte, für den Unfreien der Herr. Zwar wenn Bäcker, Köche und Küchenjungen edler Herren den Städten oder einmal einem andern Edlen absagten, so war das nur ein im 15. Jahrhundert beliebter Hohn ihrer Herren; und ein Knabenstreich war es, wenn ein einzelner Bürger dem Kaiser Fehde ankündigte oder ein Junker den Bürgern Frankfurts, weil seinem Verwandten von einer Frankfurterin ein Abendtanz abgeschlagen war, oder die Schuhknechte in Leipzig einigen Professoren derselben Stadt. Aber auch der Fuhrmann, der fahrende Händler, der heimatlose Lungerer, ja Frauen und Mädchen sendeten Fehdebriefe an Herren und Städte, und solche Kriegserklärung kleiner Leute wurde vielleicht sehr lästig, wenn die Fehder Wegelagerer und Junker fanden, welche ihnen halfen. Freilich das Fehderecht durfte nur unter gewissen Beschränkungen geübt werden, in denen sich das deutsche Gewissen geltend machte. Der Bürger gegen seine Stadt, der

Vasall gegen seinen Edelherrn mußten vorher aus ihrem Abhängigkeitsverhältniß ausscheiden, der Bürger, indem er seinen Abschied aus der Stadt nahm, der Lehnbesitzer, indem er sein Lehn in die Hand des Herrn zurückgab. Beide wußten diese Pflicht zu umgehn, der Bürger entfernte sich ohne vorher die gebotene Abzugsteuer zu entrichten, und kündigte aus sicherem Aufenthalt das Verhältniß, der Belehnte rückte mit seiner Habe aus der Burg und zeigte dies dem Herrn an, um die Burg gleich darauf wieder als Feindesgut zu besetzen. Ferner mußte die Fehde dem Gegner drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angekündigt werden, und zwar von jedem der Schwurgenossen, welche sich dazu vereinigt hatten; in der Absage mußte erklärt sein, wem der Unfriede gelte. Und er galt nicht nur dem Leib und Gut des Gegners, auch den Genossen seines Hauses und allen, die als Lehnsleute, Verpflichtete, Hörige und Unfreie an ihn gebunden waren, deshalb in der Regel auch seinen Blutsverwandten, — wol immer, wenn vergossenes Blut zu rächen war, — sowie der ganzen Gemeinde, die sein Leben schützend umgab. War der Feind eine Stadt, dann allen Bürgern, Bauern und den Rittermäßigen, welche auf Häusern der Stadt saßen oder in ihrem Dienst standen. War der Feind ein Landesherr, dann allen Städten, Lehnsleuten und Unterthanen, und vergebens protestirten die Städte, in solcher Art unter Gewaltacten und unbezahlten Schulden ihrer Landesherren leiden zu müssen.

Durch dasselbe Gewohnheitsrecht waren zahllose Einzelheiten in Fehde und Krieg bestimmt, an deren Beobachtung man den „ehrlichen“ Mann erkannte. Viele dieser Regeln, welche um 1300 und 1400 das Thun der Besseren und Hochsinnigen leiteten, sind unserer Empfindung unschmackhaft, z. B. geliehener Harnisch und Pferd, welche im Streit verloren gehn, werden nicht wiedergegeben, falls das nicht besonders ausgemacht ist; den Gefangenen mag man töten, wenn man in Wahrheit sein Leben für gefährlich hält und

seinem Versprechen nicht glaubt, außer wenn man ihm im Streit das Leben versichert hat; aber seine Habe verliert er, wenn ihm die nicht zugeschworen ist. Des Kaisers Recht ist, daß alle seine Gefangenen eigene Knechte werden, wenn er selber ficht. Wer gefangen liegt und sich ausbittet heimzufahren in sein Haus und dabei versprechen will sich an einem Tag zu stellen, der muß sein Gelöbniß halten, außer wenn er weiß, daß er sterben oder an einem Glied verderben muß; dann mag er ausbleiben.

Was zu Land und Leuten des Feindes gehört, verfällt dem Sieger, auch der Unbewaffnete und sein Privatbesitz. Die Ernte des Feldes wird verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, die Heerden weggetrieben, Bauern und Bürger getötet oder in die Gefangenschaft geführt. Aber christliche Frauen und Kinder sollen kampffrei sein, sie werden nicht gefangen und nicht geschatzt. Es war auch Kriegsgebrauch den Frauen ihre Kleider zu lassen, wenigstens von den Städten wurden die bösen Buben, welche Frauen ihrer Kleider beraubt hatten, streng bestraft, und auf den Burgen galt die Courtoisie, daß die Frau aus rittermäßigem Geschlecht ihren ganzen Schmuck behielt.

Wer die Fehden dieser anarchischen Zeit mustert, der findet uralte Volkssitte unter jüngerer Erfindung, die durch Ritterthum und städtisches Gemeindeleben zugebracht wurde. Aber in der Hauptsache sind Formen und Methode der Fehden merkwürdig gleich, ob sie groß oder klein sind, zwischen Fürsten oder Bauern entbrennen. Auch ihr Verlauf zeigt in endloser Wiederholung dieselben schweren Thaten und Leiden. Deshalb soll hier statt einer einzelnen Fehde der Gang, den sie insgemein zu nehmen pflegte, geschildert werden. Zuerst, wie etwa der Streit zwischen zwei kleineren Gemeinden verlief.*)

*) Das Folgende nach einem merkwürdigen bereits citirten Gedicht: Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, herausg. von L. Bechstein, 1851. Es ist als Kunstwerk ungeschlacht, schildert mit grober Carricatur, aber

In Baiern z. B. sind ein ansehnliches Dorf und eine kleine Stadt in Fehde gerathen, die Veranlassung ist eine Schlägerei und Verwundungen bei einem Dorffeste. Die aus dem Dorf halten unter Vorsitz des Meiers Rath; zwar warnen einige Alte vor allzugroßer Schärfe, aber der wilde Haufe der jungen Männer überschreit sie. Man beschließt die Fehde zu erklären. Ein Bote wird gesandt in einem rosafarbenen Tuch mit einem Schwert und Handschuhen, die mit rothem Blut besprengt sind, als Zeichen, daß man mit den Bürgern fechten will. Der Bote kommt vor den Rath der Stadt und beginnt: „Mein Herr, der Meier, und der Rath meines Dorfes haben mich zu euch gesandt, daß ich euch einen Gruß sage, wir ihr ihn verdient. Ich widersage eurem Leib und eurer Habe von meinen Herren allen, nehmt den Handschuh in eure Hand und auch das blutige Eisen, damit ihr euch wehrt; auf dem Feld bei der großen Linde werden meine Herren sich nach drei Tagen am Morgen früh finden lassen." Ihm antwortet der Bürgermeister der Stadt: „Trage Schwert und Handschuh deinen Herren zurück und sage ihnen auch unsern Fluch. Mit unsern eigenen Schwertern wollen wir sie treffen, wenn sie an die Stätte kommen, zu der sie uns geladen. Du aber nimm hier das Roß, es sein dein; als Botenbrot von meinen Bürgern und mir gebe ich dir's, denn deine Märe macht uns wohlgemuth."

So beschenkt kehrt der Bote zurück, beide Parteien senden nach Städten und Dörfern in der Runde Brief und Bitte um Hilfe. Ueberall in der Umgegend versammelt sich der Rath und

nicht ohne Laune in damals beliebter Weise Scenen des Dorflebens und mischt in die burleske Darstellung wirklicher Verhältnisse höchst willkürlich phantastische Erfindung, enthält aber dazwischen sorgfältig gezeichnete Situationen und längere lehrhafte Abschnitte über Kriegführung und Rechtsbräuche. Der Verfasser, ein Sohn des 15. Jahrhunderts, lebte abseit der Heerstraße in einer Gegend, in welcher das Volksleben sehr alterthümlich und kräftig geblieben war. Man meint zuweilen, Zustände aus dem Jahr 1000 vor sich zu sehen.

überlegt. Die einen sagen: „Es ist eher möglich zwischen zwei Feinden zu wählen, als zwischen zwei Freunden, leiste ich einem von zwei Feinden Hilfe, so gewinne ich ihn zum Freunde. Diese aber sind beide unsere Freunde, stellen wir uns auf eine Seite, so verlieren wir einen Freund. Wir wollen also gemach thun und keinem von beiden Friede noch Sühne brechen." Und andere Städte sagen: „Die Edelleute sind uns so heiß auf Leib und Gut, daß wir nicht zu der Geschichte fahren können, darum bitten wir beide um ihre Huld, wenn wir uns entschuldigen." In einer Stadt aber entscheiden die Bürger: „Rath soll man jedermann geben, der sein begehrt, unsere Gewalt aber geben wir dem, der unserem Rath folgt und der schwächere ist. Sind aber beide übermüthig, so lassen wir sie streiten, bis sie selbst müde werden." Die so sprechen, schicken ihre Boten zu den Entzweiten und reden zum Frieden; ihnen aber wird die Antwort: „Wir haben euch um Hilfe gebeten und nicht um Rath, ihr handelt nicht ehrlich an uns." So schlägt die Vermittlung fehl und beide Theile senden wieder zu den guten Nachbarn, die ihnen hilfreich sein werden, weil sie gegen die anderen einen Groll haben.

Am Tag vor dem Kampf rücken die Männer des Anzuges an beiden Orten ein, etliche zu Fuß, andere zu Roß, jeder Trupp mit einem Fähnlein, vor jedem Haufen fahrende Leute mit Pfeifen und Saitenspiel; auch Fremde laufen herzu, wandernde Kriegsleute, Schützen und Schildknechte. Fröhlich wird der Anzug empfangen, in der Stadt steigt der Bürgermeister auf ein Hausdach am Markte um von Allen gehört zu werden, und redet die Bewaffneten an: „Zuerst essen wir fröhlich Brot und Fleisch und trinken dazu rothen Wein, dann ziehen wir gegen die Nacht hinaus auf das Feld, dort richten wir Hütten und Zelte auf, halten gute Wache und Lagerfeuer bis zum lichten Tag. Darnach lege jeder seinen Harnisch an und befehle seine Seele Gott und jeder führe einen Segen bei sich, und sind unter dem Feinde Unchristen,

die mit dem Teufel fechten, denen schneidet die Beine ab." Darauf ernennt der Bürgermeister einen Fähnrich und sagt zu ihm: „Du, unser Bannermeister, hast um nichts zu sorgen als um die Sturmfahne im Gefecht. Trag' sie festiglich hoch empor und trachte, daß du nicht wiederkehrst, wenn man sie niederdrückt." Und von unten rufen sie: „Wer aber soll den Vorstreit haben?" Der Bürgermeister spricht: „Sind Schwaben unter uns, so haben die den Vorstreit, das ist ihr altes Recht.*) Von euren Haufen stellt sich jeder den Feinden gegenüber, auf die er seinen größten Haß hat; die aus dem Feindesdorfe sollen uns zu Theil werden, sie sind uns um kein Geld feil."

So zieht die Schaar aus zur Wahlstatt bei der Linde. Beide Theile schlagen Lager, eines nahe dem andern, sie halten Wache und beichten ihrem Pfaffen. Beim ersten Morgenlicht tönt das Heerhorn, die Haufen ordnen sich, voran die mit der Armbrust, dann die Reiter mit Langspeer zum Einbruch und die mit den Schlachtschwertern, womit sie die Helme zerhauen; bei ihnen sind leichte Fußknechte, damit sie den geworfenen Reitern wieder aufhelfen, die Pferde der Feinde stechen, die gefallenen Feinde schlagen und würgen, und wenn der Sieg entschieden ist, den Rest gefangen nehmen.

Sind die Schaaren geordnet, dann sprechen die Hauptleute zu ihren Haufen und der Hauptmann befiehlt dem Bannermeister: „Du schlag' fröhlich daran, Roß und Mann," dann schreit die Schaar: „Ueber sie, Herr, und über sie, Herr," und der Kampf beginnt. Es wird ein großes Gedränge, aber die Bürger behalten das Feld, die vom Dorfe fliehen und lassen die Erschlagenen zurück. Beute und Gefangene werden gesammelt; dann wird die Beute getheilt, die zugezogenen Genossen verabschieden sich und fahren heim. Die Städter

*) Wittenweiler nennt die Schweizer. Das alte Vorkampfrecht der Schwaben ist also seit den Siegen des 14. Jahrhunderts nach Volksmeinung hier und da auf die Schweizer übergegangen.



selbst ziehen gegen das feindliche Dorf, Verrath öffnet ihnen eine Pforte, sie dringen vor, indem sie die Dorfgassen vermeiden und durch die Wände aus einem Hof in den andern brechen. Aber ein festes Steinhaus, wohin sich der Rest der Einwohner mit der Habe geflüchtet hat, widersteht ihrem Angriff, vergeblich mühen sie sich die Mauer zu untergraben oder einzurennen. Endlich ziehen sie mit Beute beladen ab, das Vieh vor sich her treibend. Die vom Dorfe aber besenden jetzt traurig die Nachbarn, deren guten Rath und Vermittlung sie vorher zurückgewiesen. Die Nachbarn stellen sich vorsichtig ein, und mahnen die Sieger Maß zu halten. Endlich wird nach vielen Tagleistungen Sühne und Vergleich besprochen, die Fehde zu vertragen.

Ist eine große Reichsstadt der befehdete Theil, so nimmt der Kampf leicht größere Verhältnisse an, die Nachbarstädte, die ganze Landschaft, ein großer Theil des Reiches wird hineingezogen. Die Fehde dauert vielleicht Jahre, Kaiser und Reich machen einige schwache Anstrengungen zu vermitteln. Zuletzt hilft die Ermüdung beider Theile besser zur Sühne als die Vermittler. Es ist wahr, in jede größere Fehde spielten die politischen Interessen der Nation hinein. Kaiser oder Fürsten, Fürstenmacht oder Ritterschaft, Landherren oder Städtekraft, das war die letzte Frage bei unzähligen Kämpfen, die um Burgen und Stadtmauern tobten. Häufig war der Kaiser stiller, aber schwacher Bundesgenosse der Städte und die Fürsten thätige Parteigenossen der Ritterschaft gegen die lästigen Bürger. Doch diese stille Tendenz in den Kämpfen mehrer Jahrhunderte wurde immer wieder durch Zufälle und persönliche Händel gekreuzt, häufig standen die Banner einzelner Fürsten und Reichsstädte gegen die Burgen unbotmäßiger Vasallen, und wieder einmal Städte und Junker vereint gegen die Uebergriffe eines Landesherrn. Und wie groß die Landstrecken waren, in denen die Kriegsfeuer aufstiegen, es ward fast nie ein großer Brand, die vernichtende Flamme leckte

einen Wald, ein Dorf, eine Burg vom Erdboden, sie brach wie eine Seuche hier und da an weit entfernten Orten aus, sie schwächte und verzehrte allmählich die Kraft der streitenden Parteien.

Ja selbst Kriege mit Feinden des Reiches, mit den Böhmen, den Ungarn, den Franzosen und Burgundern, hatten den Charakter von Fehden, es waren vielleicht beträchtliche Heerhaufen, die sich zusammen ballten, aber sie fuhren nach wenigen Wochen auseinander, kaum jemals überdauerten sie ein verlorenes Treffen. Nicht nur das Geld fehlte, auch die Kriegsleute, welche aushielten. Selten war dem Kaiser möglich, mehre mächtige Reichsfürsten zur Heeresfolge zu veranlassen, und eben so schwer wurde den Fürsten, ihre Vasallen zu längerem Felddienst in der Fremde aufzubieten. Dem Feinde in Streifzügen Abbruch thun an Mannschaft und Gut war die größte Kunst des Krieges. Durch zusammengreifende Operationen, eine Schlacht, eine Eroberung größerer Städte den Krieg zu enden gelang selten. Auch waren wohlverwahrte Städte, wenn sie nicht durch Verrath oder innere Zwietracht geöffnet wurden, in Wahrheit für die Angriffsmittel jener Zeit zu stark befestigt. Im Jahr 1376 lag Kaiser Karl IV. mit vielen Fürsten und einem Reichsheer vor der Stadt Ulm, er mußte sich begnügen zu sengen und zu rauben und unverrichteter Sache abziehen. Im Jahr 1447 führten die Nürnberger, damals eine Stadt von wenig mehr als 20,000 Einwohnern, einen Krieg gegen die Mehrzahl der deutschen Fürsten und fast die gesammte Reichsritterschaft; drei Jahre währte der Kampf, in der ganzen Zeit dachten die Feinde nicht einmal daran die Stadt zu belagern.

Seit dem 14. Jahrhundert merkte man, daß ein schneidiges, festes Fußvolk unentbehrlich sei; der Mangel daran verursachte, daß die zweihundert Jahre von Rudolf von Habsburg bis zu den Landsknechten, eine Zeit, in welcher mehr Blech zu Helmen und Harnischen geschlagen wurde als je

vorher und nachher, und in welcher die Zeitgenossen fast nichts zu erzählen hatten als Zänkereien und Fehden. gerade die Zeit einer kläglichen militärischen Schwäche, ja völliger Rathlosigkeit vor großer Kriegsgefahr waren.

Befürchtete eine Stadt große Fehde, so mahnte der Rath die Bürger, sich mit Wehren und Lebensmitteln zu versorgen; er warnte seine Bauern und gab ihnen anheim nach der Stadt oder den Schlössern derselben zu fliehen; dort mußten sie schwören in Burg oder Stadt auszudauern und den Hauptleuten gehorsam zu sein; dafür erhielten sie aus dem Stadtwald Holz, um sich auf Friedhöfen und wo man sie sonst dulden wollte, kleine Hütten zu bauen. Trat die Gefahr näher, dann ritten die Boten auf allen Straßen, die auswärtigen Bürger zu mahnen. Der Rath gebot den Bürgern Reisige und Pferde zu stellen je nach ihrem Vermögen, zu jedem Pferde einen Knecht, wenn der Gebotene nicht selbst reiten wollte. Jeder Bürger war zu bestimmtem Kriegsdienst verpflichtet mit seinen Gesellen und Arbeitern, die der Stadt für diese Zeit schwören oder weichen mußten. Wem nicht Roßdienst auferlegt war, der gehörte zum Fußvolk oder zur Geschützmannschaft und zum Fuhrwesen. Auch das Fußvolk bestand aus Wappnern in schwerer Rüstung mit Spieß und Hellebarde, und aus Leichtgerüsteten mit Schußwaffen, der Armbrust und später dem Handrohr. Nicht überall dauerte die alte Heertheilung nach Innungen, die Bürgerschaft war meist in Quartiere getheilt und stand unter Viertelsmeistern. Frei vom Waffendienst war nur, wer unter sechszehn und über sechzig Jahre zählte, und hie und da, wer fünf lebende Knaben hatte. Auch Frauen waren kampffrei, wenn sie nicht mit Steinen auf der Mauer helfen wollten, das stand bei ihnen. Von einem Reisezug aber aus den Mauern konnte der Bürger sich — zu hohem Preis — loskaufen, und es darf nicht verschwiegen werden, daß dieses Recht von den Wohlhabenden sehr in Anspruch genommen wurde. Die

Bürgerschaft zog aus „mit ganzer, halber, Viertelsstadt“, je nach der Größe des Zuges.

Aus Rath und Gemeinde wurde ein Ausschuß gebildet, die Kriegsherren, zur Leitung des Krieges. Er warb auch Söldner, Spießer, Armbruster und Büchsenschützen, in der Nähe der Schweiz suchte er Schweizer zu erhalten, auch die böhmischen Städte gaben nach den Hussitenkriegen gegen Sold Mannschaft ab. Unter den Reisigen dienten gewöhnlich Rittermäßige der Landschaft, deshalb wurde gern ein Edler oder Ritter zum obersten Hauptmann der Reisigen gesetzt. Alle Geworbenen erhielten Sold, die Verpflegung besorgten sie entweder selbst, oder sie wurde von der Stadt durch große Stadtküchen bestritten. Auf dem Rathhaus war außer der Stube der Kriegsherren auch die Hauptwache, welche durch Trabanten mit Büchse oder Armbrust, sichere Leute im ständigen Dienst der Stadt, gebildet wurde, dabei hielt man „Aufbieter“ als Ordonnanzen. Sorglich und immer wieder wurden die bewaffneten Bürger und Söldner gemustert. Jeder Abtheilung des Stadtheeres waren Sammelplätze in den Mauern bestimmt auf Märkten, und wenn das Nothzeichen gegeben wurde, an den Thoren. Auf den hohen Thürmen der Stadt wachten die Thürmer, in jeden wurde zur Unterstützung derselben ein Posten gelegt; schaute der Thürmer in der Ferne Feinde oder ein Feuer, so blies er Feind oder Brand und steckte in der Richtung des Unheils am Thurme ein Zeichen aus, Tonne oder Sieb an einer Stange. Auf sein Zeichen zogen die Trompeter als Signalisten der Reisigen, und die Sackpfeifer und Pauker (Trommler) als Signalisten des Fußvolks durch die Straßen. Dann rannten die Reisigen und lief das Fußvolk zu den Sammelplätzen.

Für die Nacht wurde eine Losung ausgegeben, in der Regel der Name eines Heiligen; wer auf der Straße betroffen sie nicht wußte, wurde zur Hauptwache geleitet.

Man wandte große Sorge auf gute Kundschaft vom

Feinde, außer den Wartleuten bezahlte die Stadt Kundschafter, häufig Bauern und Frauen vom Lande. Hatte man Briefe durch die Feinde zu befördern, so wurden sie in ausgehöhlten Stäben, in Holzschüsseln und Flaschen mit doppeltem Boden fortgeschafft, alle Briefe, welche in die Stadt kamen, wurden in der Kriegsstube aufgebrochen und gelesen.

Nicht nur was innerhalb der Mauern und Thore lag, wurde verwahrt, auch außerhalb hatte die Stadt feste Häuser, welche ihren Bürgern gehörten, und gemiethete Burgen. Denn die Stadt vertrug sich mit rittermäßigen Besitzern in der Nähe, daß sie ihr die Burg für Jahre oder ohne Zeitbestimmung „zum offenen Hause" machten, und sie zahlte dafür gutes Geld. Diese festen Häuser auf dem Lande wurden mit Proviant, Geschütz, im Nothfall mit Mannschaft versehen, sie bildeten die gefährdeten Außenwerke, und in der Regel wurde der Kampf um sie geführt, sie ergaben sich den Feinden oder wurden erstürmt und ausgebrannt, entsetzt oder wieder gewonnen. Auch die Landwehr, Wall und Graben um die Stadtmark, wurde durch Schranken aus Bohlen verstärkt, und wo sich eine Landstraße durchzog, mit Schlagbäumen besetzt; diese konnten aus einer Bohlenhütte geöffnet werden, in welcher ein Schützenposten lag. War noch Wald längs der Grenze, so wurde nach altem Brauch in ihm ein Verhau geschlagen; man war aber im 14. Jahrhundert der Meinung, daß dies unpraktisch sei; denn gerade hier pflegten die Feinde Oeffnungen zu räumen, durch welche sie heranschlichen, und da ihnen die Stellen bekannt waren, in denen das Verhau für Ausfälle unterbrochen war, suchten sie heimkehrende Streifzüge gerade dort durch Hinterhalt abzufangen. Längs dieser Flurbefestigung wurde ebenfalls zu Roß und Fuß patrouillirt.

Die stärksten Wachen aber waren um die Thore; dort standen außerhalb des Grabens an Stelle der alten dicken Steingebäude, welche Vorwerke oder Wighäuser hießen, seit dem 15. Jahrhundert die Bollwerke, aus Bohlen und Erd-

werk aufgeführte Befestigungen, sie waren mit Geschützen versehen, zuweilen mit Bohlen gedacht. Demnächst vertraute die Stadt ihren starken Mauerthürmen, die größeren galten für Castelle, die in alter Zeit bei einem Feuer oder einem Aufstand oder wenn die Stadt vom Feinde eingenommen war, den Bürgern und ihrer Habe die letzte Zuflucht gewährt hatten. Auch auf ihnen standen leichtere Geschütze; Wache und Geschützbedienung waren zuverlässigen Männern der Bürgerschaft als besondere Pflicht übergeben. Auf der inneren Seite der Mauer war häufig ein freier Umgang, in München z. B. war durch König Ludwig 1315 jeder Anbau verboten, eiserne Kaiserstangen von 24 Schuh Länge ragten in die Stadt und bezeichneten die Breite des verbotenen Raumes. In Oesterreich und Böhmen hatten viele Städte wol noch aus der Avaren- und Ungarzeit als besondere Befestigung einen umschanzten Ring, den Tabor, neben der Stadt, in welchen beim Ueberfall die Einwohner Habe und Vieh retteten. Wer von Fremden zu den Stadtthoren hereinpassirte und unverdächtig war, der mußte vorher geloben der Stadt unschädlich zu sein, dann wurde er zu einem Biedermann geleitet, der für ihn Bürgschaft that. Wer passirte, erhielt ein Zeichen, das ihm um 1388 und 1449 zu Nürnberg mit einem messingenen vergoldeten Stempel auf den Daumen gedrückt wurde und daher Pollicke hieß.*)

Eine der größten Sorgen wurde bei dauernder Fehde die Verpflegung der Stadt, weil die wirksamste Vexation war Zufuhren aufzuhalten; darum wurde aller Privatbesitz von Getreide und Lebensmitteln aufgezeichnet und die Bürger ge-

---

*) Pollicia, ital. polizza, von pollex, Daumen. Vergl. Nürnberger Ordnungen von 1449 in: Deutsche Städtechroniken II. S. 325. — Davon das Wort Polizei, welches nicht von Politik und Politeia, sondern von einem Druck auf den Daumen herstammt. — Jenes Wort für Daumenmarke, oft Pollike gesprochen, dauert im süddeutschen Polleten, das auch nicht aus Billet umgelautet ist. —



zwungen einen Theil zum Taxpreis der Stadt abzugeben. Wir erstaunen vor der Energie und Größe der communalen Forderungen. Denn auch die schwersten Geldsteuern wurden auferlegt und niemand geschont. Das Regiment, sonst so vorsichtig und oft persönlich in Gunst und Haß, war in solcher Zeit rücksichtslos despotisch, es griff tief in die Geldtruhen der Bürger und befahl ihren Leib in die Gefahr, ohne vorher zu fragen.

Der Tag, an welchem eine gefährliche Fehde angesagt wurde, war der Schreibstube des Raths eine Zeit großer Arbeit. Die Absage geschah in der Regel nicht durch die alten Symbole der Feindschaft, das blutige Schwert und den Handschuh, sondern durch Briefe. Reitende Boten, und wenn der Absagende ein vornehmer Herr war, wohlgekleidete Knappen ritten an das Thor, den Fehdebrief in einem Sperrholz, der „Kluppe", an der Spitze ihres Speers befestigt. Oft wurde Einlaß nicht begehrt oder versagt, dann gaben sie den Brief am Thore in die Hand des Stadtbeamten. Bei großer Fehde, wie jene Nürnberger von 1449 war, wo mehre tausend Fehdebriefe in wenig Tagen abgegeben wurden, machte Mühe zu wissen, wer alles der Stadt Feind geworden war; deshalb wurden Tafeln mit den Namen der Absagenden öffentlich aufgehängt und eilig Verzeichnisse derselben an die Bundesgenossen und in die festen Häuser der Stadt gesandt, damit sich jeder vorsehe. Denn unberechenbar war Feindschaft oder Neutralität bei Vielen der Nachbarschaft, und oft war es zufällig, wohin Pflicht, Eigennutz, Neigung die Burgsassen zog.

Waren drei Tage schwüler Stille vergangen, dann entbrannte die Fehde. Und ihre erste Andeutung war sicher Feuerschein, welcher über ausgeraubten Dörfern aufstieg. Auch die Bürger begannen ihre Kriegsreisen, d. h. Beutezüge auf das feindliche Gebiet. Nicht nur die Stadt unternahm sie, auch Einzelne aus Speculation nach Anmeldung bei den Kriegsherren. Ein unternehmender Mann, der auswärts gute Kund-

schaft zu halten wußte und tüchtige Gesellen fand, die mit ihm zogen, konnte bei solchem Raub etwas gewinnen. Bei größeren Reisen wurde ein Theil der Bürgerschaft nach Stadtvierteln ausgeloost, und es war durchaus bezeichnend für die Situation der Städte und die Stimmung der Bürger, daß diejenigen auszogen, welche beim Loosen „verloren". Dem rittermäßigen Mann dagegen war die Reise ein Fest, vor dem man sich in Hoffnung eines reichen Fanges „letzte". Freilich fanden die Städter auch schlechtere Beute als die Ritter. Für beide Theile war der gewöhnliche empörende Gewinn die gefangenen Männer, von denen Lösegeld gehofft wurde, und was man den Bauern raubte, Getreide und Vieh, Butter und Bettzeug. Es galt den Kriegern der Deutschen für unehrenhaft Hühner und Gänse heimzubringen, das war später bei den Landsknechten die besondere Freiheit der Weiber und Buben. Die Ritter hatten freilich Aussicht auf reicheren Fang: einen Waarentransport, ein beladenes Schiff, einen Stadtherrn. Solche elende Beutezüge wurden fast täglich unternommen von der einen oder andern Partei, dabei wurden in der Regel Dörfer und kleine Landstädte verbrannt, bis die Umgegend verwüstet war; dann griff man entferntere Angehörige des Feindes an.

Kehrte man glücklich von einem Beutezug heim mit Raub und Gefangenen, so wurden noch auf dem Feld Beutemeister gewählt aus Rittermäßigen, Bürgern, den verschiedenen Söldnerschaaren. Diese mußten zuerst schwören, treu und gerecht die Beute — in Süddeutschland „die Nahme" — zu vertheilen. Unter dem Thor hoben sie jedem, der durchschritt, seinen Raub ab. Die Vorräthe wurden gesondert und verschlossen und auf dem Stadtmarkt an den Meistbietenden verkauft. Das erbeutete Vieh gehörte zum größten Theil den Befehlshabern und Chargirten, ein anderer Theil der Stadt, nur der Rest dem ausgezogenen Haufen; es wurde vor der Vertheilung in den Stadtgraben getrieben, dort durften die

Kühe von jeder Frau, welche ihnen eine Bürde Gras brachte, gemolken werden. Der Stadt stand frei, das gesammte Vieh zum gemeinen Nutzen von den Beutemeistern gegen mäßige Summen zu kaufen. Außerdem mußte jeder, der am Zuge Theil gehabt, noch einmal schwören, daß er keine Beute hinter sich habe und keine bei Anderen wisse, und durch solchen Eid kam noch viel Unterschleif zum Vorschein. Endlich wurde der ganze Erlös vertheilt auf Pferde und Mann, so daß der Fußknecht ein Theil, der Reisige zwei, jeder Wagenbesitzer so viel Theile bekam, als sein Wagen Pferde hatte. Die rittermäßigen Gefangenen wurden ausgezeichnet, gegen ihr Wort zu Wirthen in die Herberge gelegt und von den Städten in der Regel nicht geschatzt. Die übrigen wurden in die Thürme gesperrt, aus der Stadtküche gespeist, wofür sie, wenn sie es irgend vermochten, Kostgeld zahlen mußten, im Nothfall auf Stadtkosten gefüttert. Für den armen Gefangenen erhielt, wer ihn einbrachte, einen Fanggulden; der Gefangene, welcher etwas hatte, wurde geschatzt, es gab dafür besondere Abschätzer, die in der Gegend bekannt waren; wußte man um das Vermögen nicht Bescheid, so wurde wol einer der Gefangenen unentgeltlich erledigt, unter der Bedingung, daß er seine gefangenen Parteigenossen taxire. Das Lösegeld beanspruchten in manchen Fällen die Hauptleute, in andern die Stadt. War aber ein solcher Beutezug Privatanschlag Einzelner, so kam diesen das Lösegeld zu, dann hatte sich der Hauptmann des Zuges mit dem Fangenden zu berechnen. Wer im Kriege aus der Gefangenschaft entlassen wurde, der mußte einen Eid schwören, daß er nichts zum Schaden der Stadt den Feinden verrathen wolle, wer erst beim Friedensschluß erledigt wurde, daß er der Stadt und ihren Helfern nicht Haß und Rache nachtragen werde. Die Behandlung der Feinde war in den Städten ein wenig humaner als der Regel nach auf den Burgen.

Ein größerer Anschlag war es, wenn man ein befestigtes Haus oder eine Stadt des Feindes berennen wollte; hier hatte

man stärkeren Widerstand zu erwarten und suchte deshalb mit Uebermacht anzukommen. Bei solcher Veranlassung wurden auch blutige Treffen geliefert, wenn eine Macht des Gegners zum Entsatz heranzog. Der Auszug wurde sehr heimlich gehalten, denn wahrscheinlich hatten die Feinde trotz aller Vorsicht ihre Späher in der Stadt, aber es kostete doch große Vorbereitungen, wenn die Wagenburg, d. h. der reisige Zug, den Schaaren folgen sollte.

Die Belagerungsmaschinen wurden bis zur Verwendung des Pulvers ganz nach antiker Ueberlieferung gebaut. Sie waren entweder Stoßmaschinen, „Katzen" und „Tummler", große Balken mit Schwungkraft, welche zuweilen unter einem Schirmdach gegen die Mauern getrieben wurden, oder Wurfgeschosse, große Bogen und Armbruste, welche durch Hebelkraft gespannt wurden. Die Haare und Pferdeschwänze für die Stränge wurden von den Städten sorglich aufgekauft und durch erfahrene Leute zugerichtet.*) Abweichende Einrichtung hatten die Pleiten oder Bliden, sehr große Schleudern für Bogenwurf, gebraucht und gefürchtet noch um das Jahr 1500, weil man die Geschosse für Bogenwurf der Mörser lange nicht geschickt zu verfertigen wußte.

Es ist merkwürdig, daß das Pulver seine Bedeutung im Kriege sehr allmählich gewann. Die fremde Erfindung kam von Byzanz nach 1320 den Völkern des Mittelmeers; für Deutschland wissen wir gar nicht das Jahr anzugeben, in welchem zuerst Feuer und Knall das Getöse der Schlacht vermehrte. In Aachen war im Jahr 1346 „eine eiserne Büchse Donner zu schießen", im Zeughause von Nürnberg 1356 eiserne und kupferne Büchsen, welche Steine und Blei schossen. Seitdem wurden Salpeter und Schwefel als werthvolle Handels-

*) Im Jahr 1275 war auf Schloß Freiburg ein solches Geschoß, dessen Bogen, aus trefflichem Horn gearbeitet, eine Länge von 13 Fuß hatte. — Ueber Büchsen und Haare „zu Noytstellen" vergl. Laurent, Aachner Stadtrechnungen S. 58.

artikel von Italien bezogen, und es war dem Rath eine ernste Angelegenheit, dies Material bei guter Zeit zu erwerben. Dem Volk aber erschien die schwarze Masse sehr unheimlich, und man gab ihr den Namen Kraut, d. h. Zaubermittel. Salpeter und Schwefel wurden zuerst in Mörsern gestampft, später auf Mühlen, nicht ohne düstere Betrachtungen der Müller, deren einer noch 1431 in München klagte, „von dem höllischen Zeug sei ein wilder Dampf in ihn gegangen, daß es ihm theuer genug angekommen sei." Und nicht weniger merkwürdig ist, daß die neue Erfindung, seit sie einmal zu kriegerischer Zerstörung verwandt wurde, ähnlich wie andere große Funde der Menschen: der Bücherdruck, der Luftballon, sofort im ersten Anlauf zu kühnen und großartigen Experimenten führte, denen die spätere Entwicklung längere Zeit nicht entsprach. Es gelang bald Geschütze von ungeheurer Größe zu gießen, welche Geschosse bis zu drei Centner Schwere schleuderten, zunächst Steine, die zur Herstellung runder Form häufig mit Blei umgossen wurden. Außerdem Büchsen von dem verschiedenartigsten Kaliber bis zur leichten Karrenbüchse und Tarrasbüchse (Standbüchse), und zur Haken- und Handbüchse herab. Die schweren Geschützrohre erhielten eigene Namen und wurden vom Volke mit großer Achtung und Scheu betrachtet. Sie wurden nicht auf Lafetten befestigt, sondern zur Reise auf starke Wagen gelegt, und ihre „Wiegen", worauf man sie im Felde bettete, zuweilen mehre nebeneinander, auf besonderem Wagen nachgefahren. Ein dritter Wagen enthielt Haspel, Stock, Seile und Hebezeug zur Bewegung der großen Masse, wieder andere die Steine zum Schuß. Außerdem gehörte zu jeder Büchse ein Bohlenschirm, „die Pavese", welcher, über zwei hohen Karrenrädern befestigt, vor dem Geschütz aufgefahren, ein schräges Schutzdach mit Gucköffnungen bildete und vor dem Schuß umgelegt werden konnte.*)

*) Die Nürnberger Büchse Kriemhild (1388) hatte folgenden Train: ihr eigener Wagen mit 12 Pferden, 1 Wagen für ihre Wiege mit 16 Pferden,

Die gesammte Artillerie war in Stürme (Batterien) getheilt, jeder Sturm enthielt drei bis sechs Geschütze von verschiedenem Kaliber mit Munition, ferner Schanz- und Sturmzeug und Brückenmaterial; dazu gehörten außer der Bedienungsmannschaft Zimmerleute, Schützen und eine Bedeckung von Reisigen. Die Wagen jedes Sturmes waren durch Fähnlein von verschiedener Farbe bezeichnet.

Viele der Transportwagen und Karren nebst Bespannung wurden von den Bürgern und verpflichteten Bauern gestellt oder durch die Stadt gemiethet; in festgesetzter Ordnung zogen die Wagen von ihren Sammelplätzen aus den Mauern, jeder Wagen mit einer Plane überdeckt. Im Felde wurden bei Lager und Schlacht die ausgespannten Wagen im großen Viereck durch Ketten zu einer Burg aneinander gekoppelt, auf der Außenseite Schutzbretter als Deckung befestigt.

Geschützmeister waren selten und gut bezahlt, sie reisten auf Stadtkosten nach anderen ansehnlichen Städten, um neue Einrichtungen kennen zu lernen; sie verstanden auch Feuerkugeln und Feuerpfeile zu verfertigen, und man sieht aus erhaltenen Rechnungen, daß sie zu dieser gefährlichen Fabrikation außerordentliche Stoffe beanspruchten, z. B. theuren welschen Wein in großen Massen. Dafür wurden ihre Kunstwerke auch wol einmal öffentlich zur Schau ausgestellt.

Gegen die Burg oder Stadt der Feinde wurden die Ge-

1 Karrenschirm mit 2 Pferden, 1 Wagen zu Haspel, Stock, Seilen, Hebezeug mit 4 Pferden, 4 Wagen, jeder zu 11 Büchsensteinen, mit 4 Pferden, 1 Wagen für 8 Geschützknechte mit 2 Pferden, 1 Wagen mit Hauen, Schaufeln, Pickeln und 2½ Ctr. Pulver, von dem 14 Pfund zu einem Schuß gerechnet wurden, u. s. w. mit 4 Pferden, in Summa 10 Wagen mit 56 Pferden. Außer ihr gehörte noch eine Centnerbüchse und eine kleine Karrenbüchse zu derselben Batterie. — Eine schwere Büchse konnte in drei Wochen gegossen werden und kostete c. 500 Gulden; der rheinische Gulden aber hatte im Jahr 1388 ungefähr den Werth eines unserer Ducaten Goldwerth.

schütze hinter ihren Pavesen aufgefahren, mühselig war das Richten und langsam das Laden. War Bresche geschossen, dann wurden die Gräben auf Brücken überschritten, die man aus großen leeren Fässern machte, man näherte sie unter hölzernen Bohlendächern, die man heranrollte. Gestürmt wurde mit Leitern. Auf die Belagerer wurde von Mauer und Thurm außer Kugeln und Bolzen alles Schwere und Unsaubere geworfen, was Zorn und Noth erfinden konnte, Steine und Balken, Pech und heißes Wasser, brennende Ruthen mit Stroh umwunden und mit Pech bestrichen; auch stählerne Haken wurden an Stangen herabgelassen und den Belagerern in den Leib geschlagen, um diese über die Mauer zu ziehen.

Gelang der Sturm, dann wurde getötet und gebunden, geraubt und angezündet und jede Sorgfalt angewandt, damit man die Beute den nachsetzenden Feinden entzog. Die Stadtgemeinden pflegten jeden, der beim Sturm das Beste that als erster, zweiter und dritter, durch ein ansehnliches Geschenk zu belohnen.

So zog sich die Fehde durch Monate, aus einem Jahr in's andere, in der Hauptsache ein elender Verderb von Hab und Gut und Quälerei der Landleute, zuweilen ein Zusammenstoß größerer Haufen ohne großen Erfolg.

Die Städte vereinigten sich in dieser Zeit in großen Bündnissen, die Franken, Schwaben, Rheinländer, vor allen die Norddeutschen in der Hansa. Auch die binnendeutschen Städtebünde waren kein schwaches Werk; die Heere, welche sie aufbrachten, gut bewaffnet und nicht selten gut geführt, haben mehr als einmal die Fürsten und ihre Vasallen in schwere Sorge um die eigene Dauer gebracht, sie haben hundert Raubburgen gebrochen, haben schrankenloser Habgier festen Damm entgegen gestellt und das Gedeihen bürgerlicher Freiheit, damals die einzige Grundlage für nationale Kraftentfaltung, durch harte Jahrhunderte erhalten. Aber diese Bünde waren

doch nicht dazu gemacht, einig und in großen Fehden siegreich zu sein. Wie auf Inseln saßen die Bundesgenossen durch wilde Brandung getrennt, jede Stadt mit ihren besonderen Interessen, die den Genossen oft feindlich waren, nicht ohne inneren Parteizwist, der ihre Politik im entscheidenden Augenblick völlig umwandeln konnte. Und jeder Stadt war jede Fehde eine harte Last, die man in eigner Sache zu vermeiden suchte, so lange es anging, die unleidlich erschien, wenn man um einer anderen entfernten Stadt willen die Außenhäuser verbrannt, die Bürger in elender Gefangenschaft sehen sollte. Uns darf deshalb auch hier nicht auffallen, daß die Bundesstädte oft lau und uneinig waren, eher, daß sie in einer Zeit, wo der Egoismus besonders hart und geldsüchtig herrschte, noch so weit zusammenhielten und Jahre lang für ihre Rivalen, denen sie keine besondere Zuneigung gönnten, verständig Opfer brachten. Allerdings im höchsten eigenen Interesse; aber es ist einer Gemeinde weit schwerer als dem Einzelnen, das beste eigene Interesse stets über den Vortheil der Stunde zu setzen.

Deshalb waren die befehdeten Städte bei großem Kampf immer im Nachtheil. Natürlich, sie hatten am meisten zu verlieren, der Erwerb vermindert, die Thore gesperrt, die Waarentransporte auf den Landstraßen höchlich gefährdet, die Stadtmauer umschwärmt von allen Raubvögeln der Landschaft. Auch wenn die Stadt nicht umlagert wurde, trat Theurung ein und machte den gemeinen Mann aufsässig. Dazu kamen die großen Lasten des Krieges, Uneinigkeit und Ungehorsam der Edlen, welche der Stadt geschworen hatten, aber mit ihrem Herzen zuweilen auf Seite ihrer Vettern draußen waren. Dann die Bedenken der verbündeten Städte, von denen jede die Kosten berechnete und geneigt war, den Nachtheil der befreundeten Stadt geringer zu achten als den eigenen. Endlich wurde entschiedenes Auftreten gehindert durch die Rücksicht auf benachbarte Fürsten oder den Kaiser, die sich noch

neutral hielten, deren guter Wille aber jeden Tag verloren gehn konnte, wenn ein Feind, der Verbindungen hatte, allzu rauh angefaßt wurde. Es gehörte ungewöhnliche Männerkraft dazu, unsichere Bundesgenossen und eine sorgenvolle Bürgerschaft zu großen Schlägen fortzureißen und im Kriegszorn zu erhalten. Auch in der Stadt selbst war die Leitung des Krieges durch eine Commission der Wirksamkeit eines starken Feldherrn nicht förderlich. Das Regiment der Städte beruhte auf unablässigen Compromissen mit einflußreichen Bürgern, auf gewandter und vorsichtiger Unterhandlung mit dem Hochmuth und den Interessen der großen Familien. Die politischen Führer aus den Geschlechtern von Nürnberg, Ulm, Augsburg, Bern, Straßburg, Basel und den Nordseestädten waren keine ungeschickten Diplomaten, ihren Gegnern, dem Adel der Landschaft und fürstlichen Räthen, wahrscheinlich oft an Weltklugheit und vorsichtiger Haltung, an scheinbarer Kälte, sicherem Wesen und weiten Verbindungen überlegen. Es fehlte den Städten auch nicht an tüchtigen Kriegsmännern, welche ein Treffen zu führen verstanden. Aber auch in diesem Fall mußten weitsichtige Politiker abgeneigt sein, Alles auf die heißen Kriegskugeln ihrer ungeheuren Büchsen zu setzen.

Man wußte, daß Haß und Neid in jedem Lehnshause, an jedem Fürstenhofe, ja auch in anderen Städten gegen den Reichthum der Gemeinde arbeitete. In hundert Burgen wäre der Tag als glorreich gefeiert worden, an welchem die Speergesellen über den rauchenden Trümmern Nürnbergs die Habe einer Stadt theilten, die dem thörichten Sinn wie ein unerschöpflicher Goldbrunnen erschien. Dann wäre ein Geschrei geworden von Jerusalem bis Lissabon, aber es war möglich, daß sich keine Hand rührte einen solchen Schaden des deutschen Landes zu rächen. Das bändigte nach außen und machte mitten im Kampf Schonung einflußreicher Feinde zur Aufgabe.

Dies alles wußte auch der Adel und seine Vasallen. Die Hilfsmittel einer Stadt waren im Anfang des Krieges

den Kräften der Gegner wahrscheinlich überlegen. Eine ansehnliche Stadt hatte Credit, soweit ihre Kaufleute handelten, weit mehr als der Kaiser und der größte Fürst des Reiches, deren Geldverlegenheit und Gewissenlosigkeit im Erfüllen ihrer Verpflichtungen notorisch waren. Aber der Fehder wußte auch, daß durch langgesponnene Fehde die Kraft der Stadt schneller abnahm als seine eigene, und er konnte erwarten den Trotz der Bürger zu verringern und bei einem Vertrage bessere Bedingungen durchzusetzen, als die Städter vor der Fehde bewilligen wollten.

Wurde allmählich der Kampfzorn schwächer, so legten sich die Vermittler dazwischen. Nach langen Verhandlungen, nach heftigem Aufbrausen der Edlen und vorsichtiger Kälte der Städter wurde Tod gegen Tod, Brand gegen Brand, Schad gegen Schad verglichen und darüber eine Richtung gemacht. Ein solcher Vertrag war bei mächtigen Gegnern fast immer der Stadt zum Schaden, selbst wenn der Verlauf des Krieges für sie nicht ungünstig gewesen war. Wälder, feste Häuser, Dörfer, Mühlen, an denen die Stadt durch friedliche Verträge Rechte erworben hatte, mußten abgetreten werden, und es bedurfte wieder längerer Friedensjahre und neuer Geldverlegenheiten der Gegner, um die verlorenen Rechte allmählich zurückzukaufen. Auch wenn die siegreiche Stadt einen Landbeschädiger fing, mußte sie ihn zuweilen schonen und gegen leidliche Bedingung freilassen, weil seine vornehmen Gönner das forderten. Oder sie mußte sich gar helfen, wie im Jahr 1373 die Stadt Worms. Dieser war Hennele Streif, ein gefährlicher Gesell, deshalb Feind geworden, weil die Stadt Speier zwei Straßenräuber, die Brüder Gabel, gerichtet hatte. Hennele fand Oeffnung auf den Burgen der Umgegend, schlug Wormser tot und wirthschaftete übel auf der Landstraße. Da wurde Worms ärgerlich, nahm ihn gegen 200 Gulden jährlich in Dienst und er wurde ihr Mann und ein treuer Diener.

Den Städten war die Fehde Nothwehr, den Fürsten und dem Adel Machtmittel und Erwerbsquelle, ja, was am schlimmsten war, nicht selten die wilde Poesie ihres Lebens. Nie fehlte ein Grund oder Vorwand zur Fehde, denn endlos waren die Collisionen der Rechte und Ansprüche. Oft lag dem Fürsten selbst an der Kriegsbeute wie dem kleinen Junker. Auch er trug Ritterschild und Sporen, und hatte im Grunde seines Herzens die Empfindung, daß die Anmaßung der Stadtkrämer, welche beim Kaiser klagten, Büchsen gossen und seine Mitfürsten für sich zu gewinnen suchten, unleidlich sei. Vollends wenn er hoch von seiner Stellung dachte, suchte er planvoll die ummauerten Republiken seiner Landschaft durch die frischen Gesellen seiner Edelhöfe unterzuzwingen, er als Löwe, der dem Haufen der Schakale, die hinter ihm bellten, einen Theil der Beute überließ.

Der menschenreiche Stand der Rittermäßigen, welche sich selbst Wappener nannten, wenn sie nicht den Rittergurt trugen, war in dieser ganzen Periode schlimm daran. Sein Treiben, ja seine Existenz galt dem Bürger, dem Bauer, dem Sittenprediger, zuweilen sogar dem Fürsten für ein Unglück. Die Raubsucht und Fehdelust der großen Mehrzahl war mit dem neu aufblühenden Stadtleben völlig unverträglich.

So wild, frevelhaft und gemeinschädlich war das Gebahren gerade der Rührigsten, daß ihr Stand in aller Ruchlosigkeit des Räuberhandwerks zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht dieselbe Schwäche, welche sie verhinderte nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, auch das letzte Verderben von ihnen fern gehalten hätte. Daß sie ein privilegirter Stand waren, der seine Genossen für besser hielt als den Bürger und Bauer, der in Ehe, Beschäftigung, Recht, in Sitten und Ceremoniel sich gegen Andere abschloß, dies exclusive Standesgefühl hat die Rittermäßigen durch Jahrhunderte schwach gemacht und ihre Ansprüche zu einem Leiden für das Volk, aber es hat sie auch vor dem Untergange in wüstem Treiben bewahrt.

Denn wie verkehrt die Neigungen eines Geschlechtes sein mögen: wenn sie die Selbstachtung der Individuen nicht schmälern, sondern erhöhen, so halten sie das Verderben vielleicht lange auf. Zwischen dem Räuber, der jetzt auf entlegener Haide den Wanderer beraubt, und dem Landjunker, der um das Jahr 1400 den Kaufmann vom Pferde warf und bei Wasser und Brot in ein finsteres Gefängniß steckte, während seine Frau aus dem gestohlenen Tuch Röcke und Mäntel schnitt, ist in Rücksicht auf die That sehr wenig Unterschied. Aber vor 450 Jahren übte der Räuber den Frevel mit der Empfindung, daß sein Thun vielleicht gegen die Bestimmungen eines Reichstagsabschiedes verstoße, daß es aber von den gesammten Wappenträgern seiner Landschaft, ja von mehren höchsten Herren des Landes als ein angenehmer, im schlimmsten Fall als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. Wie unvernünftig die Ehrengesetze waren, nach denen er lebte, er hatte nur das Bewußtsein, daß dieselben Gesetze von tausend Anderen geehrt wurden, die er für die Besten auf dieser Erde hielt. So war möglich, daß sich inmitten großer Unsittlichkeit und Verkehrtheit bei Einzelnen männliche Tugenden erhielten: Treue gegen gegebenes Wort und Hingabe an die Freunde.

Auch der Schildträger des 14. Jahrhunderts ritt nicht immer in die Fehde mit dem fröhlichen Behagen eines Unternehmers, auch er wurde endlos geärgert und gereizt und setzte sich nach deutscher Gewohnheit erst in sittliche Entrüstung, bevor er zum Speere griff. Zumal wenn er gegen alte Spießgesellen oder gar gegen seinen Lehnsherrn in Stegreif trat, mußte er starken Groll in sich herumgetragen haben, dann war ihm wol sein Rittergewissen lange schwer. Und es fehlte ihm nicht an gewichtiger Klage. In der Regel war ihm sein Lehnsherr Geld schuldig für geworbene Männer, reisigen Zug und Rosse, die er ihm zugeführt, und für Schaden, den er in seinem Dienst erlitten, und er fand

ungnädiges Ohr, wenn er an sauer verdientes Geld zu erinnern wagte. Dann wußte er sich nicht immer zu helfen, wie Burkhard Ehingen, dem sein Herr, Graf Eberhard der Greiner, viel Geld schuldig war, ohne jede Neigung zu bezahlen. Da wurden beide den Städten feind, Ehingen fing als Mann des Greiners zwei große Bürger aus Weil und Nördlingen; statt sie abzuliefern, schatzte er sie selbst gerade so hoch, daß sein Guthaben bei seinem Lehnsherrn getilgt wurde, und sandte sie dann mit der Quittung an den Grafen, der die Gefangenen zur Strafe noch einmal schatzte. Gewann der Lehnsmann sein Geld nicht auf solche Weise oder durch eine neue Burg, die ihm pfandweise überlassen wurde, so gerieth er endlich in heißen Zorn und wurde seines Herrn Feind. Auch alte Genossen kränkten ihn, sie hatten ihm Bauern geschlagen und gepfändet, Knechte in den Stock gesetzt, und seine Reiterehre heischte Rache. Aber den Städten gegenüber hatte er doch die größte Fehdelust, denn hier wurde der Fehdebrief Beginn eines zwar unsichern, aber vielleicht sehr vortheilhaften Geschäftes; ihm war ein solches Unternehmen, was dem Kaufmann der Seestädte eine Nordfahrt war, das Unberechenbare des Gewinns und die Gefahr machten die Sache reizvoll.

Zunächst freilich stellte er Forderungen als Besitzer auf eigenem Grund und Boden. Die Landstraße, der Fluß, welche an seinem Hause vorbeiliefen, boten ihm Gelegenheit von dem Eigenthum der Kaufleute für sich zu nehmen. Er forderte Zoll von Waaren und Reisenden, er drang sein schützendes Geleit auf und beraubte solche, welche dies Geleit nicht für nöthig hielten, er baute wol gar eine Brücke, wo kein Fluß war, um Brückenzoll zu erheben, er erhielt die Landstraße absichtlich in schlechtem Zustand; denn die Waaren des reisenden Kaufmanns zogen zwar unter des Kaisers Schutz, so lange sie im Wagen oder im flotten Schiffe waren, wenn der Wagen aber umfiel oder das Schiff auf den Grund stieß, gehörten — so behauptete er — nach Boden- und Ruhrrecht

die Waaren dem Eigenthümer des Grundes. War die Oertlichkeit dieser regelmäßigen Industrie ungünstig, so suchte er Vorwände zum Streit mit großer Naivetät. Er wußte etwas von ungeheuren Forderungen, die einer seiner Vorfahren an die Stadt gehabt haben sollte. Er hatte keinen Brief darüber, auch war ihm die Summe nicht genau bekannt. Aber er dachte sich einen Betrag, der ihn mit einem Schlag zum reichen Manne gemacht hätte. Oder er fand unerträglich, daß die Stadtordnung verbot Lösegelder für Gefangene auf Bürger anzuweisen, oder er behauptete, daß irgend ein Wegelagerer, den die Stadt eingesperrt, Handgeld von ihm genommen habe, um in seinen Dienst zu treten. Oder er lauschte, ob in der Landschaft irgend jemand eine Beschwerde gegen die Stadt habe, ein Fuhrmann, ein fremder Bürger, ein Reitersknabe; diese nahm er unter seinen Schutz, schloß mit ihnen Vertrag zu gemeinsamer Fehde, stellte eine entschlossene Geldforderung, und wenn diese kalt abgewiesen wurde, sandte er mit seinen Gesellen den Fehdebrief über die Mauer. Endlich machte er sich's ganz bequem, sagte die Fehde gar nicht an, sondern überfiel einen Rathsherrn oder einen Frachtwagen aus der Stadt, erschlug die Fuhrleute, welche sich zur Wehre setzten, schnitt die Plane auf und nahm heraus, was ihm gefiel. Und das letzte thaten nicht nur Straßenräuber, auch die Häupter alter Familien, denn nicht nur der Eigennutz stachelte gegen die Städter, eben so sehr ein bitterer tiefer Groll und Neid. Die Macht des Geldes erschien denen, welche Erwerb durch Arbeit zu verachten gelehrt waren, als höchste Tyrannei. Daß der Bürger pfandweise Burgen und rittermäßige Lehngüter gewann, daß die festen Häuser in der Nähe einer Handelsstadt fast sämmtlich in Abhängigkeit von dem Capital oder dem Regiment der Bürger gekommen waren, daß geliehenes Geld, wenn es nicht pünktlich zurückgezahlt wurde, Habe und Freiheit des Borgers in Gefahr bringen konnte, daß der Kaufmann den Ritterschild

beanspruchte und daß er mit seiner Frau rittermäßige Kleider, Goldschmuck, Juwelen zu tragen wagte, das alles dünkte unerträglich. Es war ein Kampf des alten Lebens der Nation gegen das neue, und wir sind gänzlich außer Stande, dem Hochmuth und der wilden und unritterlichen Rachsucht, womit die Drohnen jener Zeit auf die Arbeitsbienen blickten, einen andern Antheil zu gönnen als den, welchen jedes Unglück verdient. Denn dieser Haß trieb Viele zu schnöder und elender Frevelthat.

Mehr noch als die Stadt hatte der Lehnsmann auf abgelegener Burg den Drang, sich mit Genossen seiner Landschaft zu verbinden. Aber den Schwurgesellschaften der Rittermäßigen war in dieser ganzen Zeit nur kurzes Leben im Tageslicht vergönnt, die Genossen fuhren uneinig auseinander, weil sie nicht gleiche Freunde und Feinde bewahren konnten, oder sie benutzten ihre Brüderschaft zu unleidlich großen Raubgeschäften und wurden durch stärkere Gewalt beseitigt, oder sie fühlten sich vornehm, nahmen Fürsten und Bischöfe in die Gesellschaft und wurden schnell in Politik und Fehden der großen Herren verbraucht. Würden sie aber auch zersprengt oder zerrissen sie in Zwist, die Erinnerung blieb auf den Burgen, auch Statut und Zeichen erhielten sich, und Namen und Ordnung kamen vielleicht nach mehren Generationen wieder zum Vorschein. Von politischen Gesellschaften des 13. Jahrhunderts sind uns fast nur die Namen überliefert. Im Jahr 1214 wurden die Wölfe, wahrscheinlich im Elsaß, erschlagen,*) um 1270 waren die Geschlechter von Basel in zwei Verbindungen: Sittiche und Sterner getheilt, die Sterner 1271 vertrieben, kehrten unter König Rudolf zurück. Im Jahr 1289 wurde wieder im Elsaß eine Rittergesellschaft, welche sich die Nebelringen (Nibelungen?) nannte und seit

*) Fritsche Closener S. 81 „die rittere"; — das Folgende in Ann. Basil. a. 1271 und Ann. Colmar. a. 1289.

einigen Jahren gleiches Gewand trug, vor den König gefordert. — Seitdem mögen viele Schwurvereine in den Burgen entstanden und gelöst sein, man merkt sie fast bei jeder größeren Fehde; aber erst nach 1360 wird Brauch, daß sie sich durch Namen und Abzeichen auffällig machen. Das vergrößert ihnen vielleicht Zulauf und Ruf, nicht die Dauer.

Sie gewinnen seitdem im westlichen Deutschland, wo nicht größere Landesherren hindern, überall Mitglieder, zumeist bei Hessen und Schwaben, und sind in dieser Zeit fast sämmtlich Vereine zu praktischem Nutzen. Die Mitglieder verpflichten sich, weder mit Worten noch Werken, nicht mit Rath noch That gegen einander zu handeln, sondern sich beizustehn in allen Fehden und Händeln, gleichviel weshalb und gegen wen, und ein gefangenes Mitglied durch gemeinsame Anstrengung zu erledigen; die Einzelnen behalten sich wol die Pflicht gegen ihre Herren und frühere Eide vor. Sie wählen einen Vorstand, welcher oft der König heißt, bestimmen Jahresversammlungen, gestatten Geldbeiträge der Mitglieder; sie binden sich durch Schwur, tragen meist — nicht alle — ein Zeichen der Gesellschaft an Hals oder Brust, die Ritter von Gold, die Knappen von Silber, und führen wol auch ein Siegel. Aus den zufällig erhaltenen Namen ist zu ersehen, daß eine Minderzahl die Ritterwürde hatte. Schwerlich war rittermäßige Geburt zur Aufnahme in das Silber der Brüderschaft nöthig, einige unter fürstlichen Stiftern mögen vorsichtiger ausgewählt haben, andere trieben Buschklepperei, schätzten vor allem die packende Faust und waren ein Schrecken der Reisenden. Gegen diese Vereine, welche sowol die Fürsten als die Städte bedrohten, stifteten die Landherren andere Vereine, ebenfalls mit Gesellschaftszeichen, aus denen die fürstlichen Orden wurden.

In Hessen gab sich eine kleine Wetterauische Gesellschaft ohne Namen (1362) eine Ordnung, welche uns erhalten ist. Ihr folgte die Gesellschaft vom Stern (c. 1370—1376),

die größte von allen, sie stand unter einem König, rühmte sich 2000 Ritter und Knappen, darunter 350 Burgbesitzer zu haben, und reichte bis nach Sachsen, Thüringen und dem Oberrhein; die Sterner entstanden und vergingen als Bundesgenossen Otto des Quaden von Braunschweig in dem Successionsstreit gegen Landgraf Hermann von Hessen. Aus ihren Trümmern entstanden in derselben Gegend die kleinen Gesellschaften von der alten Minne (1374) und vom Horn (1378—1382). — In Westphalen und Hessen die Gesellschaft vom Falken (c. 1380), nach ihr eine andere ohne Namen und Capitelversammlungen (1385); Mitglieder derselben banden sich auf's neue (1391—92), nannten sich jetzt die Bengeler, führten als Zeichen einen silbernen Klöppel, wurden schnell sehr schädlich und durch die versöhnten Fürsten Otto von Braunschweig und Hermann von Hessen niedergeworfen. Beide Fürsten gründeten gegen die Bengeler eine Gesellschaft mit der Sichel (1391—97) unter König und Marschalk zur Herstellung eines dauerhaften Landfriedens. Im Fuldaischen hatten sich nach dem Untergang der Sterner die Burginhaber der Landschaft Buchenau als Buchner in eine Gesellschaft zusammengethan, auch sie wurden 1397 vom Landgrafen Hermann niedergeworfen. Später entstand dort die kleine Gesellschaft des heiligen Ritters Simplicius (1403) mit Zeichen und frommer Tendenz, sie forderte vier Ahnen, erhielt sich lange und wird hier erwähnt, weil die Erinnerung an sie wahrscheinlich noch im 17. Jahrhundert dem Verfasser des Simplicissimus in der Seele lag, als er seine Romanfiguren zu einem Vereine gesellte. Nach Buchenau gehört auch die Gesellschaft vom Luchse (c. 1409); drei der Gründer ermordeten den Herzog Friedrich von Braunschweig. — Während die hessischen Vereine durch Kampf oder Bund mit den Fürsten von Hessen und Braunschweig gesellt und vernichtet wurden, bleiben die fränkischen und thüringischen unschädliche Privatvereine oder Hofgesellschaften, so die Gesell-

schaft von der Spange (c. 1350), deren Zeichen eine goldene Gürtelspange nach einer Nürnberger Reliquie der Jungfrau Maria war, deren Oberst den Mitgliedern gleiche Kleidung befehlen konnte und die sich Pflege frommer Rittersitte vorgesetzt hatte. Dann die mit dem Greifen (1379) der Grafen von Wertheim und die vom Einhorn (1407) des Landgrafen Balthasar von Thüringen. In Schwaben wird die der Martinsvögel (Gänse, erwähnt 1367 und 1395) gegen die Grafen von Würtemberg gegründet. Dann die vom Schwert (1370), die große von der Krone (1372), um dieselbe Zeit eine „mit den Wölfen", darauf die berühmte Gesellschaft vom Löwen oder Panther (1379), in der Wetterau gestiftet, aber schnell über Schwaben und den Oberrhein verbreitet. Zu gleicher Zeit die Gesellschaften von St. Wilhelm, das Zeichen ein Bild des Heiligen, und von St. Georg (beide um 1380), das Zeichen ein weißes Kreuz auf rothem Grunde, nach der Georgsfahne, unter welcher die Schwaben seit alter Zeit in Reichsschlachten den Vorstreit hatten. Endlich die bemerkenswertheste unter allen: die Schlegeler (1394—96), unter drei Königen, welche dasselbe Zeichen wie die fast gleichzeitigen westphälischen Bengeler führte und wie diese gegen die Uebergriffe der Fürsten gerichtet war. Sie nahm auch große Städte in den Bund auf: Worms und Speier, und jener Diener der Wormser, Hennele Streif, war einer der Thätigsten im Bunde. Indeß diese demokratischen Ideen eines Bundes der Ritter und Städte, welche 125 Jahre später durch Hutten und Sickingen aus alten Schloßerinnerungen noch einmal hervorgeholt wurden, gelangten zu keinem Leben. Alles war zu locker und zuchtlos; als die Fürsten gegen den Schlegelerbund ein starkes Bündniß schlossen, verhandelten die Schlegeler und lösten sich auf. Hennele Streif aber wurde in demselben Jahr begünstigter Diener des Königs Wenzel, der zwar ein Wütherich und Trunkenbold war, aber recht gut wußte, daß dem deut-

schen Königthum noth that, gegen die großen raublustigen Herren mit den Kleinen zusammenzuhalten.

Noch viele andere Rittergesellschaften mögen damals ihr Eintagsleben gehabt haben, sie verschwanden und wurden wieder einmal erneut. Auch im östlichen Deutschland äußerte sich dieselbe Tendenz in Vereinen von sehr verschiedener Bedeutung. In Oesterreich sind sie machtlos, theils ritterliche Hofgesellschaften, z. B. von dem Drachen, mit dem Zopf, welche ein Herzog gestiftet, weil sich eine schöne Frau das Haar für ihn abgeschnitten hatte, theils ritterschaftliche Vereine, wie der Elephantenbund von Tirol (1409).*) In der

*) Es hätte einiges Interesse zu wissen, wer jene schöne Frau war, deren Haar einer Hofspielerei Herzog Albrecht's III. diente. Die Stiftung fällt in die Zeit der leidvollen Liebe von Wilhelm und Hedwig. Herzog Wilhelm von Oesterreich (geb. 1370) war mit Hedwig, Tochter des Königs Ludwig von Ungarn (geb. 1371) als fünfjähriger Knabe verlobt, im Jahr 1378 feierlich durch einen Erzbischof in der Kirche zu Haimburg vermählt worden, die Kinder lagen, wie Brauch war, nach der Vermählung die Nacht auf einem Lager. Sie wurden einander herzlich lieb und wuchsen stattlich heran, beider Schönheit wurde gerühmt. Hedwig aber ward von den Polen zur künftigen Königin gewählt und bis zur Uebergabe an ihren Gemahl Wilhelm nach dem Tode ihres Vaters in Krakau erzogen. Da kam jene große Krisis für den europäischen Osten, als der Heide Jagel, Fürst der Litauer, den Entschluß faßte, Christ und durch Hedwig's Hand König von Polen zu werden. Die Polen waren damit sehr einverstanden. Die hilflose Königstochter wurde streng bewacht, der sechzehnjährige Wilhelm, welcher nach Krakau eilte, ward feindselig empfangen und ihm der Zutritt zu seiner Gemahlin verweigert. — Vergebens wendeten sich das Haus Oesterreich und der Hochmeister des deutschen Ordens an den Papst, Jagel zog (1386) festlich in Krakau ein, die zweite Vermählung Hedwig's ward vollzogen. Das Schicksal der fünfzehnjährigen Frau ist wol unserer Theilnahme werth. Der neue Gemahl — dessen widerwärtige Häßlichkeit die deutschen Chronisten gern hervorheben — war ihr tief verhaßt, sie hielt sich lange für die rechtmäßige Frau Herzog Wilhelm's. Darüber berichtet die ältere Hochmeisterchronik (Scriptt. rer. Pruss. III. p. 609): „Keine Herrschaft noch Freude schmeckte ihr, so daß sie niemandem Behagen und Fröhlichkeit bewies. Geringe Kleider trug sie und ging mit verhülltem Antlitz. Alles was ihr Jagel zu gute that, war ihr eine Pein,

Mark dagegen waren die Stellmeiser nur eine verwegene Raubverbrüderung, im Kulmer Land Preußens aber die Gesellschaft von der Eidechse (1397) eine schwächliche Verbindung von Lehnsleuten, durch Zeichen, Statut und Tendenz den schwäbischen Vereinen nachgebildet. Die Vereine der westdeutschen Ritter werden allmählich zu landschaftlichen Verbänden, die der Fürsten zu Hoforden; die ersteren regen sich am Ende des 15. Jahrhunderts noch einmal mit völlig veränderter Tendenz. —

Hatte der Fehder einer Stadt den Brief gesandt und wurde das ruchbar, so fehlte es ihm nicht an Zulauf. Der arme Schildbürtige, welcher sich heraufbringen wollte, wandte sein letztes Geld auf ein dauerhaftes Pferd, das über Felsgestein und durch Waldesgestrüpp zu traben gewöhnt war, und gesellte sich einer aufbrechenden Fehde zu; er horchte und schrieb darum und bot seine Genossenschaft an, in der Hoffnung sich bei der „kleinen Reiterei", wie sie genannt wurde, einen Namen zu machen und so viel Geld zu gewinnen, daß er sich rittermäßig halten konnte.

Nicht weniger geschätzt war der erfahrene Knecht, der Schildamt nicht begehrte. Außer den Knechten im festen Dienst warb man für eine aufbrennende Fehde ledige Leute, am liebsten mit einem Pferde, und es gab überall harte Gesellen im Volke, die friedliche Arbeit unbehaglich fanden, oder

nur daß sie ihm mußte gehorsam sein als ein bezwungenes Weib. Viele Jahre aß sie in ihrem Gemach auf einer Lade und saß auf der Erde. Mancherlei heimlicher Krieg war zwischen ihr und Jagel. Auch stets, wenn er nach ihr sandte zu seinem Lager, bewies sie ihm ihren Unwillen. Oft ward sie in der Beichte darum bestraft, das nahm sie zornig auf und hieß den Beichtvater schweigen. Mancherlei List erdachte sie und andere Leute mit ihr, wie sie zu ihrem rechten ehelichen Mann Herzog Wilhelm kommen möchte. Da ward mancher Mann getötet, der zwischen ihnen beiden Bote war. Auch er wollte kein Weib nehmen, dieweil sie lebte." — Ueber die Ritterbünde mehr bei Landau, Rittergesellschaften in Hessen, und Frh. Roth von Schreckenstein, Gesch. d. Reichsritterschaft, I.

aus dem Frieden in den Unfrieden versetzt waren und gern auf Kost und Beutetheil mitmachten. Daneben sammelte sich schwächeres Gesindel, verdorbene Bürger, zumal Fuhrleute, die von der Landstraße und den Waldschenken her dem Handwerk vertraut waren.

Die Kundschafter der befehdeten Stadt brachten sorglichen Bericht über die Bande und ihre Mitglieder, und wir sehen aus der Niederschrift, welche der Rath von ihren Aussagen machte, wie bunt zusammengeworfen die Gesellschaft war, welche sich wegen der Beute einer solchen Fehde durch Schwur gebunden hatte. Da haben z. B. um das Jahr 1444 zwei Wallenfells ohne Fehdeanzeige den Nürnbergern wiederholt Frachtwagen aufgeschnitten und Pelzwerk, Panzer und für 100 Gulden Safran geraubt, Dörfer abgebrannt, Bauern gefangen und gebrandschatzt. Ihre Gesellschaft besteht zuerst aus Ritter Hans und aus Fritz Wallenfells, sie führen gemeiniglich niederländische Kleider, grobe Mäntelein und kurze Kappen und wie die Mehrzahl ihrer Leute Armbrüste, reiten fast immer miteinander, haben 20 bis 24 Pferde zum Streiten; der Hans hatte vormals gemeiniglich Roth getragen, was er aber jetzt für eine Farbe trägt, weiß man nicht eigentlich, er reitet ein roth Pferd mit einer Bläße, der Fritz reitet gemeiniglich einen grauen Hengst mit Bläße, hat einen Krebs unter dem grauen Rock, und grauen Hut. Sie haben große Förderung auf den Burgen in der Nähe von Hof. Bei ihnen ist Ott Müring, ein junger Gesell, edel, mittler Länge, hat langes krauses Haar und ein Pferd; dann Balthasar von Watzdorf, ein junger, langer, gerader Gesell, ist auch edel, hat zwei Pferde und langes Haar; Georg von Koldiz will auch edel sein, ist ein kurzer Mann, hat ein Pferd, ist hin und her daheim; Heinz Scheiding, ein junger, hübscher, frischer Gesell, lang und dünne, hat einen Bruder zu Franken und ist nirgend daheim, hat ein Pferd; Friedel von Dobeneck, ein Bankert, ein frischer Gesell, hat ein Pferd; Erhard Röder

hat krauses Haar, ist edel, hat einen Vater in der höfischen Art und ein Pferd; Nickelasko ist ein Bösewicht, des Herrn Hansen Knecht, ein kurzer, dicker Gesell, hat auch kräuslichtes Haar; Hans Hofmann, eines Bauern Sohn von Rückendorf, ein kurzer Gesell, hat ein eigen Pferd; Kunz Michel, ist ein Schneider und ein großer Bösewicht, ein gerader Gesell aus dem Vogtland, hat sein eigen Pferd; Hans Kolbel, ist ein Karrenmändel von Lichtenburg, dort Bürger, er reitet zuweilen und fährt auch mit dem Karren. — Unter den übrigen führen manche nur ihre Reiternamen: der Wolf, Pock den Stein, Raum den Kasten, Hol den Bolz, Rübendunst.

Nächstdem sorgte der Fehder für Häuser, die sich ihm im Nothfall öffneten; war der befreundete Besitzer durch Rücksichten gehindert ihm vor den Leuten Vorschub zu thun, so wurde doch ein entlegener Hof oder ein Schlupfwinkel im Walde nachgesehen; denn man mußte Herbergen haben und Zufluchtsorte, wenn die zornigen Feinde einmal mit Uebermacht heranzogen.

Auch der Junker ließ Briefe schreiben, worin er seine Sache gut darstellte, Freunde warb, sich entschuldigte; diese sandte er an Fürsten und Städte, und bat den Gegnern keinen Vorschub zu thun. Ja er ließ, um die Gegner zu verkleinern, seine Beschwerden öffentlich in Stadt und Land durch Zettel anschlagen. War die Fehde im Gange, so hing jeder gute Erfolg von der Kundschaft ab, und in allerlei Verkleidungen liefen und ritten die Kundschafter durch das Land, um einen Fang auszuspähen, einen beladenen Wagen, ein Frachtschiff, einen Herrn vom Rath. Dann ritt der Haufe auf geheimen Waldwegen über die Berge, viele Meilen weit, sorglich bemüht nicht gesehen zu werden, denn auch die Späher der Stadt lagen überall auf der Straße und in den Herbergen, und die Reise mußte geglückt sein, bevor die Städter ihre Schaar hinaussenden konnten. Es war oft saure Arbeit und hungriges Harren im dichten Wald; den Wirthen in Dorf

und Stadt war nicht zu trauen, und war der Wirth gewonnen, so konnte jedes Bäuerlein, das im Stall die Pferde sah, zum Verräther werden. Viele Helden der Landstraße, der Eppele von Gailingen, Rumensattel, Schüttesam, waren in der Herberge verrathen worden. War die „Nahme", der Fang, gemacht, so wurde alle Reiterkunst daran gesetzt, sie glücklich in Sicherheit zu bringen; wenn die Verfolger auf der Straße waren, mußte ein Theil die Nahme treiben, während die Reisigen gegen die Anrückenden Front machten; dann hielt der Haufe still, den Spieß auf Sattel und Bein gestützt, bis der Führer den Leisen sang — die Textnoten eines Liedes, welche nach deutschem Brauch noch im 15. Jahrhundert bei kleiner Reiterei den Angriff einleiteten.

Auf der Burg oder im Waldversteck wurde die gesicherte Beute vertheilt, die Gefangenen in dem Thurm an Ketten gelegt, bestockt und gepflockt. Sie wurden oft sehr hart behandelt und gequält, um ihnen den Aufenthalt unleidlich zu machen und ein hohes Lösegeld zu erpressen. Auch Kinder reicher Familien wurden im Gefängniß gehalten, zuweilen Jahre lang. Man wußte, daß die Bauern am schwersten daran gingen die Schatzungssumme zu bezahlen, und behandelte sie darnach. Das war der gewöhnliche Reiterbrauch.

Auch die Reisen solcher, welche sich für ehrliche Reiter hielten, waren nicht nur blutig, es war in ihnen nicht selten eine wilde Grausamkeit, die uns entsetzt. Noch im 15. Jahrhundert vergaß man den Gewinn um Rache zu üben, man verstümmelte oder tötete die überwältigte Mannschaft, hackte Hände und Ohren ab. Ja, es war eine gewöhnliche Praxis jener Zeit, Feinde, denen man persönlichen Haß nachtrug oder deren Leben lästig war, im Thurm verhungern zu lassen; oder man handelte christlicher, gab ihnen Wasser und Brot, überließ sie aber in schweren Ketten und unterirdischer Finsterniß dem Verderben durch den Kerker, und es geschah, daß ihnen, während sie noch lebten, Gliedmaßen abfaulten. Abt

Mangold von Reichenau, der später Bischof von Constanz wurde, stieß fünf gefangenen Fischern von Constanz mit eigener Hand die Augen aus. Dem Bauer, der in Verdacht stand, den Feinden Nachricht gegeben zu haben, wurde in der Nacht das Haus über dem Kopfe angezündet, und die sich retten wollten, mit Spießen in das Feuer zurückgetrieben. Solcher Mordbrand wurde ein neuer Klagepunkt der Stadt, aber gestraft wurde er nur dann, wenn der Stadt selbst gelang die Fehder zu fangen und zu richten. Erlangten die Bürger Gewalt über den Leib ihres Feindes und zwang die Politik nicht zur Schonung, dann übten auch sie mit der Energie eines lange bewahrten Hasses Vergeltung; aber ein Unterschied war zwischen ihrer Rache und der von Schildbürtigen, oft nur ein formeller Unterschied, dennoch ein entscheidender: sie vollzogen die Strafe an einem Verbrecher, der durch des Königs Recht und Gericht verurtheilt war, und sie quälten nicht im Gefängniß, weil er ihr Feind war. Es war ein hartes Recht und grausam seine Strafen, aber es war das Gesetz einer wilden Zeit. Der Mordbrenner wurde verbrannt, der Mörder gerädert; das Vorrecht des Edelmanns war enthauptet zu werden, seine Spießgesellen wurden gehenkt. Die Bürger hatten vielleicht längst hohe Preise auf ihre Feinde gesetzt, so die Augsburger 1374 auf den lebenden Leib ihres Feindes Kraft Waaler, eines rittermäßigen Mannes, 1500 Gulden, auf seinen Tod 1000 Gulden. — Für Haman von Reischach bat in Ulm die Erzherzogin Mechtild von Oesterreich persönlich, er wurde doch enthauptet. Und in manchem Stadtthurm trauerte ein junger Gesell in der Weise des rührenden Liedes, das der arme Peter Unverdorben im Thurm „Schütt den Helm" zu Neuenburg vor seiner Hinrichtung gesungen hatte: „Gott gesegne dich Laub, Gott gesegne dich Gras, Gott gesegne alles das da was, ich muß von hinnen scheiden. Lieber Engel steh mir bei, weil Leib und Seel' bei einander sei, daß mir mein Herz nicht breche. Gott gesegne dich Sonn', Gott

gesegne dich Mond, Gott gesegne dich, schönes Lieb, das ich heimlich hab', ich muß mich von dir scheiden."

Es waren nicht immer die Schlechtesten, welche das Verhängniß traf. Kunz von Kaufungen, „der Prinzenräuber", gehörte zu den tüchtigsten seines Standes, er war in der großen Nürnberger Fehde von 1449 bis 1451 neben einem Reuß von Plauen Hauptmann der Stadtreisigen von Nürnberg gewesen, und in dieser Zeit, wo man wol den Werth eines Mannes erkennen konnte, „hielt er sich so redlich, daß ihn männiglich lieb hatte." Als er darauf wegen seiner Verbindung mit den Vitzthum dem Kurfürsten von Sachsen Fehde ankündigte, that er nichts, was nach der Meinung seiner Genossen ein Unrecht war; auch die Form der Ankündigung, welche in Sachsen für unehrlich erklärt wurde, war nicht anders, als sie in hundert andern Fällen ungestraft geübt wurde, sogar von Herren des höchsten Adels, und der Prinzenraub wäre im Fall des Gelingens von allen Gegnern Sachsens als ein Meisterstreich gerühmt worden. Der Verwegene verlor sein Reiterspiel und kam in ungnädige Hand.

Selten geschah es, daß die Bürger von den wilden Thaten ihrer Feinde so launig sangen, wie von dem großen Helden der Landstraße, dem Apel von Gailingen, daß er als abgesagter Feind der von Nürnberg in die Stadt vor eine Schmiede ritt, sich sein Roß beschlagen ließ und dann den Thorwächter frug, wem die Reiterstiefeln gehörten, die am Frauenthor hingen; und als ihm der antwortete, es sind des Eppele von Gailingen Stiefeln, da riß der Reiter die Stiefeln herab, schlug sie dem Thorwärter um den Kopf und rieth ihm seinen Herren anzuzeigen, daß der Apel sich seine Stiefeln geholt habe, und als er darauf durch die Stadtreiter weit verfolgt wurde, sprang er vom Hohensteine mit seinem Roß in den Main und höhnte die Reiter: „keiner von euch hat ein gutes Pferd."

Zuweilen glückte der Fang durch Verrath, den die eigenen

Leute übten, um die Summe zu gewinnen, die auf den Kopf eines gefürchteten Fehders gesetzt war, häufiger noch wurden die Fehder in ihren Schlupfwinkeln beim Trunke überrascht. Der Ueberwundene bat dann wol den Junker, der im Dienst der Stadt ihn einfing, daß er ihn mit seinem Ritterschwert töten möge, das aber wurde ihm nicht vergönnt; oder er bat, wie der Lindenschmidt, daß man seinen jungen Sohn ziehen lasse, der nichts gethan als was ihm der Vater befohlen, dann aber wurde die Antwort: „Das Kälblein muß folgen der Kuh, er würde seines Vaters Tod vergelten.“ Und diese Sohnespflicht wurde geübt, denn das Wiegenlied, das man im Hause des Gerichteten dem hinterlassenen Kinde sang, das lautete: „Ihr Herren vom Rath, eure Rechnung trügt, ein Kindlein in der Wiege liegt, das noch kein Wort kann sprechen, seinen Vater, den soll es rächen.“

9.

Aus den Hussitenkriegen.

Während im ganzen Odergebiet und an den Ufern der Ostsee die deutsche Nationalität sich auf dem eroberten Gebiet siegreich ausbreitete, schwankte nahe der Mitte des deutschen Reiches die Bevölkerung Böhmens zwiespältig zwischen deutschem und slavischem Wesen. Von dem ersten Jahrhundert seiner christlichen Geschichte, von jenem Brudermord, den der Heide Boleslaus an dem deutschgesinnten Wenceslaus verübte, ist das düstere und blutige Schicksal der Landschaft vorzugsweise durch die Kämpfe zwischen deutschen und slavischen Interessen bestimmt worden. Seit Rudolf von Habsburg schien der politische Zusammenhang mit Deutschland auf längere Zeit gesichert. Der König von Böhmen sollte als deutscher Kurfürst zur Kaiserwahl reiten und bei der Krönung den goldenen Becher schwenken. Böhmische Liedersänger und Chronisten dichteten in Sprache und Versform der Schwaben, und böhmische Maler verfertigten Heiligenbilder und Kirchenfenster für deutsche Gotteshäuser. Die böhmische Ritterschaft trieb Tjost und Raub ganz nach deutscher Weise, unter deutschen Ordnungen erstarkten die Städte der großen Landschaft. Ja, seit 1346 war durch Kaiser Karl IV., den Luxemburger, Böhmen zum Mittelpunkte des Reiches geworden. Ueber dem böhmischen Königstuhle schwebte die Kaiserkrone und der deutsche Reichsadler. Karl's Jahre, in Deutschland nicht preiswürdig,

waren vielleicht die beste Zeit, welche Böhmen je erlebt. Prag konnte am Ende des 14. Jahrhunderts für eine germanisirte Stadt gelten, die nicht nur in Politik und Handwerk, auch in Wissenschaft und Kunst ein selbständiges und kräftiges Leben erwies.

Denn seit 1348 zog die Blüte der deutschen Jugend nach der vielthürmigen Moldaustadt, um dort in der Corporation der ersten deutschen Universität friedlichere Ehre zu gewinnen, als das Ritterschwert verlieh. Vor Stiftung der Universität Prag waren große Gelehrtenschulen in Frankreich und Italien die Stätten gewesen, wo ernste Gelehrte und fahrende Schüler sich die Geheimnisse und Würden der gesammten Theologie, des Rechts, der Heilkunde und der freien Künste holten. Nach dem Muster von Paris und Bologna wurde die Prager Universität eingerichtet, in ihren Grundzügen nach demselben germanischen System, welches die Innungen und andere Schwurvereine zeigten. Die Schüler — kurz nach 1400 Studentes genannt — hausten zum größten Theil in „Bursen", gemeinsamen Arbeits- und Schlafräumen, unter Aufsicht der Meister, Magister. Die Magister bildeten die stimm- und wahlberechtigten Mitglieder der Anstalt, sie, wie ihre Studenten nach Nationen gegliedert — in Prag als Böhmen, Baiern, Polen, Sachsen; sie kürten ihren Rector, in der Regel aus ihrer Mitte. Aber diese älteste Einrichtung italienischer Schulen war dadurch künstlicher geworden, daß sich in Paris aus der alten Wissenschaft der freien Künste anspruchsvoll die Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin geschieden hatten, und daß jeder Genosse nicht nur einer Nation, sondern auch entweder einer Facultät oder dem großen Verband der Artisten angehörte. Im Anfange bestimmten die Parteikämpfe der Nationen, später die Interessen der Facultäten das akademische Leben. — Wie groß das Bedürfniß solcher Gelehrtenschulen in Deutschland war, lehrt ihre schnelle Vermehrung: Wien, Heidelberg, Cöln, Erfurt folgten noch im 14. Jahr-

hundert. Und die neue Art von Genossenschaften, welche durch die Universitäten in das Leben der Deutschen gestellt wurde, hat allein von allen Vereinen des späten Mittelalters bis zur Gegenwart in dauernder Steigerung Segen gewirkt.

Unablässig wird das wissenschaftliche Denken des Menschen beschränkt und geirrt durch die Mängel seiner Erkenntnißquellen, in den Naturwissenschaften durch die Sinne und die Instrumente, welche zur Ergänzung derselben erdacht werden, in den historischen Wissenschaften durch die Unvollständigkeit und Unsicherheit des überlieferten Materials. Und unablässig ist der Gelehrte bemüht, diese Mängel durch neue Methoden der Prüfung und Ergänzung und durch Aufsuchen alter Ueberlieferungen zu bessern. Größer aber ist die Beschränkung, welche dem Wissen jeder Zeit durch die Hast der Combinationen und das übermächtige Eindringen der Phantasie in die geistige Arbeit bereitet wird. Jede Zeit sieht überlegen auf solche Trübungen der Wahrheit in früheren Geschlechtern zurück, welche durch stärkere Erkenntniß und bessere Zucht der folgenden Geister überwunden sind, aber keine ist frei von neuen Irrungen, welche ihr eigenthümlich sind. Der Historiker der Gegenwart ist allzu geneigt, Leben und Politik vergangener Fürsten so zu deuten, wie er sich die Politiker seiner Zeit vorstellt, gedankenreich, systematisch, mit Parteiinteressen und geheimem Plan; aber er belächelt den flachen Rationalismus der nächsten Vergangenheit, er ärgert sich über die rednerische und schönschreibende Geschichtschreibung des 16. Jahrhunderts, deren Ungenauigkeit im Bericht von Thatsachen ihm sehr auffällig erscheint, und er sucht die epische Zurichtung geschichtlicher Begebenheiten im Mittelalter zu begreifen, wo der wirkliche Zusammenhang der Ereignisse dem alten Berichterstatter ganz unwesentlich war gegenüber einer überlieferten Methode der Umbildung, in welcher das poetische Bedürfniß des Volkes sich geltend machte. Aehnlichen Wandel in der täuschenden Zugabe unserer Phantasie lehrt die Ge-

schichte der Naturwissenschaften. Von der modernen Theorie über Entstehung der Menschen und Bildung des Sonnensystems blicken wir zurück auf eine lange Reihe großer Hypothesen und überwundener Systeme, bei denen nicht nur die Mangelhaftigkeit der Beobachtungen, sondern auch eine eigenthümliche Methode im Verbinden der einzelnen Beobachtungen auffällt. Und wir sind uns wohl bewußt, daß die kühne Arbeit der Phantasie, welche die zahllosen Lücken unserer Wahrnehmungen ergänzt und sich nothwendig und untilgbar in unsere feinsten Schlüsse eindrängt, in jeder Zeit durch die Beschaffenheit der gesammten wissenschaftlichen Erkenntniß bedingt wird, und vielleicht noch mehr durch die innige und unablässig treibende Sehnsucht des Menschen, Vernunft und Einheit in der Welt zu finden und das göttliche Leben in der Natur und Menschheit sich begreiflich herzurichten.

Von solchem Standpunkt werden auch die Irrungen der Wissenschaft in früherer Zeit der Theilnahme und Forschung höchst würdig. Wenn der Alchymist ruhelos Gold aus unedlem Metall oder ein Lebenselixir suchte, so war ihm die Einbildungskraft übermächtig aufgeregt durch neue Funde und hohe Ahnungen über Zusammensetzung und Formenwechsel geheimnißvoller Naturstoffe, und wenn der Astrolog aus der Constellation der Gestirne das Schicksal des Menschen bestimmen wollte, so war der Zusammenhang, den er zwischen Stern und Einzelleben annahm, allerdings ein willkürlicher Traum, aber im Hintergrunde lag das ehrwürdige Bedürfniß, das unermeßliche Leben der Natur als ein innerlich zusammenhängendes zu erfassen. Der Sterndeuter und der Goldsucher haben nicht nur ihrer eigenen Wissenschaft unentbehrliche Dienste gethan, sie haben gerade durch diesen phantastischen Zusatz das ganze Volk zur Theilnahme herangezogen, sie haben auch andere Arbeit des Gemüthes und denkenden Geistes mächtig beeinflußt. Wicleffe und die Professoren zu Prag nahmen die alte Lehre der Kirchenväter von der Prädestination

wieder auf, weil dieselbe durch die Astrologie zu einer Lebensfrage für die Christenheit geworden war, und die Mystiker erfanden sich genau wie die Alchymisten lange poetische Bilder und Gleichnisse, in deren Deutung sie das Mysterium der Gottheit zu erfassen suchten.

Seit dem 13. Jahrhundert war durch einige große Gelehrte aus den Bettelorden das Interesse für Naturbeobachtung im Volke sehr gesteigert worden. Zumal die Predigermönche trieben eifrig Astronomie, Kalenderwesen, Verfertigung von Sonnenuhren, Naturgeschichte, Rechnen, Messen, Erdkunde, und erwiesen besondere Theilnahme für alle mechanischen Künste. Es ist sehr auffallend, wie dadurch dem Volke die Beobachtung der Dinge schärfer und die Beschreibung genauer wird, das Einregistriren und Theilen, das Definiren und Aufzählen wesentlicher Merkmale überall reichlicher; diesen Fortschritt schuf nicht vorzugsweise die scholastische Philosophie, welche von Frankreich her in die Klöster und großen Stadtschulen drang, sondern noch mehr die Richtung des Auges auf genaueres Fassen der Form und Zusammensetzung. Das nützte dem Handwerk, und wieder vermehrte die hohe Entwickelung der Handwerkstechnik dem Gebildeten Interesse und Genauigkeit der Beobachtung. Daher hört etwa mit dem Jahr 1300 die alte epische Erzählungsweise in Vers und Prosa fast plötzlich auf, die kurzen Aufzeichnungen der städtischen Chronisten haben oft eine erfreuliche Zuverlässigkeit und Präcision, trotz mangelhafter Kenntniß und engem Gesichtskreis; eine kurze Chronik verzeichnet die Veränderungen in den Kleidertrachten und die neuen Gassenlieder des Jahres, andere alle Curiositäten au Geburten, Wassernoth, merkwürdigen Thieren; die lüderlichen Verse des Spruchsprechers Suchenwirt berichten genau die Zahl der Kähne, durch welche sein Kreuzheer übergeschifft wird, und die Tiefe des Wassers; auch in den kleinen poetischen Schwänken der Zeit erfreut eine klare, genaue, reichlich detaillirte Erzählung. Wer aber

wißbegierig die Dicke des Baumstamms maß, aus dem die Chorstühle seiner Kirche geschnitzt wurden, der berechnete wahrscheinlich auch genau die Summen, welche der Bischof an seine zahlreichen Frauen und Kinder ausgab, und die Zahl der Gebete und Ruthenstreiche, die er selber zur Erlangung der Seligkeit aufgewandt, und es war wohl möglich, daß er an einem sorgenvollen Tage sich bis zur Prüfung seiner himmlischen Rechnung verstieg und überlegte, ob ihm sein Guthaben auch wirklich eine Verheißung gebe. Oder er grübelte bedenklich über die viel verhandelte Frage, ob auch die Kirchenmaus, die über eine Hostie geräth, den Leib Christi genieße. Und wäre dies der Fall, was würde aus der Maus?

Zu diesem Fortschritt kam der neue, den die Deutschen durch die Universitätslehre gewannen. Wer bis dahin die Geheimnisse seiner Wissenschaft in die Seelen Anderer gelegt der hatte sie in der Klosterzelle oder unter seinen Büchern leise in das Ohr geflüstert, jetzt klang das deutende Wort laut in gefreitem Raume. Lange blieb die Selbstthätigkeit der Lehrenden gering, und was sie aus ihren geschriebenen Heften lasen, das war in der Regel nur die Arbeit weniger großer Denker, welche sie mühsam aufgenommen hatten und ängstlich und schwerfällig überlieferten. Und doch wirkte jetzt die geringste Selbstthätigkeit des Lehrers in ganz anderer Weise, auch die spitzfindigen Schlüsse und mühsamen Definitionen, welche den schweren Block eines Begriffes in kleine Hölzer spalteten, regten den versammelten Hörern neue eigene Gedanken auf; dem Lehrer wurde am werthvollsten, die Weisheit, welche er selbst mühsam gefunden, und den Weg, auf dem er sie gewonnen, mitzutheilen, und hundert jüngere Männer konnten die Vertrauten seiner Lehren werden. Bald ist eine Zunahme an Gelehrten bemerkbar. Alle Wissenschaften senden ihre Schüler jetzt häufiger durch das Land, in den Städten werden Juristen Mitglieder des Rathes, die Kenntniß und das Ansehen des römischen Rechtes steigt schnell. Die

Aerzte sind weniger selten; wenn sie von reichen Städten gerufen und bezahlt werden, so stellen sie nicht mehr die befremdliche Bedingung, bei einer Pest die Stadt verlassen zu dürfen. Vor allem aber wird die Regierung und Lehre der Kirche einer angestrengten und leidenschaftlichen Prüfung unterstellt, und die Kämpfe, welche dadurch aufgeregt werden, bestimmen auf Jahrhunderte das politische Schicksal der Nation.

Wer jetzt das Interesse der alten Kirche verficht, der sollte sich hüten das Schmachvolle ihres Verfalls im 14. und 15. Jahrhundert zu verdecken. Uns wenigstens scheint eine bessere Argumentation für den sittlichen Hintergrund der Lehre, welche sie in ihrem Bekenntniß zusammenschloß, daß sie sich aus jener tiefen Versunkenheit noch einmal erheben konnte. Es ist wahr, daß jedes Urtheil über die Verworfenheit eines Standes und einer Genossenschaft grausam gegen die vielen Einzelnen wird, welche sich in ihnen als redliche Männer nach den Begriffen ihrer Zeit zu halten wußten, und daß auch ein vorsichtiges Urtheil vor Zuständen einer entfernten Vergangenheit in Gefahr kommt, aus einer Zahl auffälliger Erscheinungen zu summarisch auf das Ganze zu schließen. Aber wir haben für die Verdorbenheit der Kirche zur Zeit des Schisma doch einen Maßstab, der uns im ganzen betrachtet so sicher ist, wie irgend welche Kunde über Verhältnisse alter Zeit. Wir finden ihn nicht in der notorischen Schlechtigkeit einzelner Päpste und Kirchenfürsten, und nicht in der Menge von skandalösen Geschichten, welche aus geistlichen Stiftern, Mönchs- und Nonnenklöstern überliefert sind, sondern in dem abfälligen Urtheil solcher Zeitgenossen, welche unzweifelhaft den Wunsch hatten die Schäden ihrer Kirche zu bessern. Wenn seit der Hohenstaufenzeit über irgend etwas in Deutschland Uebereinstimmung besteht, so ist es über den Verderb der Klerisei und über das schlechte Regiment in Glaubenssachen, bei allen Ständen Nichtachtung und Anklage. Und die Ankläger sind nicht einzelne Unzufriedene, Ketzer und unruhige

Köpfe, es ist auch nicht eine damals modische Krankheit der Schriftsteller, sondern die Guten und Argen der Kirche selbst klagen und zürnen über den öffentlichen Skandal, Concilien, Kirchenfürsten, Kaiser und Reich, ein Papst und eine Partei in der Kirche über die andere. Wenn das heiligste Institut in die unglückliche Lage kommt, den sittlichen Forderungen der Zeitgenossen so wenig zu entsprechen, so haben die Spätern ein volles Recht zu verurtheilen. Und wer die Auflehnung gewissenhafter Männer jener Zeit gegen die verdorbene Genossenschaft der Kirche dennoch für ein Unrecht hält, weil er eine Reform der Kirche durch die Kirche fordert, der verschweigt sich und Andern, daß diese Reformen durch mehre hundert Jahre von den Besten der Kirche fruchtlos versucht worden sind. Die Zeit reformsuchender Concilien, welche seit Costnitz anfing, endigte erst im folgenden Jahrhunderte zu Trient damit, daß Concilien überhaupt aufhörten, und daß die energische Restauration der Kirche von da bis zur Gegenwart mit geringen Unterbrechungen in die Hand einer späten mönchischen Schwurgenossenschaft gelegt wurde, welche die herrschende Partei in der Aristokratie des neuen Katholicismus geblieben ist. Fast alle großen Erfolge und Einbußen des Katholicismus sind auf sie zurückzuführen, die Laien haben sich entweder von der Herrschaft der Kirche gelöst, oder sie gehorchen schweigend.

Aber von dem Zorn, welchen der ehrliche Deutsche gegen ausschweifende und bestechliche Päpste und gegen die plumpe Lüsternheit deutscher Geistlichen empfand, war noch ein weiter Weg bis zur Auflehnung gegen die Dogmen des Glaubens und das kirchliche System. Millionen schalten und höhnten und suchten für sich selbst geistlichen Trost bei denselben Männern, welche sie verachteten, und bei den Heilsmitteln, deren marktschreierisches Anpreisen ihnen höchst unchristlich erschien. Die Richtung der Zeit war einem selbständigen Handeln des Individuums und einer Opferung für Gewissenskämpfe im ganzen nicht günstig. Das harte, rührige, derb

praktische Geschlecht sah mit Mißtrauen auf jeden Einzelnen, der sich aus dem großen Verein der Kirche herausheben und anders denken und glauben wollte, als seine Mitbürger.

Auch wurde dem Laien das Nachdenken über die Mysterien des Glaubens und den Inhalt der Dogmen nicht leicht. Die Kenntniß der Glaubenslehren war selbst bei Anspruchsvollen in der Regel sehr mangelhaft. Es war gut, wenn sie die heilkräftigsten Gebete lateinisch hersagen konnten. Die Kirche hatte in der letzten Zeit viel gethan, das Leben der Laien mit geistlichen Gaben zu erfüllen, neue Heilige waren mächtig geworden, neue große Dome gebaut, überall riefen die Glocken in die Kirchen und Kapellen; aber trotz der breiten Ausdehnung, welche der Cultus erhalten hatte, that er wenig der Menge das Herz zu erwärmen. Der Zwang, welchen er dem kleinen Mann auflegte, war ein äußerlicher. Der Laie sollte am Tage jedes der heiligen Zwölfboten fasten, doch hatten einige dieser Fürsten des Himmels: Jacob, Philipp, Johannes der Evangelist und Bartholomäus freundlichere Sitte, sie forderten solche Entsagung nicht. Dann waren die vier Fronfasten, die langen Fasten bis Ostern, der Pfingstabend und zwei Marientage. Messe sollte man eigentlich täglich hören, wo nicht, doch an den Feiertagen. Die Haupthandlung des Christen aber sollte sein, daß er wenigstens einmal im Jahre seinem Pfarrer beichtete; wer das nicht that und starb, den sollte man begraben wie einen Strohhalm im Acker. Das war der Antheil, welchen im 15. Jahrhundert Millionen am Christenthum hatten.

Wenn die Kirche dem armen Laien wenig bot, so hatte sie dafür allerdings einen zureichenden Grund: die Mehrzahl der Geistlichen besaß auch nicht viel mehr von Lehre und gemüthlichem Inhalt des Glaubens. Das Amt der Bischöfe war völlig verweltlicht. Ihre Weiber, Gelage, die Jagd und zuweilen Ritterroß und Harnisch waren ihre Tagesinteressen, es gab Kirchenfürsten und Aebte, welche kein Latein verstanden

und nicht lesen und schreiben konnten. Nicht viel besser erging es der Mehrzahl der Mönche und den Plebanen, den Pfarrgeistlichen, denen vorzugsweise die Seelsorge für die Laien oblag. Wenn sie beim Gottesdienst Gebete und Reden lateinisch lesen mußten, so buchstabirten sie mürrisch, ohne Verständniß des Sinns und der Worte, ihnen selbst war barbarisch, was sie beteten; und das galt für natürlich, weil jeder Müssiggänger und faule Bauch sich in den Priesterstand dränge.*) Und der Franciscaner Bernhard Baptisé klagte in der Predigt, die er auf dem Concil in Costnitz vor den Kirchenfürsten und der versammelten Geistlichkeit Europa's hielt: „So schlecht sind unsere Geistlichen geworden, daß schon fast die ganze Geistlichkeit dem Teufel verfallen ist.“**)

Dennoch gab die verdorbene Kirche vielen Millionen Trost im Unglück und Hoffnung der Seligkeit. Das unverwüstliche Glaubensbedürfniß des Volkes richtete sich das wenige, was der Kirchenglaube nahe legte, recht gemüthlich zu. Vor allem waren die Deutschen damals Geschäftsleute; sie waren gewöhnt in irdischen Dingen verständig zu rechnen, auch der Idealismus ihres Glaubens erhielt einen Beigeschmack von Handelschaft und Vereinswesen. Die Gebete und die übrige lange Reihe der Gnadenmittel: Bußen, Fasten, Wallfahrten, Almosen und Spenden an die Kirche waren die ehrwürdigen Mittel, durch welche sich der Sünder in die Gnade des Himmels einkaufen konnte. Hatte er auch Arges verübt und stand seine Rechnung nach der Meinung anderer Leute sehr schlecht, er hatte doch heimlich gebetet, Kerzen angezündet und gute Werke gethan. Er hatte einem Heiligen besondere Ehre erwiesen, er wußte, wie mächtig und einflußreich dieser im Himmel war, und daß er in dem Augenblick, wo das verhängnißvolle Urtheil über den Sünder gefällt werden sollte,

*) Nic. de Clamengis, De praesulibus simoniacis, ed. J. M. Lydius, 1613. p. 165.

**) v. d. Hardt, Conc. Const. T. I. P. XVIII. p. 880 sq.

die guten Dienste seines Getreuen rühmend zur Geltung bringen werde. Wie der erste Habsburger dem Volksglauben nach am Tage der heiligen Jungfrau, welcher dem Tage ihres Sohnes vorausging, aus persönlicher Hochachtung gegen die Gottesmutter jeden schlechten Streich vermied, ebenso opferten unzählige Andere ihr Gelüst zu bestimmten Zeiten ihren himmlischen Fürsprechern. Der Sünder hörte, daß die Kirche nicht der Werkthätigkeit allein die Fähigkeit zuschrieb von der Verdammniß zu befreien, sondern daneben auch Reue verlangte. Natürlich reuten ihn seine Sünden, er wußte recht gut, daß sie nicht in der Ordnung waren. Und er dachte sich seine Schuld und sein Guthaben im Himmel genau angemerkt, und hatte für die letzte Entscheidung und die Balance so seine stille Hoffnung. Ferner hatte die Kirche die Meinung feierlich bestätigt, daß das Gebet des Einen auch für Andere heilkräftig wirken könne, und diese milde Ansicht wurde dem Deutschen ein Quell liebevoller und zärtlicher Thätigkeit zum Besten Anderer. Das stille Gebet für Freunde wurde diesen wirksam durch leise Nennung ihres Namens, auch wenn man mehre Namen geschrieben vor sich hinlegte und der Reihe nach durch Gebete bedachte. Durch die Gebete Frommer konnte sogar der arge Sünder seine Rechnung im Himmel günstiger stellen. Es war ihm also eine wichtige Sache diese Gebete zu veranlassen. Wer den Andern um etwas bat, versprach dafür sein Gebet. Wer einem Hilfsbedürftigen reichliches Almosen gab, der verpflichtete den Beschenkten für ihn zu beten, und war der Empfänger ehrlich, so hielt er sein Wort. Die Rechnung erscheint uns roh, sie wurde doch für Millionen eine herzerfreuende Poesie des Glaubens, denn der Grundgedanke dabei war immer, daß die Summe der Liebe, die jemand auf Erden für sich gewonnen, eine wesentliche Hilfe seiner Seligkeit sein müsse. Und diese Poesie empfand jedermann, das Weib, welches in ihrer Klosterzelle für ihre Verwandten oder für einen Fremden betete, dem sie einst in irdischer Neigung

zugethan war, der Ritter, der einem Kloster Aecker und Renten überwies, der Kaufmann, welcher in froher Stunde seine Geldtasche unter die Bettler an der Kirchenthür leerte.

Die Aufmerksamkeit der Menschen war in der Stille unabläßig auf diese Rechnung gerichtet; wer sich und Andern ein außergewöhnliches Guthaben verschaffen wollte, wurde Büßer und Klausner; wenn den argen Weltmann das Gefühl seiner Schuld einmal übermannte, so schenkte er Renten, Güter, Leibeigene immer an das Kloster, von dessen Bewohnern er die größte Summe von Gebeten und wirksamer Fürbitte erwarten konnte.

Die Kirche hatte außerdem festgesetzt, daß der Himmel auch Schwurgenossenschaften anerkenne, deren Mitglieder in gegenseitiger Assecuranz für einander die Gebete und guten Werke verrichteten; dann kam jeder Ueberschuß, den ein Mitglied erwarb, den Genossen zu Gute. Nach diesem Princip entstand die große Bruderschaft des Kalands und zahllose andere. Jeder Bruder verpflichtete sich beim Eintritt zu einer bestimmten Anzahl Gebete und Bußübungen, zu Geldbeiträgen, zum Gottesdienst am gemeinsamen Altar unter Fürsprache eines erwählten Heiligen. Auch diese Bruderschaften wurden charakteristischer Ausdruck einer Zeit, welche allen Erfolg durch Privatvereine zu erreichen gewöhnt war. Dem Laien erschien die ganze Kirche als eine große Verbindung aller Gläubigen, der Stadtgemeinde vergleichbar, seine Bruderschaft als die Innung darin; die Menschen waren nicht mehr in der alten Weise die Gefolgleute ihres himmlischen Häuptlings, sondern Geschäftsmänner, die sich bedächtig zusammengeschworen hatten, um mit einander die Seligkeit durchzusetzen. Zumal in den Städten hatte fast jedermann als Mitglied einer Innung oder Bruderschaft durch die aufgesammelten Gebete und guten Werke seiner Corporation ein kleines Capital für den Himmel angelegt, er hoffte deshalb nach dem Tode einen gnädigen Richter seiner Sünden zu finden, und er wollte ungern diese

21*

aufgewandte Mühe und die guten Verbindungen verlieren. Er mißachtete die Pfaffen, aber der Ketzer war ihm ein unheimlich Ding.

Es ist wahr, die große Mehrzahl der Geistlichen vermochte nur auswendig gelerntes herzusagen; aber die Besseren des Standes hatten eine Bedeutung für das Volk erhalten, die sie in keinem frühern Jahrhundert gehabt. Die schnelle und einem Wunder gleiche Ausbildung der deutschen Schriftsprache hatte Volksprediger möglich gemacht, wie sie das frühere Mittelalter nie gekannt. Der redekräftige Mann vermochte jetzt auf seine Zuhörer eine unermeßliche Wirkung auszuüben. In jener Zeit, wo die große Mehrzahl der Menschen nicht zu lesen verstand, regte längere zusammenhängende Rede über ein geistliches Thema weit mehr Nachdenken und heiße Empfindung auf als jetzt. Wenn Bruder Berchtold († 1272) predigte, so lauschte die Menge in athemloser Spannung, das gesprochene Wort fiel wie ein zündender Funke in die Seelen. Als Tauler nach langer Einkehr in sich selbst zuerst wieder die Kanzel bestieg, war er selber so bewegt, daß er die Worte nicht fand; als er endlich sprach, fielen eine Anzahl Leute vor übermäßiger Aufregung in Ohnmacht. Es ist möglich, die Methode jener alten Volksredner aus erhaltenen Predigten zu ersehen. Einige derselben gelten auch uns für edle Muster einer populären Beredsamkeit, namentlich wenn sie, wie die des Berchtold, vorzugsweise Moralreden sind, und wir bewundern die Energie und treffenden Vergleiche der Sprache und die zuweilen meisterhafte Darstellung der Schwächen und Verirrungen der Hörer, so wie klug eingestreute Belehrung über Dinge dieser Welt. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts waren in ansehnlichen Städten wirksame Volksprediger nicht unerhört und sie wurden allmählich zahlreicher. Sie hatten sich freilich zu hüten, daß sie nicht in Zwist mit der Kirche kamen, sogar wenn sie durch Stellung in einem einflußreichen Mönchsorden geschützt waren. Aber seit das gesprochene

Glaubenswort in die Seelen der Hörer dringt, gewinnt leise und allmählich auch das deutsche Volk eigene Gedanken über die Dogmen des Glaubens, und die alten Heilsmittel verlieren in den Seelen an Heiligkeit gegenüber neuen Sorgen und Forderungen, die von höchlich verehrten Männern aufgeregt werden. Die Predigt steht für diese ganze Periode bis zum dreißigjährigen Kriege oben an unter den Mitteln das Volk zu belehren und fortzureißen. Und die Mächte, welche das Gemüth des Volkes regieren, sind im Mittelalter der fahrende Spielmann, in den vier Jahrhunderten der Reformation die Predigt und das geistliche Lied, in der Neuzeit das gedruckte Wort der Zeitungen.

Gegen das öde und ideenarme Leben der Kirche suchten gemüthvolle Menschen Rettung in stiller Beschauung, in innern Gesichten und schwärmerischem Versenken in die Gottheit. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gewinnt die Mystik überall Anhänger, als eine neue Methode des armen Christenmenschen die Gottheit zu suchen. In der Kirche des Mittelalters hatten sich die frommen Büßer gegeißelt und durch Bußübungen und Gebet Nerven und Phantasie so lange gesteigert, bis ihnen nach Angst und Unsicherheit eine Stunde exaltirter Spannung kam, dann sahen sie Gesichte, den Erlöser, die Mutter Gottes, ihren Heiligen, welche ihnen freundlich zusprachen. Es war für Hunderttausende derselbe aufregende Proceß, die Praxis der Askese war in den Mönchsorden festgestellt, wer Uebung hatte, erhielt die Erweckung leichter. Sie alle geißelten sich und schauten Gesichte als kleine Dienstleute des Himmelsherrn, sie lebten nach der Stunde ihrer Exaltation vergnügt dahin, ihres guten Verhältnisses zum Himmel sicher; was sie in der Verzückung schauten und hörten, waren die herkömmlich überlieferten Gestalten der kirchlichen Sage, Fragen und Antworten zwischen dem Diener und dem Herrn gewesen. Seit die prächtige Entwicklung der lyrischen Poesie unendlich größern Reichthum an

poetischen Bildern und zugerichteten Anschauungen in die Seelen leitete, seit die Rede für feinere Dialektik ausgebildet ward und die junge Naturwissenschaft viele subtile Geheimnisse der Natur hinter den Formen der Körperwelt ahnen ließ, wurden die frommen Träume der Begeisterten kunstvoller und reichlicher. Noch waren Bußübungen ein Theil der Vorbereitung, aber die wilden Geißelhiebe und das massenhafte Herbeten eingelernter Formeln halfen den Besten nicht mehr zur Erhebung. Ihre Stimmung war ein sinniges, leidenschaftsloses und liebevolles Träumen, Vorbedingung ein Herz, welches die Menschen und alle Creaturen Gottes mit herzlicher Liebe umschloß, der Weg zur Gottheit war, selbstlos auf eigenes Begehren zu verzichten. Was diesen Frommen in glücklichen Stunden aufging, war, so weit wir aus ihren Schriften ein Urtheil gewinnen, in der Regel eine glänzende Anschauung, ein zugerichtetes Bild, ihnen aber verwischten sich die Grenzen zwischen Gleichniß und der Idee die dahinter lag, die allegorische Deutung, welche sie dem Bilde gaben, galt ihnen für die Offenbarung der göttlichen Wahrheit. Sie sahen die christliche Kirche als einen hohen Felsen, von welchem Wasserbäche herabrannen, einen Felsengipfel über den andern aufgethürmt, auf dem höchsten Christus, und sie wurden begnadigt aufzusteigen von einem zum andern, oder sie wandelten in einem himmlischen Rosengarten, worin der Braut Seele der Bräutigam Christus begegnete. Alle Erkenntniß des Menschen wurde geschaut im Bilde von fünf Lichtern, welche das Treiben der Welt beleuchteten, das Gebet war eine Leiter mit sieben Staffeln, jede folgende hebt näher an Gott; der Zustand der Seele auf jeder dieser Staffeln und das Glück derselben wird ausführlich geschildert, auf der siebenten wird man Gott gleich und schaut ihn „von Auge zu Auge", das unermeßliche Glück dieser letzten Staffel soll St. Paulus einmal genossen haben, vielleicht hat es Maria, sicher aber Jesus Christus.

Diese Art der christlichen Verzückung, welche das Unbegreifliche in ausgeführtem Bilde schaute und in der allegorischen Deutung desselben das unerforschliche Geheimniß zu besitzen glaubte, blieb den Völkern des Abendlandes von Rulman Merswin und Dante bis auf den Engländer Bunyan, es ist ebenfalls charakteristisch für die Jahrhunderte des Ueberganges aus der alten Kirche zur Neuzeit und steht mitten inne zwischen der Mönchsaskese des Mittelalters und der modernen Erweckung in dem Pietismus Spener's.

Und neben diesem Einbilden geht das entsprechende Bestreben, in der Speculation das individuelle Sein aufzuheben zu einer Abstraction, die man von der Gottheit construirt. Der Mensch soll sich als Creatur vernichten, der Wille muß schwinden, alle Werkthätigkeit aufhören. Der geschaffene Geist, der einst Gott war, soll mit Gott wieder „einförmig und vergöttert" werden. Ein Geist, der so selbstlos und ichlos geworden ist, wird durch nichts mehr getrübt, er ist erhaben über allen Wandel, er bedarf das Mundgebet nicht mehr, er bedarf die Uebung der Tugend nicht mehr, er hat den wahren unbeweglichen Frieden, die Lösung aller Widersprüche in sich.

Nicht jeder Gottesfreund und Verklärte stellte die Vereinigung der Seele mit Gott ebenso dar, die pantheistische Auffassung ist am consequentesten bei Tauler und seinen Schülern durchgebildet. Und wir sind keineswegs sicher, ob diese Philosophie aus neuplatonischen Schriften abgeleitet wurde, oder ob sie von der Berührung mit indischer Weisheit herrührt, welche durch die Kreuzzüge vermittelt ward.

Diese frommen und weichen Naturen bildeten einen stillen Geheimbund, der oft von der Ketzerei der Waldenser beeinflußt wurde und wieder auf die laute Opposition in der Kirche wirkte, sie huschten zusammen und wieder auseinander, sie wallfahrteten wie später die schönen Seelen, zu einem berühmten Meister in Straßburg, in Basel. Aber nicht diese Frommen haben den Kampf gegen das Papstthum aufge-

nommen, sondern die Lehrer der Universität, welche zugleich Volksprediger waren und denen die Verpflichtung oblag, laut vor dem Volke Zeugniß abzulegen von ihren Gedanken, ihrer Liebe und ihrem Zorn.

Wenn der Deutsche Rebell wird, so wird er es selten aus dogmatischer Starrköpfigkeit, sondern weil ihm sein Sinn für Gerechtigkeit arg verletzt ist. Dasselbe galt damals von den Böhmen.

Denn die hussitische Bewegung begann mit dem Zorn und Aerger über unredliche Gewaltacte der kirchlichen Partei, in zwanzig Jahren steigerte sie sich schrittweise bis zum Abfall von der irdischen Kirche. Im Jahr 1392 wurde das Jubeljahr auf dem Wissegrad verkündet, von Lätare bis zu Kreuzerhöhung wallfahrtete zahlloses Volk zu den heiligen Stellen durch die Städte von Prag, spendete und beichtete und erhielt dafür reichen Ablaß. Großes Geld nahm die vornehme Geistlichkeit ein, die Beutel der Armen wurden leer, die Einnahmen mußte der Erzbischof mit dem König Wenzel theilen. Da war unter Predigern und Lehrern keiner, der sich gegen den Ablaß setzte, nur der Pfarrer von St. Martin, Kohle, wagte leise zu raunen, das sei nicht Ablaß, sondern Betrug; Wenzel aber erfuhr das und bedräute ihn, da zog auch er in sehr auffälligem Hut mit den übrigen in Procession. Damals stand Johannes Huß in der Kapelle Bethlehem im Wissegrad, welche später die ruhmvolle Stätte seiner Reden werden sollte, und lauschte der Predigt des Magister Stekna, welcher dringend mahnte ein so großes Gnadenmittel nicht zu verachten.*) Auch Magister Johannes gab seine letzten vier Groschen dem Beichtvater, so daß er zu Hause nur trocknes Brot zu essen hatte, und wallte mit der Menge dahin. Der Aufregung folgte schnell die Ernüchterung. Das Volk rechnete nach, daß sein

*) Chron. Univ. Prag. ad a. 1392 bei K. Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung I. S. 14.

gespendetes Geld auf dem Wissegrad in Saufgelagen und weltlicher Pracht verschwand, und die Volksprediger fanden, daß die Menge durch den Ablaß nicht heiliger, sondern schlechter wurde. An dieses Jahr erinnerte die Opposition später von den Kanzeln, und Johannes Huß erzählte seinen Irrthum dem Volke und beklagte seine Thorheit.

Der nächste Anstoß kam auf der Universität. Selten hatten die akademischen Händel zwischen den fremden Nationen und den Böhmen, zwischen Juristen und Artisten geruht. Die Deutschen in Prag standen unter den Slaven als eine bevorzugte Minderzahl der Bevölkerung, an der Universität als die Mehrzahl; da war natürlich, daß sie sich an die aristokratische Partei in Böhmen, die höhere Geistlichkeit und deutschgesinnten Adel lehnten, und ebenso natürlich war, daß die böhmische Partei der Universität sich auf ihren wüsten König stützte, der von den Deutschen aufgegeben war, und daß sie die Stimmungen ihrer Freunde und Verwandten, der böhmischen Bürger und Bauern vertrat.

Im Carolinum begann der Streit zwischen Deutschen und Böhmen über die Lehren Wicleffe's; ein Magister der deutschen Partei hatte fünfundvierzig Ketzereien aus den Schriften des Engländers gezogen. Seine Artikel wurden vom Domcapitel dem Rector übergeben, er solle die Mitglieder der Universität bei ihrem Eid auffordern, daß sie weder daran glaubten noch darüber disputirten. Das that der Rector, aber Mitglieder der böhmischen Partei protestirten heftig gegen die Fälschung der Wicleffe'schen Lehre, Huß noch mit vorsichtiger Verwahrung gegen ihren Inhalt. Im Jahr 1409 brach das Schisma der Universität aus. Die Böhmen hatten beim Könige durchgesetzt, daß das Stimmrecht der Nationen verändert und den Böhmen, welche bis dahin eine Stimme gegen drei gehabt hatten, drei Stimmen gegen eine der übrigen Nationen zugetheilt wurden. Sie beriefen sich dabei mit Unrecht auf das Beispiel von Paris, wo die Fran-

zosen in ähnlicher Weise gegen die übrigen Nationen bevorzugt seien; dort war das Zahlenverhältniß zu Gunsten der Franzosen, in Prag scheint die Anzahl der Fremden beträchtlich größer gewesen zu sein als die der Böhmen, auch die Polen hielten zu den Deutschen.*) Es kam zum Bruch, die Deutschen und Polen zogen aus, — wie man später behauptete, gegen 5000 Mann, — in der Mehrzahl nach Leipzig zu Gründung einer neuen Universität, welche ihren orthodoxen Charakter bis in die Reformationszeit bewahrte. Diese Trennung wurde ein schicksalschweres Ereigniß für die Böhmen und den lauteren Mann, der bis dahin Führer einer jugendkräftigen und begeisterten Opposition gewesen war. Die Fremden, hochmüthig und mit den Pfaffen verbunden, hatten den Pragern gewiß gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben, aber sie hatten auch den größten Theil der Universitätswissenschaft repräsentirt, das Institut verlor den Charakter einer großen Akademie und wurde Brennpunkt eines leidenschaftlichen Parteitreibens, das die Besonnenen kaum noch zu beherrschen vermochten. Bis dahin waren Huß und seine Freunde durch das hohe Ansehen, welches die erste Universität Deutschlands gab, gestützt worden, jetzt trat die entgegengesetzte Stimmung ein, die Opposition wurde Streit des fremden Volkes gegen das deutsche, und der ehrliche Huß ward von

*) Nicht nur auf der Universität, wo die Polen zum großen Theil deutsche Schlesier oder Söhne deutscher Polenstädte waren. Man darf nicht vergessen, daß die systematische Opposition der Polen gegen die Deutschen erst mit der katholischen Reaction und den Jesuiten des 16. Jahrhunderts beginnt. Bis dahin standen sie unter allen Fremden den Deutschen am nächsten. Frühere Ausbrüche nationaler Abneigung im armen Adel wurden immer wieder überwunden durch die enge Verbindung der Fürsten, der Städte, wie der Klöster und Ritterschaft mit Deutschland. Wenn die Schlesier und Westpreußen zu Zeiten lieber unter polnischer Oberhoheit leben wollten, als unter böhmischer oder der des Ordens, so gehörte Polen nach Volksmeinung gerade eben so sehr zum Reiche, als Böhmen oder der Orden, das heißt ein wenig.

Tausenden erbitterter Studenten durch ganz Deutschland als Feind und Zerstörer würdiger Ordnung verlästert. Und nicht nur in Deutschland, auch in Böhmen. Der böhmische Adel löste sich zum größten Theil von dem Reste der Universität, sogar die Bürger Prags erhoben laute Klage über die verwüstete Stadt.

Jetzt folgten schnell Schlag und Gegenschlag. Im Jahr 1410 verbrannte der Erzbischof öffentlich unter Glockengeläut und Te Deum laudamus 200 Handschriften Wicleffe'scher Schriften, aber das Volk sang zornige Spottlieder auf den Straßen. Im nächsten Jahr kam das entscheidende Aergerniß von Rom, Johann XXIII. forderte durch eine Bulle zum Kreuzzuge gegen den König Ladislaus von Neapel auf, weil dieser zur Partei des Gegenpapstes Gregor XII. gehörte; wer am Kreuzzug theilnehmen oder auch nur Geld dafür spenden würde, der sollte Ablaß haben, wenn er seine Sünden bereute. Als wieder das Ablaßgeld in die Becken fiel, die in den Kirchen aufgestellt waren, schlug die Empörung der böhmischen Partei zu hellen Flammen auf. Die päpstlichen Bullen wurden am Hals feiler Dirnen durch die Stadt gefahren; als die Bulle in den Pfarrkirchen verlesen wurde, erhoben sich junge Handwerker und riefen dem Geistlichen entgegen, daß er lüge. Ein königliches Edict hatte vorher jeden mit dem Tode bedroht, der die Heiligkeit des Papstes schmähen würde, die Rufer wurden ergriffen und zum Tode verurtheilt. Huß, der keinen Antheil an diesem Sturm der Straße gehabt, ging mit großem Universitätsgefolge nach dem Rathhause, bat um das Leben der Verurtheilten und erbot sich selbst für sie die Strafe zu erleiden, denn um seinetwillen seien sie in dieses Unglück gekommen. Die Richter täuschten ihn durch gewundene Rede, und ersuchten ihn den Aufstand des Volkes zu stillen; er gehorchte, aber einige Stunden darauf wurden die Verurtheilten tumultuarisch enthauptet. Das Volk tauchte Tücher in ihr Blut und nannte die Kapelle von Beth-

lehem, in welcher die Leichen bestattet wurden, die Stätte der drei Heiligen. Huß bezeugte den Getödteten, sie seien gemordet worden, weil sie dem Antichrist widersprochen hätten. Er wurde in Bann gethan, und appellirte von der Kanzel an seinen wahren Richter Jesus Christus. König Wenzel, der in nüchternen Stunden die Pfaffen verachtete und die Aufregung in Prag scheute, ließ den Liebling des Volkes warnen, er möge sich in einem festen Hause der Landschaft bergen. Huß wohnte fortan auf den Burgen seiner Anhänger und schrieb seine letzten Büchlein, bis er nach dem Concilium von Costnitz geladen wurde. Er kehrte von da nicht heim wie Luther von Worms, die Asche des Verbrannten führte der Rhein stromab dem Meere zu.

Ueberall bietet das Leben des Magister Johannes Vergleichspunkte zu dem seines Nachfolgers, der denselben Kampf siegreich durchführte. Der ärgerliche Ablaß und die frivole Verwendung, welche dem Gelde der Gläubigen zu Theil wurde, die Herausforderungen, Drohungen, Gewaltacte der alten Kirche, welche immer neue Steigerung der Opposition hervorriefen. Aber nicht nur zwischen König Wenzel und Kurfürst Friedrich ist ein Unterschied, auch nicht nur der entscheidende zwischen zwei reinen, selbstlosen, tapferen Männern, daß der ältere Stimmführer seiner Partei war, die er zurückzuhalten und zu mäßigen nicht immer vermochte, und der spätere ein heldenhafter Vorkämpfer, an Muth und Entschluß allen Zeitgenossen überlegen; der größte Unterschied liegt in den Völkern selbst und in der Zeit; zuerst Slaven, dann Deutsche, vor und nach der Erfindung des Bücherdrucks.

Aber es war ein eigenthümlich deutsches Verhängniß, daß in den Hallen der Universität, unter den Gelehrten und Lernenden der größte politische Kampf aufbrannte, und daß der Scheiterhaufen eines böhmischen Professors der gesammten Politik der deutschen Fürsten und Völker eine neue Richtung gab.

Der heiße Tod des Huß war für die Deutschen vom Rhein bis zur Oder weder ein besonders auffallendes, noch ein besonders tadelnswerthes Ereigniß. Man war damals schnell bei der Hand hinzurichten, und es verging schwerlich ein Jahr, wo nicht in jeder größeren Stadt der Nachrichter sein Richtschwert schwenkte oder die Pechfackel an einen Holzstoß legte. Und wie groß auch Schmerz und Zorn der nationalen Partei in Böhmen war, der wilde Fanatismus des Volkes wurde erst aufgewühlt durch eine zweite, nicht kleinere Sünde des charakterlosen Kaisers Sigismund. Denn nicht die Böhmen trugen zuerst die Kriegsfackel über ihre Berge in die Nachbarländer, sondern die deutsche Partei begann im Jahr 1420 mit orthodoxem Eifer das Gemetzel. Ihr Einfall gab den Böhmen die Kraft der Verzweiflung, von da begannen die Kriegszüge der Hussiten gegen die Deutschen.

Es ist das wilde Treiben einzelner Hussitenhaufen in dieser harten Zeit, welches die folgenden Bilder schildern. Sie sind dem Bericht eines schlesischen Zeitgenossen, der Kaufmann in Bolkenhain war — sein Name Martin ist unsicher — entnommen. Das Bruchstück, welches uns erhalten und durch Heinrich Hoffmann (in Scriptores rer. Lusat. I. 1839) nach der Handschrift herausgegeben ist, enthält kein reiches Material für den Historiker, denn der ehrliche Schlesier schrieb nur auf, was er selbst erlebte oder was sich in seiner Nähe ereignete. Sein Bericht ist wie ein kleines glänzendes Feuer auf weiter dunkler Haide, nur wenige Gegenstände werden sichtbar, diese aber in scharfer Beleuchtung, vorzüglich das Leben der Einzelnen in der großen Bewegung ihrer Zeit. Mit Freude wird man merken, daß über viele Schlechtigkeit und über eine Wildheit, die wir kaum begreifen, sich bei beiden Parteien hier und da die unvertilgbare Güte der menschlichen Natur und der ruhige, feste Sinn Einzelner erhebt. Der Berichterstatter, welcher von jetzt ab erzählt, erscheint selbst als ein treuherziger Mann von gesundem Urtheil.

„Als man schrieb nach Christi Geburt 1425, da kamen die Hussen vor die Stadt Wünschelburg an einem Sonnabend und gewannen den Zugang am Sonntag um die Vesperzeit mit Uebermacht und brachen durch die Mauer. Da floh das Volk auf des Vogtes Haus*), das war ein hohes Steinhaus. Als sie nun darauf kamen, beide Männer und Frauen, zündeten sie selbst die Stadt an vom Stadthause aus und meinten sich damit zu retten. Die Böhmen aber warteten, bis sich das Feuer gesetzte und gelegte, dann drangen sie mit Macht an das Steinhaus und wollten zu ihnen stürmen und das Haus untergraben. Und es kam dazu, daß man mit einander verhandelte, und der Vogt ließ sich zu den Hussen hinab durch eine rohe Plane**) mit ihrem Willen, er sollte mit ihnen sprechen und verhandeln, ob die Bürger los und frei von ihnen werden und herabkommen könnten. Er war überlange da unten in der Stadt, so daß es den Leuten zu lange währte und bange ward, sonderlich dem Pfarrer derselben Stadt, — er war des Vogtes Gevatter, — der ließ hinabschreien und rufen: ob der Vogt etwa noch da unten wäre, sollte er sich offenbaren und melden und wieder zu ihnen heraufkommen. Nach einer Weile kam der Vogt wieder an

*) Haus ohne weiteren Zusatz bezeichnet oft ein befestigtes Gebäude, in den Städten die Vogtei, auf dem Lande den Sitz des Vasallen. In solchem Fall ist es von Stein, die Mauer unten sehr dick, aber zuweilen nicht in Grund gesetzt, sondern breit auf der Oberfläche gelagert, daher leicht zu untergraben. Die Fenster sind mit Eisengittern versehen, und unter dem Dache läuft innerhalb der Mauer ein Gang, oder über den Stockwerken ist ein großer freier Saal unter dem Dachgebälk, an dessen Wänden Schießscharten von verschiedener Form für Bolzen und später auch für Feuerwaffen angebracht sind, im 15. Jahrhundert standen wol auch leichtere Geschütze oben. Oft war das Haus noch mit einer besonderen Ringmauer umgeben, zumal auf dem Lande, wo diese auch den Wirthschaftshof einschloß. In solchem Landhaus saßen häufig mehre Familien gedrängt über einander.

**) Große Leinwanddecke, wird über die Holzreifen der Korbwagen gespannt.

das Steinhaus und ließ sich wieder hinaufziehen. Als er herauf kam, da fragte ihn sein Gevatter der Pfarrer, wie es ihm gegangen wäre, ob er auch ihn und seinen Kaplan los und frei gehandelt hätte. Da sprach der Vogt: „Nein, Gevatter, sie wollen keinen Pfaffen zu Gnaden annehmen.“ Da war der Pfarrer mit seinem Kaplan sehr betrübt und sprach: „Wie gar jämmerlich verlaßt ihr mich und verachtet mich! Das sei Gott dem Allmächtigen geklagt. Da ich vormals von euch wollte ziehen und fliehen, sprachet ihr, ich sollte bei euch bleiben, ihr wolltet gut und übel mit mir leiden und auch mit mir sterben oder Rettung finden, und ihr sprachet: wie darf der Hirte von den Schafen fliehen? Und jetzt steht es gar übel, nun fliehen leider die Schafe von dem Hirten.“ Da sprachen die Frauen und die Bürgerinnen weinend zu ihm: „O lieber Herr, nicht weinet, nicht betrübet euch, wir wollen euch und euren Kaplan flören*) und wollen euch wol mit hinab und wegbringen.“ Da sprach der Pfarrer Herr Megerlein: „Das wolle Gott nicht, daß ich mein Amt und Würdigkeit verleugnen soll, denn ich bin ein Pfaffe und nicht eine Frau; eure Männer aber werden das wol gewahr werden, wie jämmerlich sie mich dem Tode überantworten und hingeben und sich selbst durch mich retten.“ Alle diese Klage und Rede beachtete man nicht. Nur zwei Kapläne ließen sich schleiern und nahmen Kinder auf ihre Achseln. Aber der Pfarrer nicht.

Während dieser Rede einigte sich der Vogt mit den Bürgern, wie sie sich ergeben wollten, und sie ergaben sich. Sie gingen hinab einer nach dem andern. Da standen die Böhmen und Hussen gar stark unten vor dem Steinhaus und nahmen sie alle gefangen. Nur die Frauen mit den Kindern ließen sie los und frei hinweggehn. Aber ein großer Theil der Frauen, Jungfrauen und Kinder war geflüchtet

*) Flören und schleiern, in Frauentracht hüllen.

aus Furcht in die Keller; als nun das Feuer über sie kam, da erstickten sie und vergingen alle. Als sich nun alle von dem Steinhause ergeben hatten, da blieb zuletzt der Pfarrer darauf und sonst noch ledige Gesellschaft, als Knappen und andere Handwerksgesellen, die nichts hatten sich loszukaufen und die besorgten gefangen zu werden und zu verderben; die vermahnte der Pfarrer und sprach: „Liebe Gesellen, wehret euch heute eurer Hälse und steht feste; denn werdet ihr euch gefangen geben, so werden sie euch quälen, martern und peinigen.“ Da sprachen sie wieder, sie wollten es thun. Aber als sie sahen, daß sich die Bürger alle ergeben hatten, da begann ihnen zu grauen und gaben sich auch und gingen hinab. Und der Pfarrer blieb zuletzt da oben mit einem alten Dorfpfarrer. Da liefen die Hussen hinauf und nahmen sie herab und führten sie in das Heer und den Pöbel. Da war zur Hand gegenwärtig Meister Ambrosius, ein Ketzer von Grätz*), der sprach zu dem Herrn lateinisch: „Pfarrer, willst du widerrufen und widerreden, was du gepredigt hast, so magst du behalten das Leben, wirst du aber das nicht thun, so mußt du gehn in das Feuer.“ Da antwortete ihm Herr Megerlein, der Pfarrer, und sprach: „Das wolle Gott nicht, daß ich widerrufen sollte die Wahrheit unsers heiligen Christenglaubens um dieser kurzen Pein willen. Ich habe gelehrt und gepredigt die Wahrheit zu Prag, zu Görlitz, zu Grätz, um derselben Wahrheit willen will ich lieber sterben.“ Da lief einer und brachte eine Schütte Stroh, die banden sie ihm ringsum um den Leib und gürteten ihm die all um den Leib, daß man ihn nicht sehen konnte. Dann zündeten sie das Stroh an und ließen ihn so laufen, und tanzten in dem Heere mit dem Feuer so lange, bis er erstickte. Dann nahmen sie ihn also tot und warfen ihn in eine Braupfanne voll siedendem Wasser, und warfen auch den alten Pfaffen,

*) Königgrätz in Böhmen.

den Dorfpfarrer, hinein und ließen sie darin sieden. So wurden sie beide gemartert. Aber die andern zwei Kapläne, von denen ich vorher gesagt habe, die kamen mit den Frauen heraus, verschleiert in Weibskleidern, und des einen Priesters Kind, das er auf seinem Arm trug, begann zu weinen und zu schreien nach seiner Mutter, und der Priester wollte dem Kinde zusprechen es zu beruhigen. So erkannten die Hussen an der Stimme, daß es ein Mannsbild wäre, und einer zog ihm den Schleier ab, da ließ er das Kind fallen und gab die Flucht und lief mit Macht; sie folgten ihm nach und schlugen ihn zu Tode. Der andere kam mit den Frauen und dem Kinde davon. So erging es zu Wünschelburg.

1429. Aber zur Hand darnach, als die Hussen heimgekommen waren, blieben sie daheim kaum sechs Wochen. Sie schrieen wieder nach einer Heerfahrt und sammelten sich wieder gar stark und zogen in das Land Meißen. Da waren die Meißner stark im Felde mit andern Leuten, als der von Braunschweig, die Sachsen und die aus der Mark, und auch ein Theil aus den Reichsstädten. Denn die Hussen zogen in das Land mit Brand, mit Mord, sie schlugen tot und fingen und lebten so schändlich, daß es Gott erbarmen möchte. Als nun die Hussen und die Taborer so weit gezogen waren, bis sie dahin kamen, wo die Meißner, die Reichsstädte und viele andere Lande mit großem Heer gesammelt waren und im Felde lagen, da lagerten sie sich auch gegenüber in das Feld und schlugen eine Wagenburg. Und so lagen die Heere gegeneinander, nur daß sie einander Briefe sandten aus beiden Heeren. Die Meißner schrieben also: „Ach, ihr Abtrünnigen des Glaubens und verdammten Ketzer, wir wollen euch, ob Gott will, morgen schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen.“ Darauf schrieben die Hussen ihnen wieder also: „Ach ihr Hundeshäupter, wir wollen euch, wenn Gott will, selber schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen. Wartet auf uns nur bis morgen.“ Als es kam bis auf den andern

Tag ganz früh, da schickten sich die Hussen an zu dem Schlag und Streite, sie hörten vorher Messe, sie aßen und tranken sich vorher ganz satt, und als sie nun wollten aufbrechen sich mit ihnen zu schlagen, da kommt den Böhmen die Botschaft, daß die Meißner die Flucht geben. Als sie das hörten, da zogen sie ihnen eilends jagend auf flüchtiger Spur und Fuß nach zwei ganze Tage. Als sie dieselben nicht erreichen konnten, da besprachen sie sich und theilten sich, so weit als das Land war, und brannten und mordeten und fingen und zogen in die Städte, woraus das Volk gewichen war.

1430. Und die Böhmen lagerten sich vor das Dorf Weberau bei Bolkenhain und umlagen den Edelhof daselbst. Der Höfe waren zwei bei einander, ein jeglicher hatte sein Haus oder Schloß besonders, und die Bauersleute waren alle geflohen auf die zwei Höfe. Da waren auch auf den zwei Höfen vier Brüder und Vettern, auf dem einen Hofe Wolfhart und Nickel von der Reibnitz, auf dem andern Hofe Kunz und Nickel, auch Gebrüder von der Reibnitz. Und die Hussen stellten davor wol sechs Steinbüchsen am Frohnleichnamabend und schossen da an die Höfe ohne Unterlaß Tag und Nacht. Und es kam, daß sie ihnen die Gräben zufüllten mit Gehölz und mit Reisig und stachen ihnen das Wasser ab, und liefen mit Macht über die Gräben und kamen an den Hof, sie durchhackten und durchhieben ihnen die Mauer. Das wollten die auf dem Hofe wehren und zündeten Viertelstonnen an, wollten diese herabwerfen und sie so durch das Feuer verjagen und vertreiben. Da blieb ihnen die Viertelstonne zwischen den Latten stecken, so daß sie den Hof selbst anzündeten, und beide Höfe brannten aus. Und die vorgenannten Edelleute, als Wolfhart und Nickel von der Reibnitz auf dem einen Hofe, Kunz und Nickel von der Reibnitz auf dem andern Hofe, die vergingen und verbrannten alle viere, Gott sei ihnen gnädig und barmherzig. Und als die Höfe abgebrannt und die Bauern in die Keller geflüchtet

waren, und die Hussen durch die Mauer hackten und hieben und in die Keller zu ihnen wollten, da ergab sich der eine Keller, und als sie alle zu den Löchern herausgekrochen kamen, die die Hussen gemacht hatten, da nahmen sie die Hussen sofort und banden sie zwei und zwei zusammen und trieben sie in die Badestube, die vor dem Hofe stand. Sie zündeten diese an und verbrannten alle ganz kläglich darin. Deren waren mehr als dreißig. Und die noch in dem andern Keller waren, deren waren sechszehn und bei ihnen war der Pfarrer; sie wehrten sich gar lange, da sie wohl vernommen hatten und hörten, wie ihre Nachbarn und Kumpane gebrannt wurden. Jedoch als sie sich nicht länger erhalten konnten, gaben sie sich einem böhmischen Herrn gefangen, der beschützte sie vor der Büberei, daß sie nicht gebrannt wurden. Diese selbigen führte man alle gefangen gen Böhmen. Da das nun andere umwohnende Leute sahen und erfuhren, daß die Hussen so grausam lebten, da erschraken sie gar sehr. Und viele der Häuser wurden aus großer Furcht geräumt; etliche unterhandelten mit den Feinden und gaben Geld für die Höfe und für die Dörfer. Und als nun die Landschaft sah und erkannte, wie es zuging, daß kein Aufgebot und keine Wehr in dem Lande war und keine Hilfe von andern Landen, da begann dem Lande zu grauen und zu bangen. Aber der tüchtige Hermann Zettritz von Fürstenstein nahm Geleit zu der Hussen Heer, dieweil sie noch vor Weberau lagen, und das that er nach Berathung mit andern Schloßherren, doch die Landschaft wußte davon nichts. Und als er nun zu ihnen in das Heer kam und dort für der Landschaft Bestes sprach und von ihnen begehrte, daß sie das Land unbeschädigt ließen und nicht so jämmerlich und kläglich nnd gründlich verdürben, da hielten die Aeltesten der Taborer und der Waisen ein Gespräch, beredeten und beriethen sich und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wären öffentliche Feinde der Landschaft, und man hieße sie in diesem Lande Ketzer. Auch hätte

diese Landschaft ihr Böhmerland überzogen und hätte es verderben helfen. „Und darum," sprachen sie, „verdrießt euch das, so wehrt uns das. Allhier sind wir, wir wollen auf euch warten, rüstet euch dazu." Aber es trat ihnen niemand entgegen als Hermann Zettritz, der gab gute Worte und war versöhnlich gegen sie, denn er war wohl bekannt und geachtet von den böhmischen Schloßherren. Da begehrte er von den Böhmen, sie sollten dem Lande Frieden geben auf einige Zeit und aus dem Lande ziehen. Da besprachen sich wieder die Böhmen und Hussen und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wollten dem Land einige Zeit Friede geben und ein gutes Verhältniß zu dem Lande haben, sofern man wollte in dieser Zeit im Lande den Tanz meiden und im Lande auch die freien Weiber*) nicht halten und nicht leiden, sondern diese aus dem Lande jagen und vertreiben, wie sie zu Böhmen auch gethan hätten. Und es war Hermann Zettritz gar fremd solchen schmählichen Antrag zu hören, wie sie ihn stellten. Und sie erlaubten ihm das Land zu fragen und zu bereden, und die Sache sollte gütlich stehn vom Sonnabend bis auf den Dienstag, sie wollten auch dieweil nicht brennen im Lande, noch stürmen, noch morden und niemand fahen, sondern stille liegen. Aber Eßwaare und Futter müßten sie haben, sie wollten das nehmen, wo sie es fänden und bekommen könnten. — Da die Landschaft hörte und vernahm, daß die Feinde ihr Friede geben wollten, da waren alle gar froh und sagten Hermann Zettritz, er sollte dem Lande Frieden schaffen, so gut er könnte. — Da zogen die Hussen wieder gen Böhmen.

In denselben Jahren kamen die Hussen und Böhmen aus Ungarn und kamen gar rasch und eilends in das Land und zogen vor Strehlen. Darin lagen die Breslauer ge-

*) Die Einrichtung der öffentlichen Häuser im Mittelalter und die Ausdehnung, welche das Geschäft derselben damals erhalten hatte, konnte allerdings die Puritaner des 15. Jahrhunderts empören. Die Schlesier stellten auch sonst in diesen Kämpfen die leichtsinnigen Cavaliere vor.

sammelt dem Lande zur Wehr, und Michel Bancke war von der Stadt wegen als Aeltester da, und Hein von Czirnau war auch allda, als Söldner der Stadt Breslau. Als diese nun in der Stadt Strehlen berannt und umlagert wurden, und die Stadt nicht fest war noch passend zur Abwehr, und sie sich auch nicht getrauten darin sich zu halten und zu wehren, so beriethen sie sich darin, machten kurzen Rath und ergaben sich, so daß Michel Bancke gefangen ward und Hein von Czirnau gefangen, und viele andere Söldner, Adliche und sonst gute Leute auch gefangen wurden. Aber Michel Bancke löste sich durch vierhundert Schock Groschen, aber Hein von Czirnau der blieb ihr Gefangener, und gesellte sich zu ihnen und blieb bei ihnen fast ein Jahr, und half ihnen die Kühe zusammentreiben im Lande und zog mit ihnen wie ein anderer Husse, Böhme oder Ketzer. Denn wie sie damals Nimtsch selbst inne hatten und allen Raub, den sie in dem Lande einstreichen konnten, dorthin zusammentrieben, so hatte auch Hein von Czirnau daselbst das Schloß und Haus, den Falkenstein, inne und war Herr darüber. Dieser Hein von Czirnau gab vor und legte vor dem Kruzze Wedirsich und auch dem Pan Mihalko, die alle beide die Aeltesten und Führer der Hussen und der Taborer waren, daß er gar wohl wüßte einen guten Beutezug zu thun, wenn sie ihm folgen wollten, und sprach: „Um Löwenberg ist gar ein volles Land, dort wollen wir wol Beute machen. Und ich weiß auch wohl, wie die Stadt Löwenberg gelegen ist, und an welchen Enden sie gar gut zu ersteigen und zu gewinnen ist. Darum, liebe Herren, folget mir, wir wollen Gut und Ehre erwerben, das gelobe ich euch bei meiner Treue und Ehre.“ Aber Hein von Czirnau sprach so mit dem Munde und meinte es anders mit dem Herzen. Und da er ihnen solches Gelübde that, folgten sie ihm, rüsteten sich mit zweihundert Pferden und zogen aus auf Löwenberg zu. Da führte sie Hein von Czirnau auf den Falkenstein, dort blieben sie über Nacht. Dort rüstete

er sich, wie er Willen hatte, denn er hatte in seinem Herzen beschlossen, daß er ihnen beweisen wollte eine böhmische Treue. Und er sandte gar rasch und eilends in alle umliegenden Dörfer und las auf alle frischen Gesellen, die er bekommen und haben konnte, daß sie einzeln auf das Haus kämen. Die hielten sich zusammen an einer Stelle im Hause. Als nun die Zeit kam, daß man schlafen gehn wollte, da hatte Siegmund von Czirnau es so geschicket und gefüget und die Hussen gar weit von einander gelegt und gestreckt. Und zunächst legte Siegmund von Czirnau die zwei Herren, den Knyzze Wedirsich und Mihalko, zuoberst in einen Erker und Gemach. Darnach lagerte man wol fünfzig böhmische Gesellen in eine Kammer mitten im Hause und nahm von ihnen allen ihre Harnische, Waffen und Wehren. Und endlich die Knechte und die geringe Gesellschaft legten sie in den Vorhof vor das Haus; die vierte Rotte und den vierten Haufen schickten sie in die nächsten Dörfer am Hause. Und da geschehen war, daß sie die Hussen und Böhmen alle unterbrachten und legten, wie ihr gehört habt, da rüstete sich Siegmund von Czirnau mit den Gesellen, die er auf einen Ort gesandt und versteckt hatte, die nahm er an sich, und sie zündeten viel Lichter und Fackeln und Lucernen an, zogen heraus ihre Schwerter, Dolche und Messer und beredeten es so mit den Wächtern auf der Mauer, daß diese anhuben grausam, gräßlich und greulich zu schreien, so daß die Böhmen nicht wissen noch erkennen konnten, was die auf dem Hause vorhätten. Und darauf ging Siegmund von Czirnau zuerst mit seinen Gesellen vor Erker und Gemach, wo die zwei Herren lagen, Herr Knyzze Wedirsich und Mihalko, und er klopfte gar leise an die Thür mit zween Fingern. Da sprachen die zwei Herren: „kto tho? kto tho?“ d. i. wer da? Da sprach Siegmund von Czirnau: „Pah Hein.“ Nun thaten sie die Thür auf, da hatte Siegmund von Czirnau und alle seine Helfer und Gesellen ihre bloßen Schwerter und Dolche in den Händen

und schrieen mit grausamen Stimmen: „daywothe se, daywothe se," d. i. ergebt euch. Da sprachen sie: „O pan Hain, czom wtczmisch?" d. i. was thust du, Hein, gegen uns? Da aber sprach Siegmund von Czirnau: „Gebt euch nur gefangen, es ist kein Hein mehr allhier." Und das war so, denn Hein von Czirnau hielt sich wo anders im Hinterhalt. Und es geschah in derselben Nacht durch die Schickung Gottes, daß seine Frau, welche die Jünglingin von Teschen hieß, verschied und starb. Und die im Schloß nahmen die zween Herren gefangen und setzten sie in eine Kammer, die stand auf der Mauer. Darin war ein heimliches Gemach, das ging über die Mauer. Da brach sich Mihalko in der Nacht mutternackt durch und kam so fort bis nach Böhmen. Aber den Knyzze Wedirsich hielten sie gefangen zu Schweidnitz. Und durch dies ward die Stadt Nimtsch wieder befreit und dem Lande zurückgegeben.

1443. Das Land rüstete sich und besandte sich, und es brachen auf wol an vierhundert Pferde. Sie wußten wol, daß die Böhmen und Hussen den Willen hatten in das Land zu ziehen, aber sie wußten nicht, an welchem Ende; deshalb lagerte sich die Landschaft eine Meile Wegs von Schweidnitz bei Bögendorf und wollte dort horchen, sehen und erkennen, an welchem Ende die Feinde in das Land herankommen würden. Nur Hein von Czirnau hatte eine heimliche Sorge, sie würden auf Bolkenhain zu kommen (wo er damals gesessen hatte), wie es auch geschah. Darum sandte er auch eilends einen reitenden Boten nach Bolkenhain und ließ dem Bürgermeister sagen und bitten, man solle die Wache stark und gut bestellen, denn er hätte sichere Botschaft, daß die Böhmen und Feinde in's Land wollten, auf Bolkenhain zu. Und der Bürgermeister erließ Warnungen auf die Dörfer; weil aber die Wache der Stadt noch nicht gut bestellt und bewahrt war, und weil uns die Botschaft von Hein Czirnau des Abends kam, so kamen die Feinde am Morgen früh, als

der Tag anbrach, über die Mauer. Denn sie waren am Abend schon zu guter Zeit um die Stadt gezogen und versteckten sich und drückten sich hinter die Berge und in die Felsen, und rüsteten in der Nacht Leitern mit sehr guter Muße. Die Leitern nämlich waren ganz kurz, jede von vier Sprossen, so daß vier von den Leiterstücken kaum auf die Mauer reichten; und das erste Stück der Leiter hatte vorn ein Rädlein oder eine Scheibe, wenn man die an die Mauer setzte, so fuhr sie an der Mauer hinauf und ward nicht gehemmt. Die andern Leitern oder Stücke aber waren so zugerichtet und gemacht, daß eine in die andere paßte und ein Stück das andere faßte mit einem eisernen Band, wie sie dieselben hinterlistig und boshaft schon früher gegen uns angelegt hatten. Dieselbigen Leitern hatten sie in der Nacht an die Mauern dorthin gebracht, wo die Stadt und der Berg an der Stadt am allerhöchsten ist, und die Leitern waren so breit und weit, daß zwei von den Feinden neben einander liefen und hinaufstiegen. Als sie nun die Leitern vierfach angelegt hatten und der Tag anbrach, da fingen sie an vierfach hinaufzusteigen. Als sie nun auf die Mauer kamen, da fanden sie stadtwärts keinen Gang auf der Mauer, und sie mußten auf der Mauer einen weiten Weg wutschen, rutschen und kriechen, bis sie an ein Waschhaus kamen, an dem fanden sie eine Treppe und so kamen sie leider zu uns in die Stadt. Und als nun viele von ihnen hereingekommen waren, da fingen sie an grausam zu schreien und zu brüllen wie der Teufel und aufzutrompeten. Das geschah am letzten Donnerstag vor Bartholomäi. Als wir solches grausame Geschrei und Getümmel hörten, da erschraken wir kläglich; wer da fliehen und laufen konnte, der lief auf die Thorthürme oder auf den Kirchthurm und auf andere Thürme; nur auf das Haus konnten wir nicht kommen, da die Feinde zunächst dem Schloß in die Stadt gestiegen waren, und wer auf das Haus wollte, den erschlugen sie auf dem Wege. Als nun die Leute aus

der Stadt sich verkrochen und still hielten, da gingen die Hussen mit großen Haufen in die Stadt, etliche liefen der Kirche zu, etliche den besten Häusern, so daß ihrer wol achte zu mir kamen. Und sie stießen mir den Kramladen auf und stellten zwei von sich an die Hausthür mit bloßen Schwertern und ließen niemand in das Haus, so lange bis sie meinen Kram und das Geräth ganz und gar ausgetheilt und ausgebeutet hatten. Meine Frau lag die Zeit in ihren Sechswochen, Gott sei ihr gnädig; die hatte doch auch gute Sachen bei sich, als ihr Bettgewand und ihre Kleider in der Stube, worin sie lag. Und doch thaten sie ihr die Ehre an, daß keiner der Feinde in die Stube zu ihr gehn wollte. Nur zwei von ihnen, die mit ihr wohlbekannt waren und denen sie viel Gutes in unserem Hause gethan hatte, die gingen zu ihr an die Stubenthür und beklagten sie, es thäte ihnen leid, und sie brachten ihr auch heimlich eine Bettdecke und ein Decklaken und sprachen: „Frau, sie werden alsbald die Stadt anzünden, darum laßt rasch in die Keller tragen alles, was ihr mögt und behalten wollt, denn wir wollen sogleich weg.“ — Als sie nun alle Häuser ausgeplackt und beraubt hatten, da wären sie gern weg gewesen, und konnten doch nicht zu den Thoren hinauskommen, denn das Stadtvolk war auf die Thürme und Thorhäuser gewichen und warf von dort Steine herab unter sie, so daß sie nicht zu den Thoren hinaus konnten, und wären doch gern hinaus gewesen. Endlich fanden sie eine alte Pforte an der langen Seite, die war vor langen Jahren zugemauert. Die brachen und hackten sie auf und trugen alles Geräthe durch die Pforte über die Gräben und beluden alle ihre Wagen, und wollten wieder weg auf Böhmen zu. Sie ließen die Stadt anzünden und zogen hinauf vor Landshut. Da nun die Landschaft, die da stark gesammelt bei Bögendorf lag, sah, daß ein solcher großer Rauch und Feuer aufging, da sprach ein jedermann: „Es ist fürwahr Bolkenhain oder um Bolkenhain.“ Da rannten sie

und jagten gar rasch und eilig vorne vor und auf Landshut zu, so daß sie die Feinde und Böhmen daselbst erreichten und erlangten. — Als nun die Böhmen und Hussen sich wandten und umkehrten nach der Landschaft hin, da wurden sie gewahr, daß noch ein großer Haufe der Unsern über den Galgenberg kam, darauf erschraken sie und gaben die Flucht. Da schlugen die Unsern auf sie, und das Fußvolk bei den Wagen floh in die Büsche und ließ die Wagen mit unserm Gut und Geräth stehn; das wurde ihnen wieder abgeschlagen und von den Fußgängern wurden viele gefangen und auch von den Reisigen. Sie wurden unter die Städte getheilt." — — So weit der Bericht aus Bolkenhain.

Die Hussitenkriege verwüsteten das mittle Deutschland, zumal die Dörfer, in unerhörter Weise. Noch erinnern in Thüringen, Franken, Meißen, Schlesien alte Ortsnamen über beackerten Feldern an die Zerstörung. Die Kriege wurden durch Uneinigkeit der Böhmen und Verträge nothdürftig gestillt. Aber bis zum Ende des Jahrhunderts währten die Raubzüge böhmischer Haufen und Aufstände des verwilderten Volkes. Und Böhmen behielt, trotz dem Frieden und der Krönung König Girsik's durch zwei katholische Bischöfe, seine separatistische Stellung zur Kirche und zum Reich. Die Einheit der Christenheit war zerrissen. Mitten unter Deutschen bestand ein Gottesdienst, der in blutiger Empörung dem Papstthum abgerungen war. Das Beispiel sollte für die Deutschen nicht verloren sein.

10.

Eine deutsche Frau am Fürstenhofe.

(Um 1440.)

Die kleinen Bilder aus den Kämpfen der Schlesier und Hussiten sind nicht arm an Einzelheiten, welche Art und Sinn des Volkes charakterisiren. Zunächst freilich empfinden wir das Fremdartige eines entfernten Jahrhunderts aus der Methode des Berichterstatters Martin selbst. In seiner knappen und doch lebendigen Darstellung werden die Thatsachen berichtet, die Reflexion darüber hat noch keinen Ausdruck gefunden. Wie würdig und mannhaft der Tod des Pfarrers Megerlein war, wie treulos die List des Hein von Czirnau, das empfindet zwar der Erzähler, aber er fühlt noch nicht das Bedürfniß sein Urtheil auszusprechen, ja es fehlt ihm die Sicherheit und Gewandtheit dazu. Noch ist am wichtigsten, was geschieht, nicht aber, warum es geschieht und in welchem innern Zusammenhange. Die Bewegungen einer Menschenseele bis zum Momente einer That sind noch nicht so durchsichtig oder nicht so imponirend, daß ihre Schilderung lohnte. Und wie der Erzähler, empfinden auch die Menschen, von denen er spricht, einfach, naiv, kurz gefaßt. Der schnell gewonnene Entschluß wird gekreuzt durch den übermächtigen Eindruck eines Augenblicks, der meißnische Heerhaufe, eben noch so tapfer, flieht in dem Grausen der Nacht. So lange Hoffnung ist zu leben, spannt sich die Seele erfinderisch zu List und Widerstand; schwindet die Hoffnung, so geht der

Gefährdete entschlossen zum Tode. Auch der Pfarrer, von seinen Beichtkindern verlassen, ermahnt noch die jungen Gesellen zum Widerstand, so klein seine Hoffnung ist sich zu retten, aber gegenüber der Zumuthung seines hussitischen Bekannten bleibt er ein Mann in elendem Tode. Wenig gilt das Menschenleben, hartherzig und grausam wird getötet, aber die Stube der Kindbettin ehren die stürmenden Böhmen und für genossene Freundlichkeit lohnen die Plünderer mit fast rührendem Eifer. Dicht neben zügellosem Egoismus steht heldenhafte Selbstverleugnung, neben roher Gesinnungslosigkeit der stärkste Glaubensmuth. Glaube und Eigennutz sind die starken Triebfedern, welche zum Handeln drängen, Liebe und Haß arbeiten rücksichtslos, vereinigend und trennend, belebend und tötend. Eng ist der Gesichtskreis des Einzelnen, aber sicher und tüchtig bewegt er sich auf dem bekannten Gebiet.

Die Böhmen sind lange Zeit die stärkeren, weil bei ihnen der Einzelne am stärksten erfüllt ist von den Gefühlen, welche zum Zusammenschluß treiben und über die egoistischen Triebe hinaus heben. Die Vereinigung von Glaube und Heimatgefühl macht ihren idealen Inhalt größer, ihren Haß gewaltiger. Aber auch dieser geistige Gehalt erscheint in der Gebundenheit einer unfreien Zeit. Die Hussiten sind nur ausnahmsweise bemüht zu bekehren, sie berauben und töten ihre Feinde, den Kelch bewahren sie für sich als eigene Habe, sie bringen ihn den Fremden nicht auf. Hundert Jahre später waren jeder Bürger, jede Kirchengängerin bereit und geübt für die Dogmen ihres Glaubens über Abendmahl, gute Werke und Gnade mit den Lippen zu kämpfen, Proselyten machen erschien als verdienstliche Arbeit für Geistliche und Laien. Aber der große Vertiefungsproceß der Nation hatte mit den Predigten Bruder Berchtold's und dem Scheiterhaufen von Costnitz erst begonnen, noch war der Geist des Volkes nicht geübt in den Kreisen seiner Beweisführung, noch war die deutsche Volkssprache nicht zu gewandter Dialektik

ausgebildet. Denn man glaube nicht, daß nur die Verschiedenheit der Sprachen die Hussiten gehindert hat. Wie heiß die Andacht, wie hoch die Begeisterung einzelner Hussitenhaufen war, die Krieger waren in der Regel noch unfähig zu disputiren und eindringlich vorzutragen, was ihr Gemüth bewegte. Erst durch die gedruckten Büchlein, durch die Humanisten und Luther kam solche Fertigkeit unter die Enkel der Hussiten, die böhmischen Brüder.

Diese kleinen Blicke in die gemüthlichen Regungen des 15. Jahrhunderts seien ergänzt durch eine andere Erzählung, in welcher Leben und Seelenbewegung einer klugen und willenstarken Frau kenntlich werden. Der Kreis, in welchem sie auftritt, ist der Hof einer deutschen Kaisertochter.

Wenige unserer Hofchargen mögen in der Erkenntniß leben, um wie viel behaglicher, sicherer und anständiger ihr Amt ist als der Dienst ihrer Vorgänger, denen Kaiser Wenzel seine Stiefeln an den Kopf warf, oder Margaretha Maultasch mit festgeschlossener Fürstenhand einen Faustschlag verlieh. Männer und Frauen vom Hofe mußten in früheren Jahrhunderten starke Nerven und eine feste Gesundheit haben, sie mußten Hitze und Kälte, im Winter den Zug der schlecht verwahrten Wohnungen, im Sommer den tagelangen Ritt auf schweren Reiseklеppern mit lächelndem Munde ertragen; die Männer mußten stark trinken und die Fertigkeit besitzen, ihre Besinnung später zu verlieren als ihr gnädiger Herr, wenn sie nicht von diesem und andern fürstlichen Gästen begossen, mit Kohle bemalt und endlich mit Füßen getreten werden wollten; die Frau am Hofe mußte es nicht unbehaglich finden, mit Haufen stark betrunkener Männer von rohem Wesen zu scherzen, oder die Nachtruhe durch das Geklirr bloßer Schwerter und das Geschrei einer empörten Volksmenge gestört zu finden. Es begegnete wol auch am Kaiserhofe, daß einmal kein Geld auf neue Schuhe in der Kasse war und daß die ehrlichen Bürger müde wurden, dem Hofe ihres Gebieters den nöthigsten

Bedarf an Fleisch und Brot zu liefern. Fast alle größern Höfe führten noch ein Wanderleben, und auf der Reise waren schlechte Herbergen, grundlose Wege und zuletzt dürftige Kost nicht die größten Unbequemlichkeiten. Oft waren die Straßen unsicher, nicht selten die gute Aufnahme am Ziel der Reise zweifelhaft.

So roh aber und unbehilflich das Hofleben früherer Jahrhunderte uns erscheinen muß, es war im 15. Jahrhundert doch bereits in fortschreitender Ausbildung begriffen. Die Macht der Fürsten gegenüber den großen Vasallen war, im ganzen betrachtet, im Steigen. Schon gab es eine Hofluft mit sehr eigenthümlichem Parfüm, schon damals gab es eine feurige Loyalität und den starren Stolz hochadlichen Blutes; schon damals waren zwischen den Regierenden und ihrer nächsten Umgebung dieselben gemüthlichen Beziehungen vorhanden, welche noch jetzt an den Höfen charakteristisch sind: von oben zartes Vertrauen, von unten schrankenlose Hingebung, und im Gegenbild oben und unten perfider Egoismus und gegenseitige Verachtung, die sich hinter gnädigem Lächeln und unterwürfigem Wesen zu verbergen wußten. Und schon im 15. Jahrhundert begannen Sprache und Etikette viel von der Devotion zu zeigen, welche durch den Servilismus des 17. und 18. Jahrhunderts volle Ausbildung erfuhr.

Zwar sind es Bilder vom ungarischen Königshofe, welche hier vorgeführt werden, aber das Königsgeschlecht selbst und die Erzählerin sind Deutsche. Es ist der Hof der Königin Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismund's, Wittwe Kaiser Albrecht's von Oesterreich, des im Jahr 1439 verstorbenen Königs der Ungarn. Das deutsche Kaisergeschlecht der Luxemburger ist seit Karl IV. wol das ruhmloseste von allen, welche über Mitteleuropa geherrscht haben. In der Uebergangszeit aus der gewaltthätigen Politik des Mittelalters zu einer verfeinerten der Neuzeit vereinigte es die Fehler und Laster beider Regierungsmethoden, ohne die charakteristischen Vorzüge von einer

zu besitzen. Und nicht der Beste ihres Geschlechts war Kaiser Sigismund, gewaltthätig ohne Tapferkeit, hochfahrend ohne Selbstgefühl, intrigant ohne Energie, der gewissenloseste und dabei der launenhafteste aller Menschen; von großer geistiger Rührigkeit und Thatenlust, ohne Willens- und Arbeitskraft, brachte er in Unheil, was er anfaßte, und machte sein Leben zu einer Reihe von Verbrechen, Enttäuschungen, Demüthigungen und unverhofften Erfolgen, welche zuweilen schimpflicher waren als seine Niederlagen. Auch seine Tochter Elisabeth litt an dem Fluch ihres Hauses. Sie war eine kräftige, herrschsüchtige Frau, die, wie man erzählte, ihren Gemahl mit Härte bevormundet hatte, bei den Ungarn, deren Sprache sie fertig sprach, nicht unbeliebt. Aber auch ihr Schicksal war es, Ungarn in Schwäche und Verwirrung zu stürzen. Doch wie sie sonst in der Geschichte verurtheilt werden muß, es scheint, daß sie etwas vor ihrem Vater und einer verworfenen Mutter voraus hatte: sie besaß ein sicheres Gefühl ihrer Hoheit und war, was ihre Eltern niemals waren, eine durchaus vornehme Dame. Diese Eigenschaft verhinderte sie zwar nicht aus politischen Gründen Unwürdigkeiten zu begehn, denen jede Zeit das Prädicat gemein gegeben hat, aber sie fesselte doch die Seelen anderer Menschen fest an die ihrige. Denn der Zauber, welchen eine vornehme Haltung auf Andere ausübt, hat sich mehr als einmal als verhängnißvolles Surrogat besserer Eigenschaften, der bürgerlichen Redlichkeit und eines wahrhaft adlichen Sinnes, bewiesen.

So war auch eine ihrer Dienerinnen, Helene Kottanner*), ihr mit unerschütterlicher Treue ergeben. Diese war als Kammerfrau und Erzieherin der vierjährigen Königstochter zugleich die Vertraute und Rathgeberin ihrer Herrin. Eine warme

*) Der Name ihres Mannes. — Die „Kottner", „Kottenauer" waren ein fränkisches Geschlecht; fünf Mitglieder desselben sagten bei der großen Fehde von 1449—51 der Stadt Nürnberg ab. Vergl. Chron. d. d. Städte, II. S. 596.



Loyalität und eine mütterliche Liebe zu dem kleinen Könige Ladislaus machten sie zur zuverlässigsten Parteigängerin der Königsfamilie. Sie entwendet für ihre Herrin heimlich die ungarische Krone, sie trägt den kleinen Ladislaus durch die Sümpfe Ungarns und die Waffen rebellischer Magnaten zu seiner Krönung und wird, als ihn das Schicksal von seiner Mutter trennt, seine Erzieherin. — Und nicht am wenigsten merkwürdig ist, daß dieselbe Frau in einer Zeit des rühriges Handelns, wo auch den Männern das Schreiben lästig oder unmöglich war, die wichtigen Ereignisse ihres Lebens und ihren Antheil an der Politik in Memoirenform niederschrieb. Die Verwunderung über einen so ungewöhnlichen Einfall steigert sich, wenn man das Bruchstück ihrer Denkwürdigkeiten, welches uns erhalten ist, näher betrachtet. Ihre Erzählung ist auffallend detaillirt, rücksichtslos, klar und wirksam.

Und doch ist kein Zweifel, daß das Bruchstück echt ist. Es wurde nach der Handschrift, die jetzt in der k. k. Bibliothek zu Wien (No. 2920) aufbewahrt wird, unter dem Titel: Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439. 1440. Leipzig 1846. von Stephan Endlicher mit einigen erläuternden Bemerkungen herausgegeben. Aus diesen Denkwürdigkeiten sei hier die Hauptbegebenheit, der Raub der ungarischen Krone und die dadurch möglich gewordene Krönung des Kindes Ladislaus, herausgehoben.

Zum Verständniß genügt es daran zu erinnern, daß die Krone des heiligen Stephan, „die heilige", bis in die neueste Zeit für das ungarische Volk eine geheimnißvolle Bedeutung hatte: nur durch sie konnte man der echte König von Ungarn werden. Und diese mystische Bedeutung hat, wie bekannt, noch in neuester Zeit der langen und traurigen Geschichte dieser Krone einige romanhafte Abenteuer zugesetzt. Damals als König Albrecht starb, hatte seine Wittwe Elisabeth den Erben, welchem die Ungarn schon vor Jahren die Nachfolge im Lande zugesichert hatten, noch nicht geboren. In dem wil-

den und egoistischen Hader der einzelnen Aristokraten, welcher damals Ungarns Schicksale bestimmte, lassen sich doch im ganzen zwei große Parteien unterscheiden, die nationale, zu gleicher Zeit die aristokratische, und die deutsche, die Partei der Königsfamilie und der deutschen Bürgerschaften. Keine von beiden hat unveränderlich das beste Recht, doch ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Partei zum Theil durch Elisabeth, noch mehr unter ihrem Sohne Ladislaus V. durch die größere Schwäche und Unzuverlässigkeit sich selbst vernichtet und in der glänzenden Person des Matthias die nationale Fraction zum Siege gebracht hat. Bei Albrecht's Tode war das Land nicht nur durch die Roheit und die Gelüste seines Adels zerrissen, sondern auch von den Türken ernsthaft bedroht. Die nationale Partei vereinigte sich, den König Wladislaus von Polen zum König zu machen, die deutsche suchte jede Möglichkeit dem deutschen Königsgeschlecht die Herrschaft zu erhalten. — Helene Kottanner erzählt:

„Ihre Gnaden die edle Königin kam auf die Plintenburg*) und viele ungarische Herren mit ihr. Sie gingen in das Gewölbe, trugen die Truhe mit der heiligen Krone herauf und nahmen die heilige Krone mit dem Gehäuse heraus. An diesem waren viele Siegel. Die brachen sie ab, nahmen die Krone heraus und sahen dieselbe recht genau an. Ich war dabei. Darnach nahmen sie die heilige Krone und setzten sie in eine kleine Kiste. Nun stand nahe bei derselben Kiste ein Bett, darauf lag die edle Königin mit schwerer Leibesbürde, und bei ihr in demselben Gemach lagen zwei Jungfrauen, die eine hieß Barbara, eines ungarischen Herrn Tochter, die andere hieß die Fronacherin, ein Nachtlicht, auch eine Wachskerze bei ihnen, wie denn Gewohnheit ist bei den

*) Das berühmte ungarische Königschloß Vissegrad, in einem Knie der Donau, vier Stunden nördlich von Buda-Pest. Dieser erste Besuch des Vissegrad durch die Königin fällt in die letzten Wochen des November 1439.

Fürstinnen. Nun war die Jungfrau in der Nacht aufgestanden, und weil sie übersehen hatte, daß das Licht umgefallen war, entstand Feuer in dem Gemach und es brannte an die Kiste, so daß diese versengt ward, und oben auf der Kiste lag ein blaues sammtnes Polster, darein brannte ein Loch, größer als eine Spanne. Und merket das Wunder, es war der König noch verschlossen in seinem Mutterleib, der die heilige Krone tragen sollte, und beide waren kaum zwei Klaftern von einander entfernt, die hätte der böse Feind gern mit der Feuersbrunst geschädigt, aber Gott war Hüter, der hat die Königin zu rechter Zeit aufgeweckt. Ich lag damals bei der jungen Königin. Da kamen die Jungfrauen, ich sollte schnell aufstehn, es brenne in dem Gewölbe, worin meine gnädige Frau läge. Ich erschrak gar sehr, stand eilig auf und eilte in das Gemach. Es war voller Rauch, und ich dämpfte und löschte das Feuer, ließ den Rauch heraus und füllte es wieder mit frischer Luft, daß die edle Königin die Nacht darin schlafen konnte. Des Morgens kamen die ungarischen Herren zu meiner Frau Gnaden; da sagte ihnen Ihre Gnaden, wie es ihr über Nacht ergangen war, und wie nahe es gebrannt hätte bei ihr und bei der heiligen Krone. Das nahm die Herren Wunder und sie riethen, man sollte die heilige Krone wieder in die Truhe thun und sollte sie wieder in das Gewölbe tragen, worin sie vorher gewesen war. Das geschah an demselben Tage. Die Thür ward wieder versiegelt wie zuvor, aber es waren der Siegel nicht so viele als vorher. Und die ungarischen Herren wollten haben, daß sie das Schloß ihrem Vetter Laßla Wan von Gara*) übergebe. Das geschah. Herr Laßla Wan von Gara nahm das Schloß ein und besetzte es mit einem Burggrafen.

Nachdem das alles geschehen, schied die edle Wittwe, meine gnädige Frau, nach Ofen, beladen mit schwerer Leibes-

*) Ban Ladislaus von Gara, Vetter der Königin Elisabeth.

bürde und umgeben von vielen Sorgen, denn die ungarischen Herren wollten nur, sie sollte einen Mann nehmen. Und es wollte Herr Laßla Wan, ihr Vetter, sie sollte den König von Polen nehmen; aber sie wollte nicht, denn ihr hatten alle ihre Aerzte gesagt, sie trüge einen Sohn — und darauf hatte sie Hoffnung, aber sie konnte die Wahrheit nicht wissen und konnte sich nicht darnach richten. — Und ihr ward gerathen den von Polen zu nehmen, und sie sollte unterdeß thun, was zu ihrem Besten wäre, man würde dann schon eine Aushilfe finden, daß sie davon käme. Da fing die edle Königin an zu denken und zu trachten, wie sie die heilige Krone von den ungarischen Herren weg in ihre Gewalt bringen könnte. Da hätten die ungarischen Herren gern gesehen, daß die edle Königin sich auf der Plintenburg in das Kindbett gelegt hätte. Das war Ihrer Gnaden nicht recht — und sie kam nicht auf das Schloß. Das that sie in stillem Ueberlegen, denn zunächst hatte sie Sorge, wäre sie auf das Schloß gekommen, so wäre sie mit Gewalt dort festgehalten worden, sie mit ihrem Kinde; und ferner sollte man desto weniger daran denken, daß sie nach der heiligen Krone trachtete. Deshalb nahm die edle Königin ihre jüngste Tochter, Frau Elisabeth, aus dem Schlosse zu sich an den Hof und mich mit ihr und noch zwei Jungfrauen, und ließ die Andern dort oben. Das nahm jedermann Wunder, warum Ihre Gnaden die Jungfrauen und ihr anderes Hofgesinde, das meiner jungen Frau zugegeben war, da oben ließ. Warum das war, das wußte niemand als Gott, Ihre Gnaden und ich.

Die edle Königin zog sich mit ihrer jungen Tochter Frau Elsbeth aufwärts nach Komorn. Auch Graf Ulrich von Cilly*) kam zu Ihrer Gnaden als ein treuer Freund, und sie beriethen sich, wie man ein Mittel finden möchte die heilige Krone aus der Plintenburg herauszubringen. Da kam meine

*) Ebenfalls Vetter der Königin und des Ladislaus von Gara.

gnädige Frau an mich, daß ich es thun sollte, weil niemand, dem sie darin vertrauen möchte, die Gelegenheit so gut wüßte als ich. Darüber erschrak ich sehr, denn es war für mich und meine kleinen Kinder ein gefährliches Wagniß, und ich dachte hin und her, was ich darin thun sollte, wußte auch niemand um Rath zu fragen als Gott allein; und ich gedachte, wenn ich es nicht thäte und es entstände etwas Uebles daraus, so wäre die Schuld mein vor Gott und vor der Welt. So willigte ich ein auf der schweren Reise mein Leben zu wagen, und ich begehrte einen Gehilfen. Da wurde ich um Rath gefragt, wen ich dazu tauglich hielte. Da rieth ich zu einem, von dem ich glaubte, er wäre meiner Frau mit ganzer Treue ergeben, der war ein Croat. Er ward in den heimlichen Rath gefordert und ihm vorgehalten, was man von ihm begehrte. Da erschrak der Mann so sehr, daß er die Farbe wechselte, als ob er halb tot wäre, war auch nicht willig und ging hinaus in den Stall zu seinen Pferden. Ich weiß nicht, ob es Gottes Wille war oder ob er sonst ein Ungeschick beging, es kam aber die Nachricht zu Hofe, er sei schwer von dem Pferde gefallen. Und als es sich mit ihm besserte, da machte er sich auf und ritt weg nach Croatien. Und die Sache mußte länger anstehn und meiner Frau Gnaden ward traurig, daß der Schwachherzige jetzt um die Sache wußte, und auch ich war in großen Sorgen.

Als nun die rechte Zeit kam, in der Gott der Allmächtige seine Wunderwerke bewirken wollte, da schickte er uns einen Mann, welcher willig war die heilige Krone herauszugewinnen, der war ein Ungar und war genannt der . . . .;*) der faßte die Sache weise, getreu und männlich an. Wir richteten zu, was wir zu der That bedurften, und nahmen etliche Schlösser und zwei Feilen mit. Der mit mir sein Leben wagen wollte, der legte einen schwarzen sammtnen Bett-

*) Der Name scheint in der Handschrift vernichtet.

rock an und zween Filzschuhe, und in jeden Schuh steckte er eine Feile, und die Schlösser nahm er unter den Rock. Und ich nahm meiner gnädigen Frau kleines Siegel, und ich hatte die Schlüssel zu der vordern Thür, denn bei der Thürangel war auch eine Kette und eine Klammer, daran hatten wir auch ein Schloß angeschlagen, ehe wir fortgingen, damit niemand anders ein Schloß dorthin schlagen möchte. Als wir nun bereit waren, sandte meiner Frau Gnade einen Boten voraus auf die Plintenburg und that dem Burggrafen und den Jungfrauen zu wissen, daß diese sich darnach richten sollten, und daß sie bereit wären nach Komorn zu fahren zu Ihrer Gnaden, sobald der Wagen käme. Als nun der Wagen bereit war, den man nach den Jungfrauen schicken wollte, und der Schlitten, worauf ich fahren sollte und er, der mit mir in der Sorge war, da ordnete man uns zwei ungarische Herren zu, die mit mir zu den Jungfrauen reiten sollten. Wir zogen nun hin; da kam dem Burggrafen die Kunde, daß ich nach den Jungfrauen käme. Ihn und das Hofgesinde meiner Frau nahm es Wunder, daß man mich fortließ von meiner jungen Herrin, weil sie noch klein war, denn man ließ mich nicht gern von ihr, das wußten sie alle wohl. Der Burggraf war ein wenig krank und hatte den Willen gehabt, er wollte sich zur Thür legen, durch die der erste Eingang zu der heiligen Krone war. Da wollte Gott haben, daß sich sein Unwohlsein vergrößerte, und die Knechte durfte er nicht dahin legen, weil es doch in dem Frauengemach war. Er legte deshalb ein leinenes Tüchel um das Schloß, das wir an der Angel angeschlagen hatten, und ein Siegel darauf.

Als wir nun auf die Plintenburg kamen, waren die Jungfrauen fröhlich, daß sie zu meiner Frau Gnaden reisen sollten, und richteten sich zu und ließen eine Truhe machen zu ihren Kleidern. Damit hatte man lange zu thun und pochte bis in die achte Stunde. Und der mit mir war, der kam auch in die Frauenstube und hatte seinen Scherz mit

den Jungfrauen. Nun lag ein wenig Holz vor dem Ofen, womit man einheizen wollte, darunter verbarg er die Feilen. Die Knechte aber, die den Jungfrauen dienten, hatten das unter dem Holz ersehen und fingen an miteinander zu raunen. Das hörte ich und sagte es ihm sogleich. Da erschrak er so sehr, daß er die Farbe wechselte, nahm die Feilen wieder zu sich und barg sie anderswohin, und sprach zu mir: „Frau, seht zu, daß wir Licht haben.“ Und ich bat eine alte Frau, daß sie mir etliche Kerzen gäbe, weil ich viel zu beten hätte, denn es war an einem Samstag Nacht und war der nächste Samstag nach Allermanns Fasching. — Ich nahm die Kerzen und verbarg sie in der Nähe. Als nun die Jungfrauen und jedermann schlafen war, da blieben in der kleinern Stube ich und die alte Frau, die ich mit mir gebracht hatte, die konnte kein Wort Deutsch und wußte auch von der Sache nichts, hatte auch vom Hause keine Kundschaft, und lag da und schlief fest. Da jetzt die Zeit war, kam er, der da mit mir in den Nöthen war, durch die Kapelle an die Thür und klopfte an. Da that ich ihm auf und schloß nach ihm wieder zu. Nun hatte er einen Knecht mit sich gebracht, der ihm helfen sollte, der hieß mit Taufnamen ebenso wie er, der hatte ihm geschworen. Und ich gehe hin und will ihm die Kerzen bringen, da waren sie verloren. Da erschrak ich so sehr, daß ich nicht wußte, was ich thun sollte, und fast wäre die Sache gescheitert allein des Lichtes wegen. Da bedachte ich mich, ging und weckte heimlich die Frau, die mir die Kerzen gegeben hatte, und sagte ihr, die Kerzen wären verloren und ich hätte noch viel zu beten. Da gab sie mir andere. Ich war froh, gab ihm die, gab ihm auch die Schlösser, die man wieder anschlagen sollte, und meiner gnädigen Frau kleines Siegel, womit man wieder zusiegeln sollte, und die drei Schlüssel, die zu der vordern Thür gehörten. Er nahm von dem Schloß das Tuch mit dem Petschaft, das der Burggraf darauf gelegt hatte, öffnete, ging hinein mit seinem Diener und

arbeitete stark an den andern Schlössern, daß das Schlagen und Feilen überlaut war. Und die Wächter und des Burggrafen Volk waren dieselbe Nacht gar munter in der Sorge, die sie um die Krone hatten, dennoch hat der allmächtige Gott aller Ohren verstopft, daß keiner von ihnen den Lärm hörte. Nur ich hörte alles wohl, und ich hielt unterdeß die Wache in großer Angst und Sorge. Und ich kniete nieder in großer Andacht und bat zu Gott und zu unserer lieben Frau, daß sie mir und meinen Helfern beistände. Doch hatte ich größere Sorge um meine Seele als um mein Leben, und bat zu Gott, wenn das wider Gott geschähe, so daß ich deshalb verdammt werden sollte oder daß ein Unglück daraus für Land und Leute entstehn sollte, daß in diesem Falle Gott meiner Seele gnädig wäre und mich lieber hier zur Stelle sterben ließe. Als ich so bat, da klang ein starker Ton und ein Gerassel, als wenn viele mit Harnischen an der Thür wären, durch die ich den eingelassen hatte, der mein Helfer war, und mir kam vor, als wollten sie die Thür aufstoßen. Da erschrak ich gar sehr, erhob mich und wollte die warnen, daß sie von der Arbeit abließen. Da kam mir der Einfall, zuerst an die Thür zu gehn, und das that ich. Als ich an die Thür kam, war das Getöse zu Ende und ich hörte niemand mehr. Da gedachte ich mir wohl, daß es ein Gespenst war, und ging wieder an mein Gebet, und verhieß unserer lieben Frau eine Fahrt nach Zell*) mit barfußen Füßen, und so lange ich die Fahrt nicht geleistet hätte, so lange wollte ich am Samstag Nacht nicht auf Federn liegen; und ich spreche auch alle Samstag Nacht, so lange ich lebe, unserer lieben Frau ein besonderes Gebet und danke ihr für die Gnade, die sie mir bewiesen hat, und ich bitte sie, daß sie ihrem lieben Sohne, unserm lieben Herrn Jesus Christus, für mich danke wegen der großen Gnade, die mir sein Erbarmen so offenbar

*) Maria-Zell in Steiermark.

bewiesen hat. Und da ich noch bei meinem Gebet war, da däuchte mich wieder, daß ein großes Getöse und ein Gerassel mit Harnischen an der andern Thür wäre, wo der eigentliche Eingang in die Frauenstube war. Da erschrak ich so sehr, daß ich vor Angst am ganzen Körper zitterte und schwitzte, und dachte, es wäre doch nicht ein Gespenst, und während ich an der Kapellenthür gestanden hätte, unterdeß wären sie herumgegangen. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, und lauschte, ob ich bei den Jungfrauen vielleicht etwas hörte. Ich hörte niemand. Da ging ich langsam die kleine Treppe hinab durch die Kammer der Jungfrauen an die Thür, wo der gewöhnliche Eingang in die Frauenstube war. Als ich an die Thür kam, da hörte ich niemand. Da war ich froh und dankte Gott und ging wieder an mein Gebet, und dachte mir wol, daß es der Teufel war, der die Sache gern hintertrieben hätte.

Als ich mein Gebet vollbracht hatte, stand ich auf und wollte in das Gewölbe gehn und sehen, was sie thaten. Da kam mir der Mann entgegen, ich sollte mich freuen, es wäre vollbracht. An der Thür hatten sie die Schlösser abgefeilt, aber an dem Gehäuse waren die Schlösser so fest, daß man sie nicht abfeilen konnte, man mußte das Holz aufbrennen. Dadurch entstand ein so großer Rauch, daß ich wieder in Sorge war, man würde dem Rauch nachforschen; das verhütete aber Gott. Als nun die heilige Krone ganz frei war, da schlossen wir die Thür wieder überall zu und schlugen andere Schlösser an statt der Schlösser, die man gebrochen hatte, und drückten das Siegel meiner gnädigen Frau wieder auf, und die Außenthür sperrten wir wieder zu und legten das Tüchel mit dem Petschaft wieder an, wie wir es gefunden hatten und wie der Burggraf es angelegt hatte. Und ich warf die Feilen in das Secret, das in der Frauenstube ist, darin wird man die Feilen finden, wenn man es aufbricht, als ein Wahrzeichen. Und die heilige Krone trug man durch

die Kapelle hinaus, worin St. Elsbeth in Gott ruht; dorthin blieb ich, Helena Kottannerin, ein Meßgewand und ein Altartuch schuldig, das soll mein gnädiger Herr König Laßla bezahlen. Mein Helfer aber nahm ein rothsammtnes Polster, trennte das auf, nahm einen Theil der Federn heraus, that die heilige Krone in das Polster und nähte es wieder zu.

Unterdeß war es fast Tag geworden, die Jungfrauen und jedermann standen auf, und wir sollten jetzt von dannen fahren. Nun hatten die Jungfrauen eine alte Frau in ihrem Dienst, und meiner Frauen Gnade hatte befohlen, man sollte dieser Frau ihren Lohn bezahlen und sollte sie zurücklassen, damit sie wieder heimginge nach Ofen. Als nun die Frau bezahlt war, kam sie zu mir und sagte mir, daß sie ein wunderliches Ding vor dem Ofen liegen gesehen, und sie wüßte nicht, was es wäre. Da erschrak ich sehr und sah wohl, daß es etwas von dem Gehäuse war, darin die heilige Krone gestanden hatte, und redete ihr das aus den Augen, so gut ich konnte. Heimlich aber ging ich zum Ofen und was ich von Trümmern fand, warf ich in das Feuer, daß sie ganz verbrannten, und die Frau nahm ich mit mir auf die Reise. Es nahm jedermann Wunder, warum ich das thäte. Da sprach ich, ich wolle das auf mich nehmen und wollte ihr eine Pfründe zu Wien bei St. Märten von meiner gnädigen Frau erbitten, wie ich auch später that.

Als nun die Jungfrauen und das Hofgesinde bereit waren von dannen zu fahren, da nahm der, der mit mir in den Sorgen war, das Polster, worin die heilige Krone vernäht war, und empfahl seinem Diener, der ihm geholfen hatte, daß er das Polster aus dem Hause auf den Schlitten tragen sollte, worauf ich und er saßen. Da nahm der gute Gesell das Polster auf die Achsel und eine alte Kuhhaut dazu, die hatte einen langen Schwanz, der hing ihm hinten nach, und jedermann sah ihm nach und begann über ihn zu lachen.

Da wir aus dem Hause herab auf den Markt kamen,

da hätten wir gern gegessen, man fand aber nichts anderes als Heringe. Wir aßen ein wenig und man sang das gewöhnliche Amt (in der Kirche), so daß es schon weit am Tage war, und doch sollten wir an demselben Tage von der Plintenburg nach Komorn kommen — und es sind wol zwölf Meilen dahin. Als wir nun fahren sollten und auffaßen, da nahm ich sorgfältig wahr, wo die Ecke des Polsters war, darin die heilige Krone lag, daß ich nicht darauf säße, und dankte Gott dem Allmächtigen für seine Gnade. Aber ich wandte mich dennoch oft um, ob uns jemand nachkäme. Meine Sorge nahm gar kein Ende und ich hatte viel Gedanken. — — Und als wir an die Herberge kamen, wo wir essen wollten, da nahm der Gutgesell das Polster, das ihm empfohlen war, und trug es mit mir an die Stätte, wo wir essen wollten, und legte es auf einen Tisch mir gegenüber, so daß es unter meinen Augen die ganze Zeit war, während wir aßen. Als wir gegessen hatten, nahm der Gutgesell das Polster und legte es auf den Schlitten wie zuvor, und wir fuhren vorwärts dahin bis in die finstere Nacht; da kamen wir an die Donau, die war noch mit Eis verschlossen, aber es war an einigen Stellen dünn geworden. Als wir nun auf das Eis kamen und wol mitten auf der Donau waren, da brach der Wagen mit den Jungfrauen ein und fiel um, und die Jungfrauen erhoben ein Geschrei und konnte die eine die andere nicht sehen. Da erschrak ich sehr und fürchtete, wir müßten mitsammen der heiligen Krone in der Donau bleiben. Aber Gott war unser Helfer, daß kein Mensch unter das Eis kam, wol aber andere Dinge, die auf dem Wagen waren, davon fiel etliches unter das Eis in das Wasser. Da nahm ich die Herzogin von Schlesien und die besten Jungfrauen zu mir auf den Schlitten, und kam mit Gottes Hilfe über das Eis und auch alle die Anderen. Als wir nun nach Komorn in das Schloß kamen, da nahm der, der da mit mir kam aus den Sorgen, das Polster mit der heiligen Krone und trug

sie an eine Stätte, wo sie wohl aufgehoben war. Und da ich in die Frauenstube kam zu meiner gnädigen Frau, da ward ich von der edlen Königin schön empfangen. Die merkte wol, daß ich ein guter Bote gewesen war mit der Hilfe Gottes. — —

Als mich die edle Königin empfing, lag Ihre Gnaden im Bett und wollte ruhen, und sagte mir, wie es ihr am Tage ergangen war. Es waren zwei ehrbare Frauen von Ofen, zwei Wittwen, zu Ihrer Gnaden gekommen, — die hatten zwei Ammen mit sich gebracht, die eine war Hebamme, die andere war die Amme, die das Kind mit der Brust nähren sollte, und diese Amme hatte auch ihr Kind mitgebracht, das war auch ein Sohn; denn es meinen die Weisen, die Milch sei besser von der Frau, die einen Sohn bringt, als von einer Tochter. Diese Frauen sollten mit Ihrer Gnaden nach Preßburg ziehen und sollten sie dort in dem Kindbett pflegen, denn nach der Rechnung sollte Ihre Gnaden noch eine Woche mit dem Kinde gehn. Ob die Rechnung geirrt hat, oder ob es sonst Gottes Wille war, — als ich mit der edlen Königin so sprach, da sagte mir Ihre Gnaden, daß die Frauen von Ofen sie in einer Wanne gebadet hätten und daß ihr nach dem Bad sehr unwohl geworden sei. Da hob ich ihr die Hülle auf und sah, daß die Geburt nicht fern war. Und die Frauen von Ofen lagen weithin auf dem Markte, aber wir hatten dennoch eine Hebamme bei uns, die hieß Margaret, die hatte die Gräfin Hans von Schaumberg meiner gnädigen Frau zugeschickt, und sollte eine gar gute sein, wie sie auch war. Da sprach ich: „Gnädige Frau, steht auf, mich bedünket wohl, Ihr werdet morgen nicht nach Preßburg fahren.“ Da stand Ihre Gnaden auf und ging und begann sich vorzubereiten zu der schweren Arbeit. Da sandte ich nach der ungarischen Hofmeisterin, die war genannt Aessem Margit.*)

*) Margit azzoni, Frau Margaret.

Die kam sogleich, und eine Jungfrau war da, die Fronacherin, und ich ging schnell nach der Hebamme, welche die von Schaumberg hergesandt hatte. Die lag in der Stube meiner jungen Frau,*) und ich sprach: „Margaret, steht schnell auf, meiner gnädigen Frau Stunde ist gekommen.“ Die Frau antwortete wie aus schwerem Schlaf und sprach: „Heiliges Kreuz, wollen wir heüte Nacht ein Kind bekommen, so werden wir morgen schwerlich nach Preßburg fahren,“ und wollte nicht aufstehn. Und der Streit däuchte mich zu lang, ich eilte wieder zu meiner gnädigen Frau, daß ihr kein Unglück geschähe, denn die zwei, die bei ihr waren, verstanden solche Dinge nicht. Da sprach meine gnädige Frau: „Wo ist Margaret?“ Ich sagte Ihrer Gnaden die thörichte Antwort der Frau, und Ihre Gnaden sprach: „Geht schnell wieder hin und heißt sie kommen, es ist kein Spaß dabei.“ Ich ging schnell wieder hin und brachte die Frau mit Zorn auf, und als sie zu meiner gnädigen Frau kam, da währte es nicht eine halbe Stunde, daß uns der allmächtige Gott einen jungen König schenkte. In derselben Stunde, wo die heilige Krone von der Plintenburg nach Komorn kam, in derselben Stunde ward der König Laßla geboren. Die Hebamme war gewitzigt und sprach: „Gnädige Frau, wollt ihr mir gewähren, worum ich euch bitte, so will ich euch sagen, was ich in meiner Hand habe.“ Da sprach die edle Königin: „Ja, liebe Mutter.“ Da sprach die Amme: „Gnädige Frau, ich habe einen jungen König in meinen Händen.“ Da ward die edle Königin froh, und hob ihre Hände auf zu Gott und dankte Gott für seine Gnade. Als nun die Kindbettin in ein Bett gelegt wurde, und niemand bei ihr war als ich allein, da kniete ich nieder und sprach zu der Königin: „Gnädige Frau, Eure Gnaden hat Gott zu danken, so lange ihr lebt, für die große Gnade und Wunder, die Gott der Allmächtige bewirkt hat, daß der

*) der vierjährigen Prinzeß Elisabeth.

König und die heilige Krone in einer Stunde zueinander gekommen sind.“ Da sprach die edle Königin: „Wol ist es ein großes Wunder von Gott dem Allmächtigen, denn vor diesem hat es nie gelingen wollen.“

Als nun der edle und getreue Graf Ulrich von Cilly inne ward, daß ihm ein König und Freund geboren war, sein Herr und Verwandter, da ward er gar freudenreich und auch die von Croatien und andere Grafen und Herren und alles Hofgesinde. Und der edle Graf von Cilly ließ ein Freudenfeuer machen, und sie fuhren mit den Windlichtern auf dem Wasser und hatten ihre Freude bis über Mitternacht. Des Morgens früh sandte man nach dem Bischof von Gran, daß er kommen und helfen sollte den jungen König zu einem Christen zu machen. Der kam, und der Pfarrer von Ofen, Meister Franz, war auch da. Und meine gnädige Frau begehrte von mir, auch ich sollte Ihrer Gnaden Gevatterin werden. Da sprach ich: „Gnädige Frau, ich bin Eurer Gnaden sonst allezeit Gehorsam schuldig, ich bitte Eure Gnaden, nehmt die Aessem Margit.“ Das that Ihre Gnaden. Als man nun den edlen König taufen wollte, da nahm man der jungen Königin, Frau Elisabeth, den schwarzen Rock ab, worin sie um den hohen und theuren Fürsten König Albrecht getrauert hatte, und legte ihr ein goldenes Gewand an von rother Farbe, und die Jungfrauen alle mußten sich zierlich kleiden, Gott zu Lob und Ehre, der Land und Leuten einen erblichen Herrn und König gegeben hatte.

Nicht lange darauf kam eine sichere Botschaft, der König von Polen ziehe heran und er hätte eine Absicht auf Ofen, wie es denn auch war. Und wir mußten uns heimlich und eilends vorbereiten zu der Krönung. Da sandte meine gnädige Frau nach Ofen nach goldnem Tuch für den kleinen König Laßla zu dem Gewande, das zu der Krönung gehört. Die Sendung aber dauerte zu lange und wir hatten Sorge, es würde sich zu sehr verziehen, denn die Krönung mußte an

einem hohen Festtage geschehen, und Pfingsten waren die nächsten, die waren nicht mehr weit, so daß man eilen mußte. Nun war ein schönes und großes Meßgewand da, es war Kaiser Sigismund's Rock gewesen, das war roth und golden und waren silberweiße Flecke hereingewirkt; das mußte man zuschneiden und machte dem jungen König sein erstes Kleid, das er zu der heiligen Krone anlegen sollte. Und ich nähte die kleinen Stücke, die Albe und das Humerale, die Stola und die Handfahne, und die Handschuhe und die Schuhe zu den Füßen, und die mußte ich in der Kapelle heimlich machen mit versperrter Thür. — —

Als es nun Abend und jedermann in seiner Ruhe war, da sandte meine gnädige Frau nach mir die edle Frau Margaret Aessem, ich sollte bald zu Ihrer Gnaden kommen. Da erschrak ich sehr und dachte mir wohl, daß es eine Widerwärtigkeit wäre. Die edle Königin ging allein hin und her in Gedanken und sprach zu mir: „Nun, wie wollet ihr rathen? Unsere Sache steht nicht gut, man will uns den Weg versperren; wo wollen wir die heilige Krone hinbergen? Denn kommt sie in der Feinde Hand, so wird nichts Gutes daraus.“ Ich trat eine kleine Weile zur Seite, wollte mich bedenken und rief die Mutter aller Erbarmung, daß sie uns Gnade erwürbe bei ihrem Sohne, damit wir die Sache verständig anfaßten und kein Uebel daraus entstünde. Darauf trat ich wieder zu der edlen Königin und sprach: „Gnädige Frau, Eure Weisheit in Ehren, so dünkt es mich gut, Eure Gnaden weiß wohl, der König ist mehr als die heilige Krone; legen wir die heilige Krone in die Wiege unter den König, wo Gott den König hinführt, da kommt die Krone auch hin.“ Der Rath gefiel Ihrer Gnaden wohl und sprach: „Wir wollen so thun, und wollen ihn selbst die Krone hüten lassen.“ Am Morgen nahm ich die heilige Krone und packte sie sorgfältig in ein Tuch und legte sie in die Wiege in das Bettstroh, da Seine Gnaden damals noch nicht auf Federn lagen, und

legte dazu einen langen Löffel, womit man den Kindern Brei einmacht; das that ich deshalb, wenn jemand in die Wiege griff, daß er wähnen sollte, es läge etwas da, worin man dem edlen Könige seinen Brei machte.* — —

Am Dienstag Nachmittag vor dem Pfingsttage brach die edle Königin mit dem jungen König auf, und der edle Graf von Cilly und die Grafen von Croatien und die Herzöge von Lindbach. — — Da war ein großes Schiff, eine Plette, zugerichtet, darein stieg die edle Königin mit ihrem Sohn und Tochter und viele gute Leute mit ihnen, so daß die Plette ganz voll geladen, kaum eine Hand breit über dem Wasser war, so daß es ängstlich und gefährlich war, dazu kam ein großer Wind, doch half uns Gott mit Freuden über den Fluß. Den jungen König trug man in der Wiege und viere mußten ihn allein tragen, meistens geharnischte Männer, und ich, seine Dienerin, ritt neben der Wiege. Und man trug ihn nicht gar weit, da begann er sehr zu weinen und wollte in der Wiege nicht bleiben. Und ich stieg vom Pferde und trug ihn auf den Armen, und es hatte sehr geregnet, daß es böse zu gehn war. Da war ein frommer Ritter da, Herr Hans der Pilacher, der führte mich durch den Sumpfboden.

*Und wir zogen dahin mit großer Sorge, denn alle Bauern waren aus den Dörfern geflohen in das Holz, und die Bauern gehörten zum größten Theil den Herren, die uns feindlich waren. Deshalb, als wir an den Berg kamen, stieg ich ab von dem Pferde und nahm den edlen König aus der Wiege und legte ihn in den Wagen, worin die edle Königin saß mit ihrer jungen Tochter Jungfrau Elisabeth, und wir Frauen und Jungfrauen setzten uns im Kreise um das edle Geschlecht, wenn jemand in den Wagen schösse, daß wir die Schüsse aufhielten. Und wir hatten viel Fußknechte, die gingen zu beiden Seiten bei dem Wagen und suchten in den Büschen, ob jemand von den Feinden im Holz wäre, der uns schaden könnte. Und so kamen wir mit Gottes Gnade aus

dem Berg, ohne daß jemand ein Leid geschah. Da nahm ich den edlen König wieder aus dem Wagen und legte ihn in die Wiege, und ich ritt bei der Wiege. Und man trug ihn gar nicht weit, da begann er laut zu weinen und wollte in der Wiege und in dem Wagen nicht bleiben, und die Amme konnte ihn auch nicht beruhigen. Da nahm ich ihn auf den Arm und trug ihn ein gutes Stück Weg, und die Amme ging mit, bis wir müde waren, da legte ich ihn wieder in die Wiege, und der Wechsel währte, so lange wir über das Land zogen. Zuweilen regnete es, daß der edle König ganz begossen wurde, — ich hatte einen Pelzrock mit mir gebracht zu meinem Bedarf, und wenn der Regen zu groß war, deckte ich den Pelzrock auf die Wiege, bis er durchnäßt war, dann ließ ich ihn auswinden und deckte ihn wieder auf die Wiege, so lange er nöthig war. Zuweilen auch war der Wind so groß, daß es in die Wiege stäubte und der König die Augen kaum aufthun konnte. Zuweilen auch war es so heiß, daß er überall schwitzte, daß Tropfen auf ihm lagen, davon bekam er nachher viel Hitzblattern. — Und als wir an die Herberge kamen und es fast Nacht war und jeder gegessen hatte, da legten sich die Herren alle um das Haus, worin das Königsgeschlecht zur Herberge war, machten ein Feuer an und hüteten die Nacht, wie es Gewohnheit ist in dem Königreich Ungarn. Am anderen Tage zogen wir dahin nach Weißenburg.*

Als wir in die Nähe von Weißenburg kamen, ritt Miklosch Weida von der freien Stadt uns entgegen wol mit fünfhundert Pferden. Und als wir in den Sumpf kamen, da fing der junge König wieder an zu weinen und wollte in der Wiege und im Wagen nicht bleiben, und ich mußte Seine Gnaden auf dem Arm tragen bis in die Stadt Weißenburg. Da sprangen die Herren von den Pferden ab und machten einen weiten Kreis von geharnischten Mannen und hielten bloße Schwerter in den Händen, und mitten in dem Kreis da mußte ich, Helena Kottannerin, den jungen König tragen,

und Graf Bartholomä von Croatien ging mir an der einen Seite und ein anderer an der andern Seite, und geleiteten mich dem edlen König zu Ehren; so gingen wir durch die Stadt bis zur Herberge. Und das war am Pfingstabend.

Da sandte meine gnädige Frau zu den ältesten Bürgern — und ließ sie die heilige Krone sehen, und befahl zur Krönung zuzurichten, wie sich's gebührt und seit Alters Herkommen ist. Und es waren etliche Bürger da, die sich daran erinnerten, daß man Kaiser Sigismund auch gekrönt hatte, und die dabei gewesen waren. Am Pfingsttag Morgen stand ich früh auf und badete den jungen König und richtete ihn zu, so gut ich konnte. Da trug man ihn in die Kirche, wo man einen jeden König krönt, und es waren viel gute Leute da, Geistliche und Weltliche. Als wir in die Kirche kamen, trug man den jungen König zu dem Chor, die Thür aber am Chor war zugeschlossen, und die Bürger waren innerhalb, und meine gnädige Frau war außerhalb der Thür mit ihrem Sohn, dem edlen König. Meine gnädige Frau redete ungarisch mit ihnen und die Bürger desgleichen antworteten ungarisch Ihrer Gnaden wieder heraus, so daß Ihre Gnaden schwur anstatt ihres Sohnes, des edlen Königs, denn gerade an demselben Tage waren Seine Gnaden zwölf Wochen alt. Als das nach ihren alten Gewohnheiten vollbracht war, thaten sie die Thür auf, und ließen ihren natürlichen Herrn und ihre Herrin hinein und auch die andern, die dazu befehligt waren, Geistliche und Weltliche. Und die junge Königin, Jungfrau Elisabeth, stand oben bei der Orgel, damit man Ihre Gnaden in dem Gedränge nicht verletzen möchte, denn sie war erst in dem vierten Jahre. Als man nun das Amt anfangen wollte, mußte ich den jungen König aufrichten, daß man Seine Gnaden firme. Nun war Miklosch Weida von der freien Stadt dazu bestellt den jungen König zum Ritter zu schlagen, deshalb weil er ein echter Landsmann war. Der edle Graf von Cilly hatte ein Schwert, das war dick mit Silber be-

schlagen und vergoldet, darauf war ein Spruch gemacht, der lautete: „Unversehrt". Dies Schwert schenkte er dem jungen König, damit man Seine Gnaden damit zum Ritter schlagen sollte. Da nahm ich, Helena Kottannerin, den König auf meinen Arm, und der von der freien Stadt nahm das Schwert in die Hand und schlug den König zum Ritter, und maß ihm die Schläge wohl zu, daß ich sie sehr in dem Arm empfand. Das hatte die edle Königin gemerkt, die stand neben mir und sprach zu dem von der freien Stadt so: „istemere nem misertem!" d. h. auf deutsch: „Um Gottes Willen thue ihm nicht wehe!" Darauf entgegnete er: „nem", d. h. „Nein", und lachte. Darauf nahm der hochwürdige Prälat, der Erzbischof von Gran, das heilige Oel und salbte das edle Königskind zum Könige. Da legte man ihm das goldene Gewand an, das dem Könige zukommt, der Erzbischof nahm die heilige Krone und setzte sie auf das Haupt des edlen Königs, und er, der jetzt in der heiligen Christenheit ist König Laßla, König Albrecht's Sohn und Kaiser Sigmund's Enkel, der ist am heiligen Pfingsttag mit der heiligen Krone von dem Erzbischof von Gran zu Weißenburg gekrönt worden. Denn sie haben in dem Königreich Ungarn drei Gesetze, und wo eines derselben abgeht, da meinen sie, daß das Königthum nicht rechtmäßig sei. Das eine Gesetz ist: ein König von Ungarn soll gekrönt werden mit der heiligen Krone, das andere: ihn soll krönen der Erzbischof von Gran, das dritte: die Krönung soll geschehen zu Weißenburg. — Und da der Erzbischof dem edlen König Laßla die Krone auf sein Haupt setzte und sie ihm hielt, hielt der König das Haupt ganz kräftiglich aufrecht, es wäre einem Jahrkinde genug geworden, und das wird selten gesehen an Kindern, die zwölf Wochen alt sind. Als nun der edle König gekrönt war am St. Stephansaltare, auf meinem Arm, da trug ich den König eine kleine Stiege auf eine Höhe, wie da Gewohnheit ist. Da las man die geschriebene Festordnung, die dazu

gehört. Dazu fehlte ein goldenes Tuch, worauf der König nach der Gewohnheit sitzen soll. Da nahm ich eine Decke aus seiner Wiege, die war roth und golden und war mit Hermelin gefüttert. — Während der edle König auf dem goldnen Tuch gehalten wurde, hielt ihm Graf Ulrich von Cilly die heilige Krone über dem Haupte, so lange man das Amt sang.

Der edle junge König hatte geringe Freude an seiner Krönung, denn er weinte mit lauter Stimme, daß man es durch die ganze Kirche hörte, und das gemeine Volk sich verwunderte und sprach: das wäre nicht eine Stimme, wie ein Kind von zwölf Wochen hätte, es wäre für ein Kind genug, das ein Jahr alt wäre, was er doch nicht war. Und der von der freien Stadt, Weida Miklosch, schlug Ritter anstatt des edlen Königs Laßla. Als das Amt vollbracht war, trug ich den edlen König wieder herab und legte ihn in die Wiege, denn er war müde geworden von dem Aufrichten. Darauf trug man ihn in die St. Peterskirche, dort mußte ich ihn wieder aus der Wiege heben, zu einem Stuhl tragen und niedersetzen, da Gewohnheit ist, daß jeder König, der gekrönt wird, dort niedersitzen soll. Wieder trug ich Seine Gnaden herunter und wieder legte ich ihn in die Wiege. Und man trug den edlen König von der St. Peterskirche, und sein edles Geschlecht folgte ihm alles zu Fuße nach bis in die Herberge. Nur allein der Graf von Cilly ritt, denn er mußte die heilige Krone tragen und über dem Haupte des edlen Königs halten, damit jedermann sah, daß es die heilige Krone war, die dem heiligen Stephan und andern Königen Ungarns aufgesetzt worden ist. Und Graf Bartholomä trug den Apfel und ein Herzog von Lindbach trug das Scepter, man trug auch vor dem edlen König einen Legatenstab, deshalb weil er keinen Theil von Ungarn zu Lehen hat von dem heiligen römischen Reich; man trug das Schwert, womit man Seine Gnaden zum Ritter geschlagen hatte, man streute auch Pfen-

nige unter das Volk. Und die edle Königin ehrte ihren Sohn so hoch und war so demüthig, daß ich arme Frau an diesem Tage vor Ihro Gnaden gehen mußte, zu allernächst bei dem edlen König, deshalb, weil ich Seine Gnaden bei der heiligen Salbung und Krönung in meinem Arme gehalten hatte. — Als der edle König zur Herberge und zu seiner Ruhe gekommen war, da war Seine Gnaden müde von dem langen Aufrichten. Die Herren und jedermann gingen hinaus, und die edle Königin war allein bei ihrem Sohne. Da kniete ich nieder vor die Königin und mahnte Ihre Gnaden an die Dienste, die ich Ihrer Gnaden und dem edlen König und auch andern Kindern Ihrer Gnaden, dem edlen Fürstengeschlecht, gethan habe. Da bot mir die edle Königin ihre Hand und sprach: „Steht auf. Giebt Gott, daß die Sache gut wird und Erfolg hat, so will ich euch und euer ganzes Geschlecht erheben. Das habt ihr wohl verdient, ihr habt an mir und meinen Kindern gethan, was ich selbst nicht hätte thun dürfen noch thun können." Da neigte ich mich demüthig nieder und dankte Ihro Gnaden für den guten Trost."

So weit Helena Kottanner. Zu der wortgetreuen Uebertragung ihres Berichts wird noch bemerkt, daß die Striche im Text Kürzungen andeuten, und daß die kleinen Begebenheiten der Krönungsfahrt, welche hier mit einem Sternchen bezeichnet sind, in der Handschrift bei der Rückreise erzählt werden.

Wie der Raub der Krone die Partei des Königs Wladislaus von Polen in Bestürzung setzte, und wie die Krone selbst von der Königin an Kaiser Friedrich III. verpfändet wurde, ist aus der Geschichte bekannt. Von den spätern Schicksalen der Helene Kottanner wissen wir nichts.

Hier interessirt am meisten jene Nachtscene, in welcher die heilige Krone der Ungarn entwendet wird, und die Gemüthsbewegungen eines starken Frauencharakters. Helene schwebt in Todesgefahr; merken die Wachen der Ungarn den

Verrath, so fällt sie entweder unter den Säbelstreichen der Wüthenden, oder sie wird zum warnenden Beispiel gerichtet und schwerlich vermag die Königin ihren Tod abzuwehren, ja die Königin selbst und die Interessen der österreichischen Partei erfahren eine verhängnißvolle Niederlage. Da ist belehrend, wie Angst und Gewissen in ihrer Seele arbeiten. Sie ist nicht ohne Empfindung dafür, daß sie an einem Frevel Theil hat, sie fleht zu Gott ihr auf der Stelle den Tod zu geben, wenn sie ein Unrecht thue, und das heißt damals noch nichts andres als dies: wenn ihre That Andern zum Unheil sein sollte. Ihr Gott tötet sie nicht, folglich, so ist der Schluß ihrer beängsteten Seele, giebt er ihr Recht. Und jetzt sucht sie durch fromme Gelübde und Versprechungen an die himmlischen Gewalten den glücklichen Ausgang zu fördern. Aber inneres Ringen und Gewissenszweifel nehmen bei der Tochter des 15. Jahrhunderts sogleich eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt an, sie werden ihr etwas Aeußerliches, Fremdes, das unheimlich gegen sie herandringt. Nicht vorzugsweise als Gedanken, welche einander anklagen und entschuldigen, beängstigen sie ihre Seele, als täuschende Erscheinung flößen sie ihr Entsetzen ein. Zum Waffengerassel der Gespenster oder des Teufels versinnlicht sich die Angst, und erst wo sie das grauenvolle Geräusch berichtet, versteht sie ausführlich zu erzählen.

Diese Art von Sinnenthätigkeit, welche mit dem Schein eines äußeren Lebens umkleidet, was furchtbar und unbegriffen in der eigenen Seele aufsteigt, ist allgemein und vorzugsweise charakteristisch für das Jugendleben jedes Volkes. Noch ist die Freiheit des Individuums nicht groß genug, den innern Kampf in Gedanken und Selbsterkenntniß zu lösen, der Proceß der Befreiung beginnt so, daß das Quälende als eine Erscheinung, ein fremder Feind bekämpft wird. In solchen Formen rang damals alle Welt mit dem eigenen Gewissen. So kämpfte Luther seine großartigen Kämpfe aus.

Und wenn der unvergleichliche Dichter, welcher sich mit souveräner Freiheit aus dem englischen Volksgemüth des 16. Jahrhunderts erhob, seine tragischen Helden mit den Schatten der Erschlagenen und mit dem Dolch, dem Werkzeug ihrer Missethat, ringen läßt, so hatte solche „Einbildung", die wir als hoch poetische und geistvolle Erfindung betrachten, für ihn und seine Zuschauer noch eine ganz andere Wahrheit als die künstlerische. Man kämpfte damals so in Sünde und Zweifel. Und wenn die Geistergebilde Shakespeare's uns wol gar zu zahlreich werden, wie in Richard III.: alle, die damals mit Schrecken schauten, wußten sehr gut, daß solche Gestalten dem sündigen Menschen erscheinen und sein Haar sträuben.

11.

In den Turnierschranken.

(Um 1480.)

Nach den Hussitenkriegen war auf den deutschen Burgen die höfische Zucht fast vergessen, welche für höchst bäuerisch erklärt hatte, Nüsse mit den Zähnen aufzuknacken, die Aepfel vom Stiel aus zu schälen und die Birnen vom Blütenende. Die Nachkommen jener höfisch geschulten standen in dem Verdacht, bei ihren Trinkgelagen ungebratene Gänse mit sammt den Federn zu essen, einander aus sehr unsaubern Geschirren den Wein vorzutrinken und die Beine der Gesellschaft unter dem Tische zusammenzubinden, damit keiner von der Bank weiche, was ihm auch begegne.

Damals sah es in weiten Landschaften sehr schlecht aus mit Bildung und Sittlichkeit der Schildbürtigen, welche als niederer Adel den Edlen des Reiches zur Seite traten. Aber trotz dem Verderb einer großen Zahl waren sie als Stand betrachtet doch im Aufsteigen, auch sie wurden von den Reformen ergriffen, welche seit dem Scheiterhaufen des Huß in Kirche, Staat und Gesellschaft änderten.

Wir dürfen in den landschaftlichen Verbänden der Schildbürtigen, welche aus den Rittergesellschaften des vorigen Jahrhunderts entstanden, von den Fürsten begünstigt oder angefeindet, den ersten Fortschritt erkennen. Die Reichsritterschaft beanspruchte als Corporation Vertretung auf den Reichstagen, auch die Lehnsleute, welche unter einem Landesherrn standen, wurden als Stand neben Vertretern der Städte, der Geist-

lichkeit und, in einigen Landschaften, der Bauern zu Landtagen zusammenberufen, um dem Fürsten Steuern zu bewilligen, die er nicht mehr entbehren konnte, und um bei einem Theil der Gesetzgebung mitzurathen.

Nicht weniger half dem neuen Adel die größere Reichlichkeit des Lebens, die hohe Entwicklung des Handwerks und Handels, die Steigerung der Fürstenmacht und der Geldwirthschaft, endlich die stille Arbeit der Universitäten und die Erfindung des Bücherdrucks. Zwar die Aermeren wurden dadurch nur geärgert und niedergedrückt, Raub- und Fehdelust wurden denen nicht geringer, welche jetzt mit größerer Bitterkeit ihre dürftige und unsichere Lage empfanden. Wer aber mit besserem Landbesitz ausgestattet war, der bezog allmählich höhere Renten und suchte sich aus der Wegelagerei und dem Gezänk in den Burgen heraufzuarbeiten an einen Fürstenhof oder als reisiger Söldner bei einem größern Kriegszuge. War ein Geschlecht vollends durch städtische Verbindungen zu stärkerem Wohlstand gekommen, so wandte es auch Geld auf die ritterliche Erziehung seiner Söhne in der Fremde.

Es ist ein langsamer Fortschritt zum Bessern, aber er verdient die Beachtung der Nachkommen. Auch darum, weil er sich zunächst so vollzog, daß die Traditionen des alten Ritterthums wieder aufgenommen und nach Zeitgeschmack umgeformt wurden.

Es war natürlich, daß die Erhebung der wilden Gesellen vom Stegreif mit einer Steigerung des abschließenden Standesgefühls begann; die Neigung dazu war seit zwei Jahrhunderten vorhanden. Jetzt wird die Trennung des Landadels von den städtischen Geschlechtern viel schroffer, nur eine Anzahl derselben wird als gleichberechtigt angesehen, die Ausschließung eines jeden, der im Verdacht steht Kaufmannschaft zu treiben, wird eifriger und gehässiger. Strenger wurden auch die Ansprüche, welche die geistlichen Stifter an standesmäßige Geburt ihrer Mitglieder machten; sie verlangten nicht mehr vier,

sondern acht Ahnen, und es war natürlich, daß sich diese Forderung in den nächsten Generationen auf sechzehn und zweiunddreißig steigert; einzelne derselben, z. B. das vornehmste Stift zu Straßburg, schlossen sich freilich ganz gegen den niedern Adel ab. Und den geistlichen Ritterorden wurde gar durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. vom Jahr 1483 befohlen, nur Altadliche von Vater und Mutter Seite her in den Orden aufzunehmen, bei Strafe des Bannes für die Hochmeister. So geschah es, daß man auf den Burgen überall die alten Schildzeichen mit Ehrfurcht betrachtete, und daß die beschwerliche Kunst der Herolde für Männer und Frauen höchste Bedeutung gewann. Und die Deutschen erlangten in dieser Zeit den Ruhm, welchen sie nur mit einem Theil der Spanier und Franzosen theilten, daß bei ihnen auch rittermäßiges Herkommen der weiblichen Vorfahren zu altem Adel nothwendig sei.

Noch bestand die Ritterwürde als persönliche Ehre mit einigen der alten Vorrechte: den goldenen Sporen, dem Prädicat „Herr", der Pflicht einen Knecht als Schwertträger zu halten und bei Feldzügen mit einer „Gleve" oder einem „Spieß", das heißt mit zwei bis drei berittenen Wappnern in's Feld zu ziehen. Aber diese Würde war ein Schmuck der Wohlhabenden und Ansehnlichen des Standes geworden, sie wurde von der großen Mehrzahl des Adels nicht mehr erworben, ja nicht einmal begehrt. Denn die wesentlichen Vorrechte des Schildamtes, das Turnierrecht und das werthvollere Recht des Eintritts in Präbenden und geistliche Stifter, hingen nicht mehr von der Ritterwürde ab, sondern von rittermäßiger Herkunft und der Zahl der Ahnenschilde. Der Schildgeborne, der die goldnen Sporen nicht trug, hatte sich im vorigen Jahrhundert Wappner oder Edelknecht genannt, seit 1450 wurde allmählich die Bezeichnung Junker üblich.*)

*) Ueber das Zahlenverhältniß der Ritter zu den Junkern fehlt es an statistischen Angaben. Im Jahr 1307 waren bei dem Fürstentage zu

Der Adel wurde jetzt häufig an neue Leute durch Briefe ertheilt, auch die Ritterwürde als höhere Ehre; sogar die Gelehrten, welche die Doctorwürde auf einer Universität erworben hatten, beanspruchten Adelsrecht, und der Kampf der älteren Familien ging dahin diese neuen da fernzuhalten, wo sie selbst in der Mehrzahl waren, aus Präbenden, geselligen Vereinen, Trinkstuben und dem Turnier. Durch Schwertschlag wurde die Ritterwürde nur noch bei besonderen Gelegenheiten ertheilt. Zunächst bei großen Hoffesten, am ehrenvollsten bei einer Kaiserkrönung in Rom. Dort zogen nach der Krönung Kaiser und Papst auf die Tiberbrücke, und der Kaiser schlug selbst den Ehrenschlag, zuerst seinen Fürsten, dann vielen Andern. Dann vor der Schlacht; aber es war bezeichnend für die Zeit, daß den jungen Rittern erlassen wurde in der ersten Schlachtreihe ihre Sporen zu verdienen. Auch die Erinnerung an die Kreuzfahrten bestand fort; seit der deutsche Orden in Preußen klein geworden war, suchte der ritterlustige Gesell den Rittergurt gegen die Mauren in Spanien, gegen die Türken in Ungarn, bei den Johannitern zu Rhodus, am liebsten im heiligen Lande.

Dazu fuhr er auf einer Galeere der Venetianer oder Genuesen über Rhodus nach dem heiligen Land. Hatte er keinen Schwertpathen, der den Schlag thun durfte, in seiner Reisegesellschaft, so suchte er durch Empfehlungen der Rhodiser in Cypern oder an der Küste eine solche Bekanntschaft, er war fast sicher unterwegs gute Gesellen zu finden. Die Reise nach Jerusalem geschah unter türkischer Bedeckung, aber für den Ertrag der Pilgerfahrten waren auch die Heiden Machu-

---

Frankfurt versammelt 32 Herzöge und Fürsten, über 150 Grafen und Herren, 1300 Ritter, 3700 Edelknechte. Außerdem 450 vornehme Laien (Gelehrte, Rathmänner u. s. w.). Aber da bei solchem Tage nur die Ansehnlichen erschienen, wird das Verhältniß für jene Zeit höchstens wie 1 : 5 anzusetzen sein, um 1450 war es muthmaßlich nicht einmal 1 : 10. Nur die gelegentlichen Unterschriften in Urkunden geben einen Anhalt.

med's nicht unempfänglich, der Pilger konnte hoffen unbeschädigt in Jerusalem abgeliefert zu werden. Dort kehrte er in einer der zahlreichen Tavernen ein, welche wohlhabenden Pilgern gute Bequemlichkeit boten — der Wirth zum goldenen Stern und seine Frau wurden zu ihrer Zeit sehr gerühmt, sie waren zwar machumedisch, aber ordentliche Leute, Speisen und Pflege gut, man konnte auch bei ihnen sein Geld wechseln, rheinische Gulden und Ducaten. In der Taverne zog der Wandrer sein Büßerkleid an, wallte demüthig zur Klosterkirche am heiligen Grabe und stellte sich mit dem Ritter, welcher den Schwertschlag übernommen hatte, dem Guardian vor. Dieser vielerfahrene Herr behandelte das Geschäft würdig; er nahm zuerst, wie Brauch war, dem Candidaten die Beichte ab, — den Deutschen fiel auf, wie leicht die Pönitenz gemacht wurde, — dann trugen die Mönche Schlüssel, Schwert und Buch herzu, dem Pilger wurde aus dem Buche die Ordnung des Ritterstandes verkündigt und die Rittermesse vor ihm gelesen. Darauf schloß man ihm das heilige Grab auf, dort kniete er auf seinem Stabe nieder nnd betete — wenn er ein Deutscher war, gewiß inbrünstig mit hochklopfendem Herzen. Dann schlug der bestellte Ritter mit Erlaubniß des Guardians den Pilger, der Hutkappe und Mantel abgelegt hatte, zum Ritter, der Guardian sprach den Segen. Zuletzt kam der fromme Bruder Tresler mit einem Buch und erhielt sechs bis zwölf Ducaten für die Feierlichkeit. Dadurch erhielt der Geweihte die ruhmvollste Ritterwürde der Christenheit, er wurde Ritter des heiligen Grabes. Kam der neue Ritter auf der Rückfahrt nach Rhodus oder an einen deutschen Fürstenhof, so war Brauch, ihm zu seiner Ritterschaft ein Geschenk zu machen, Armbrust, Schwert oder Gewand.

Wie unwesentlich aber die alte Ritterwürde für Krieg und Frieden geworden war, erkennt man daraus, daß die, welche den Ritterschlag bei einem Hoffest erhalten hatten, erklären durften, ob sie den Ritter annähmen oder nicht.

Häufig wurde er nicht angenommen, weil er zu standesmäßigem Aufwand mit Knecht und Rossen nöthigte. Denn der Edelknecht oder Junker empfing Roß und alte Hofkleider von seinem Herrn und diente im Felde mit einem Pferde und einem Roßbuben. Das ziemte dem Ritter nicht mehr. Es kam deshalb vor, daß derselbe Mann mehre Mal die Würde erhielt und fallen ließ. Wilibald von Schauenburg z. B. wurde nach seiner Versicherung (etwa seit 1468) dreimal zum Ritter geschlagen.

Für die erste Bildungsschule eines adlichen Kindes galt, wie in alter Zeit, der Fürstenhof. Hatte der Vater gute Verbindungen, so wurde der Sohn Knabe im Dienst eines vornehmen Herrn oder seiner Gemahlin mit einer gewissen Reihenfolge der Dienstleistungen, aus dem Boten wurde der Vorschneider und Tischdiener, der die Teller zu wechseln hatte, die Speisen zu rücken und das Handtuch nach Tische zwischen Leib und Waschbecken zu halten. Wuchs er heran und erwies er sich tüchtig, so bekam er wol das vertraute Amt der Schlüssel und wurde ein Kämmerer des Herrn. Jetzt gehörte er zum Gefolge, trank, jagte, verstach seine Speere und tanzte in dem Zimmer der Herrin mit dem adlichen Frauenzimmer des Hofes, während Herr und Herrin auf erhöhtem Raume Karte oder Schach spielten, die Windspiele der Fürstin dazwischen bellten, ein Pfeifer und ein Geiger Musik machten und ein Hofbedienter das neugierige Volk aus Küche, Stall und Straße mit einem Stock in das Gesicht schlug, wenn es die Thür aufriß um hereinzugucken.

Am Fürstenhofe erhielt der Diener leicht die Ritterwürde. Wollte er sie annehmen, so bat er seinen Vater um die Ausstattung, welche viel Geld kostete, drei bis vier Rosse, einen Knecht, Harnisch und Festkleider. Damit war seine höfische Erziehung vollendet.

Als ein tüchtiger Mann hielt er jetzt für träge, sich in der Ruhe des Hofes zu verliegen, in den Herbergen zu sitzen

und mit dem Frauenzimmer seiner Herrin zu äugeln. Er frug umher, wo in der Nähe oder Ferne eine Kriegsfahrt Gelegenheit zu reisiger Arbeit gab. Mächtig zog es ihn immer noch in die sagenhafte Ferne zu Abenteuern unter fremden Völkern. Solche Fahrten waren eine Lieblingsunterhaltung bei Hofe, wie in der Hinterstube des Kaufmanns; nicht nur von dem Osten, auch von Paris, England und Spanien wurde gern erzählt. Schon damals waren die großen deutschen Fürstenhäuser mit den übrigen Königen Europa's eng verschwägert, und in jeder Landschaft saßen Bauern, die eine Wallfahrt nach Rom oder zu dem finstern Stern von San Jago gewagt hatten. Kam nun die Botschaft, daß der türkische Kaiser einen Zug gegen die Johanniter beabsichtigte, oder die Könige in Spanien und Portugal einen Krieg gegen die Mauren, so suchte der junge Edelmann gern einen Genossen für die Fahrt und warb bei dem Fürsten, dem er gedient hatte, um „Vorschriften und Förderniſſe", die Empfehlungsbriefe. Diese wurden dem Wohlhabenden gern gegeben, denn die Reise galt für ein rühmliches Unternehmen und brachte auch dem Fürsten Ehre. Dann zog die Gesellschaft mit einem Herold, welcher fremder Sprachen kundig war und den Fourier und Dolmetsch machte, mit einigen Reisigen und einem Packknecht in die Ferne. An fremdem Hofe wurde der Reisende huldreich empfangen, zu Tanz und Ritterspiel gezogen und wohl tractirt. Kam er zu einem Kriegszug zurecht, gelang ihm sich dabei tapfer zu erweisen und nahm er nach Beendigung Urlaub, so erhielt er ein Geldgeschenk oder Goldstoff und Sammt zu Kleidern, und vielleicht die „Gesellschaft" des fremden Herrn, seinen Orden, wie sie im 15. Jahrhundert an den meisten Höfen vertheilt wurden, sogar vom kleinen König von Cypern, und der König in Spanien hatte bereits drei von dieser Art. So reiste Georg von Ehingen (um 1450) nach Rhodus, spähte dort ein Jahr ungeduldig von den Mauern der Veste und den Galeeren des Ordens

nach einer türkischen Flotte, durchfuhr das heilige Land und besah das Königreich Cypern, und zog nach der Heimkehr wieder an die Höfe von Frankreich, Navarra und Portugal, ging von da mit einer Schaar zur Unterstützung der Besatzung von Septa nach Afrika, half die Stadt gegen ein großes Maurenheer vertheidigen, tötete einen tapfern Mauren im Zweikampf mit Speer und Schwert, machte darauf einen Einfall der Spanier in Granada mit, besuchte auf der Heimreise den englischen und schottischen Hof und kehrte ruhmvoll und reich beschenkt zurück. Er fand im König Ladislaus von Ungarn einen österreichischen Prinzen, im König von Portugal einen Bruder seiner Kaiserin, in Schottland den Bruder der österreichischen Herzogin Albrecht, in der Königin von Schottland eine Herzogin von Geldern.

Freilich nicht immer war in der Fremde Gelegenheit zu Heldenthat, auch lag solche nicht jedem am Herzen. Aber der Deutsche war sicher, in Frankreich überall Deutsche von Adel zu treffen, in andern Ländern wenigstens an der Küste Landsleute aus Niederdeutschland.

Kam der Reisende in die Heimat, so wurde seine Reise die beste Empfehlung zu einem ansehnlichen Dienste am deutschen Fürstenhofe; denn der Deutsche, welcher von fremden Fürsten höflich behandelt war und wol gar fremde „Gesellschaften" heimbrachte, erschien dem deutschen Landesherrn damals ehrenwerther, und er gab ihm gnädig auch seinen „Salamander", oder, wenn der Heimgekehrte nicht starker Neigung zum Trunk und zur Wegelagerei verdächtig war, sogar seinen „Schwan". Im Hofdienst und am eigenen Heerd war für den Edelmann jetzt die Zeit gekommen, sich aus gutem Hause ein Weib zu werben. Aber noch hing etwas von dem alten phantastischen Treiben des 13. Jahrhunderts an seinem Leben. Er hatte seinen Knabendienst und seine Fahrten in der Fremde mit der Empfindung gemacht, daß er ganz auf den Wegen des Herrn Parcival und Herrn Iwein

fahre, und jede Begegnung mit einem französischen Reisigen oder gar mit einem Mauren und Türken betrachtet wie das Abenteuer eines Tafelrunders mit einem Mohrenkönig. In der Heimat hatte er jetzt wieder die trödelhafte Empfindung, daß ihm Minnedienst bei einer vornehmen Frau zieme. Nun war in den zweihundert Jahren seit Gottfried von Straßburg jene Poesie, welche bedenkliche Verhältnisse durch glänzende Farben geschmückt hatte, völlig verloren. Den vornehmen Frauen war jeder Anflug von literarischer Bildung entschwunden, der sie einst allzu empfänglich für die zierlichen Lieder eines ritterlichen Sängers machte. Die meisten der deutschen Fürstinnen hatten so wenig gelernt und gelesen wie ihre Männer, sie verstanden dagegen zu rechnen wie ihre ganze Zeit, und überzählten nicht nur die Stücke Goldstoff in ihrer Truhe und die Gulden, welche ihnen von einer Stadt als Gastgeschenk überreicht wurden, sondern zuweilen auch die Töpfe mit kunstreich eingesottenen Quitten und Amarellen. Die aber eine reichere Bildung hatten, lasen jetzt statt der Geschichte von Tristan einen Tractat des Pater Ecstaticus, eine Predigt von Tauler oder die Nachfolge Christi des Thomas Hamerken von Kempen. Und wieder der ritterliche Mann war im Grunde ein derber Gesell von gesundem Menschenverstand und scharfen Sinnen, der ebenfalls den Goldwerth eines geschenkten Ringes genau abschätzte, in Neigungen und dem Ausdruck seiner Gefühle seinem vertrauten Knechte nicht sehr überlegen.

Demungeachtet galt aufstrebenden Männern des niedern Adels die geheime Verbindung mit einer vornehmen Frau immer noch für ein wünschenswerthes Stück Ritterthum. Das Geheimniß lockte, die Gefahr und die Verehrung vor stattlichem und majestätischem Wesen, und leider wol auch die eitele Freude über den herkömmlichen Schmuck, den die Unbekannte seiner Rüstung zufügte und der ihm vor seinen bäurischen Genossen ein Ansehen gab. Es war nicht schön

und kein Vortheil für den jungen Helden, wenn ihm die goldene Kette, welche die heimliche Herrin schenkte, und das Geld, welches sie ihm für seine rittermäßige Ausrüstung zuwies, eine große Wichtigkeit gewannen. Er ritt also wol um sie zu sehen viele Meilen weit, verkleidete sich, kroch Mauern hinauf und brachte Tage in ihrem Verstecke zu, nicht ohne sehr natürliche Verlegenheit und Bedrängniß, und er putzte sich und sein Roß mit ihren Geschenken. Aber zuverlässig dauerte solche veraltete Hingabe nicht lange.

Auch fand er mit geringer Mühe Frauen für eine ehrlichere Neigung. Die Häuslichkeit auf den Burgen war besser geworden. Der Respect vor Ahnen beschränkte das Urtheil des Junkers in vielem, einen Vortheil hatte der heraldische Unfug doch gehabt, er hatte die Frauen und die Töchter der Rittermäßigen unleugbar gehoben. Vielleicht nicht in ihrer Bildung; es ist auffallend, wie ganz und gar nicht in biographischen Aufzeichnungen und localer Geschichte jener Zeit von den Burgfrauen die Rede ist. Aber die Ansprüche, welche die Frau an den Mann machte, waren gesteigert, seit sie auf die Schilde ihrer Ahnen stolzer war als er, und ähnliche Privilegien in Kleidung, in Zahl der Gerichte und in Vorrang vor andern Frauen beanspruchte. Sie war nicht mehr wie sonst die Haushälterin des umherfahrenden Frauenritters und im besten Fall die Kammerfrau einer Gräfin, sie fuhr oder ritt mit ihrem Hausherrn zu Hofe, begleitete ihn zum Turnier und bildete mit den schildbürtigen Frauen ihrer Landschaft einen Chor, welcher die Händel der Männer, den Streit der Gesellschaften, einen Ausschluß Unwürdiger und die Preise, endlich die Freude über einen Sieg der heimischen Landschaft vielleicht leidenschaftlicher durchfühlte, als die Speerbrecher selbst. Auch die Frau des Vasallen nahm die Huldigungen junger Kämpfer als Edelfrau an, ihr Beifall und ihre Neigung wurde werthvoll. Das war in manchen Fällen ein trüber Quell der Selbstachtung und brachte ihre Sittsamkeit

in ähnliche Versuchungen, wie einst das einsame Hausen auf der Burg unter Knechten. Es war doch ein großer Fortschritt für Mädchen und Frauen, daß die Männer ihnen daheim und in Gesellschaft größere Ehre erwiesen.

Die Frauen heirateten jung und die Ehen waren kinderreich; sorgfältig erwogen erfahrene Mütter und Basen vor der Vermählung die Gesundheit und Beschaffenheit der Braut, Töchter von zartem Leibe wurden dem himmlischen Bräutigam überwiesen und oft als kleine Kinder in dem befreundeten Kloster geborgen. — Das Jahrhundert war frivol, genußsüchtig und zuchtlos, das Maß, wornach Ehrbarkeit und gute Sitte der Frau gemessen wurde, war ausnehmend niedrig. Aber dies kleine Maß wurde von den Deutschen auf den Burgen und in den Städten weit fester gehalten, als in den Nachbarländern, wo die Unsittlichkeit der Frauen, und gerade der anspruchsvollen, sehr arg war. Wir haben ein Recht anzunehmen, daß Häuslichkeit und Ehe der Deutschen ein wenig mehr Poesie und Selbstachtung erhalten hatten, als in den früheren Jahrzehnten, aber wir erkennen diesen Fortschritt fast nur aus einer gesteigerten Empfindung für das Wohlbehagen im Hause. Der Ofen ist allgemein geworden, ihn umgeben behäbige Sitze und die Bank, die Glasscheiben der Fenster schließen auch die Burgstuben ab, der Hausrath ist ziemlich reichlich und wird immer schmuckvoller und zierlicher. Es scheint wenig, von Glas und Holz auf das Herz der Menschen zu schließen, aber wir sehen doch, daß der Deutsche seit 1450 ein Vergnügen darin findet, sein Haus nicht nur auf der Außenseite für die Fremden, sondern auch im Innern für Weib, Hausgenossen und sich selbst zu schmücken. Hat ihm aber sein Hausleben so viel größere Wichtigkeit erhalten, so ist das ebensowol Verdienst der Frau als ein Vortheil für sie.

Auf den Burgen war freilich der unruhige Sinn immer noch in die Ferne gerichtet. Nicht nur nach dem Fürstenhof, nach den Staubwolken der Landstraße und dem Hinterhalt

im Walde, auch nach den großen Gesellschaften für die alte Ritterkunst, welche der niedere Adel jetzt mit besonderem Stolze hervorsuchte. Seit Ulrich von Liechtenstein waren die Turniere nur von Städten und Fürsten veranstaltet worden, immer seltener, sie waren in Deutschland fast vergessen. Da werden sie um 1479 auf einmal wieder lebendig, nicht zuerst durch Fürsten, sondern durch den niedern Adel, dessen Ahnen, wie man annahm, 250 Jahr früher dieselben Künste geübt hatten. Ob der glänzende Hof Herzog Karl's von Burgund, ob der ritterliche Albrecht Achilles oder der junge Kaisersohn Maximilian, ob ein Aufflackern der alten Romantik in der Literatur die Richtung darauf gab: die nächste Veranlassung ging von der kleinen Gesellschaft „des Spängleins" um Nürnberg aus, fast der einzigen, die im 14. Jahrhundert den Idealismus des alten Ritterthums vertreten hatte. Ihre Mitglieder veranlaßten das erste Turnier in Würzburg, übernahmen die Leitung und die Spängler erhielten den Preis. Seitdem rührten sich in den „vier Landen" der Ritterschaft: Schwaben, Franken, Rheinland, Baiern, alte Vereine oder neu eingerichtete, es constituirten sich zwölf löbliche Turniergesellschaften mit Banner und Zeichen, zum Theil unter gewählten Königen; in Schwaben die Gesellschaft des Fisch und Falken, der Krone, des Leitbracken und Kränzel, des Esels, des Wolfs; in Thüringen und Franken außer der Spange die Gesellschaft des Einhorns und des Bären, in Rheinland des Windhunds und des gekrönten Steinbocks;*) endlich die große bairische Genossenschaft, welche Zeichen und Bundesnamen öffentlich nicht führte, die aber kurz darauf (1488) eine Zahl ihrer Mitglieder gegen die Uebergriffe Herzog Albrecht's noch einmal zu einer politischen Gesellschaft, dem Löwenbund vereinigte, dessen Zeichen ein Löwe an silberner Kette war. — Schon früher hatten die Fürsten

*) R. von Retberg, Culturg. Briefe. S. 207.

neue Gesellschaften gestiftet nach dem Muster des Goldenen Vließes, welches Philipp von Burgund 1431 einrichtete, zunächst Herzog Albrecht von Oesterreich die Gesellschaft vom weißen Adler (1433), Kurfürst Johann von Brandenburg die vom Schwan (1440), Herzog Sigismund von Oesterreich die vom Salamander (1450), andere Fürsten folgten.

Auch die Mitglieder der Turnierkränzchen trugen ihre Gesellschaft, „das Kleinod", an Hals oder Brust und wie es scheint auf dem Helm, und hielten bei Turnierhändeln fest zusammen. Man konnte Mitglied mehrer Gesellschaften sein, die Zeichen waren begehrt als Beweis ritterlicher Herkunft, sie wurden durch unehrliche That, wie Diebstahl und Missethat gegen Frauen, verwirkt. Als Peter von Hagenbach, Hauptmann Karl's von Burgund, durch den Bund unter Sigismund von Oesterreich gerichtet ward, wurde ihm seine Ehre und Ritterorden, die Gesellschaft vom Halse, das Schwert von der Seite, die Sporen von den Füßen abgerechtet, und er dem scharfen Richter übergeben, damit ihm dieser den Kopf abhaue.

Bei den neuen Turnieren war die Theilung, d. h. die Wappenschau und Annahme in die Parteien des Spiels, eine ernste Angelegenheit geworden, um welche viel gestritten und vielleicht Blut vergossen wurde. Aufgenommen sollte nur werden, wer beweisen konnte, daß seine Voreltern seit fünfzig Jahren „getheilt" waren, oder daß wenigstens seine Eltern in einem der vier Lande ein Turnier besucht. Persönlichen Ausschluß sollte erfahren, wer Gotteshäuser zerstört, Straßenraub oder Wucher verschuldet, feldflüchtig geworden, Frauen oder Jungfrauen mit Worten oder Werken ihre Ehre genommen, Hantierung oder Handel getrieben u. s. w. Jeder hatte zur Theilung Schild, Wappen, Gesellschaftszeichen zu bringen.

Die Turnierrüstung dieser Zeit ist durch Abbildungen und Besprechungen bekannt. Die Turnierspiele waren mannich-

faltiger geworden, die Rüstung allmählich sehr massiv und unförmlich, hoher Stechsattel, Stechhelm, starke Schienen, welche die Schenkel deckten, eiserner Plattenharnisch und Stechtartsche, der Speer mit dreizackiger Krone, über dem Handgriff eine große trichterförmige Schiene zum Schutz des rechten Armes, auch das Roß mit Eisenschienen gepanzert. Daneben bestand das alte Scharfrennen mit niederem Rennsattel, scharfem Speer, leichterer Schlachtrüstung, hölzerner Tartsche, Eisenhandschuhen, ohne Beinschirmer und ohne eiserne Pferderüstung. Auch die begleitende Musik war eine andere, statt Flöte und Handtrommel klang im Scharfrennen die Kriegstrompete, und Frauen sollten solchen Kampf nicht ansehen. Dem Speerkampf folgte, wie früher, das Schwertturnier, das Schwert mit abgestumpfter Spitze, außerdem Fußkämpfe auch mit Kolben, und anderes Reiterspiel.

Das „Zäumen“ war gröber geworden; wer gegen Turnierbrauch gefehlt hatte, wurde rittlings auf die Schranken gesetzt; wer an einem Andern unritterliche Handlungen rächen wollte, der durfte ihn im Turnier schlagen; keine Turnierbeleidigung sollte nachgetragen werden, wenn das Turnier beendigt war. Das Recht der Vergeltung wurde mit großer Rücksichtslosigkeit geübt; der Stolzeste mußte sich harte Schläge gefallen lassen, wenn sein Gegner über ihn kommen konnte, und da jeder Mitglied einer Gesellschaft war und sein Club für ihn Partei zu nehmen pflegte, so waren erbitterte Händel nicht zu vermeiden. Die Streitigkeiten verstörten diese Feste der Ritterschaft sehr bald, und es erwies sich dafür schon im ersten Jahrzehnt ihrer Einführung der Fürstenhof als die beste Zuflucht wegen dem Zwang, welchen ein vornehmer Hofherr wilden und rachsüchtigen Geladenen auflegte.

Und es war auch in dieser Zeit nur eine kleine Minderzahl der Adlichen, welche die Ritterspiele besuchte. Die alten Gewohnheiten der Burgsassen dauerten trotzdem fort, sie wurden erst im nächsten Jahrhundert gebändigt.

Hatte der Adliche als Junker oder Ritter sich in Fehde und Krieg, in Spiel und Händeln seiner Landschaft versucht und kam er in höhere Jahre, so wurde er wahrscheinlich ein strenger Hausvater, er suchte die Söhne auszustatten für ritterliches Handwerk, den Töchtern wählte er Männer. Er gedachte ernsthaft der eigenen Sünden, trat in eine geistliche Bruderschaft und bewahrte die Kutte, in der er begraben werden wollte, und die Lichter, welche bei seiner Leiche brennen sollten, mit düsterem Behagen in einer Truhe neben seinem Bett. War er ein frommer Mann, so theilte er vielleicht Gut und Habe noch bei Lebzeiten unter seine Kinder und zog sich ganz in das Kloster seiner Familie zurück, wo er in besonderer Zelle oder Behausung lebte, die Horen des Klosters treulich besuchte und von den Brüdern, welche seiner Freigebigkeit froh waren, im Tode getröstet und zu Grabe geleitet wurde. Dann erhielt er in der Kirche sein Grabmal, ein gemeißeltes Bild mit Wappen und einem Löwen unter den Füßen; sein letzter Wille spendete den Armen Kost und Gewand, damit sie für seine Seele beteten.

Von solchem Leben soll jetzt ein Turniergenosse aus den Gesellschaften des Esels und des Einhorns erzählen.

Da wo die letzten Höhenzüge des Thüringer Waldes auf der fränkischen Seite zum Main hinabfallen, lag über dem Thale der Itz die Schauenburg auf einem Hügel, der weiten Ausblick in die Landschaft gewährte. Das feste Haus, schon um das Jahr 1000 erwähnt, stand seit dem 13. Jahrhundert im Besitz eines weitverzweigten Geschlechtes. Die Schauenburg waren Ministerialen des Reiches und stolze Lehnsleute des Bisthums Bamberg; es erging ihnen, wie vielen aufstrebenden Familien, sie waren nahe daran den Adel zu gewinnen, aber die stattlichen Güter wurden vielfach getheilt und entglitten ihren Händen, sie mußten die Oberlehnshoheit der Schauenburg dem Grafen von Henneberg verkaufen. Im 15. Jahrhundert war der Wohlstand des Geschlechtes sehr

verringert, sie hatten die alte Stammburg verloren, saßen vielgetheilt auf mehren Häusern des nördlichen Frankens und ihre jüngern Söhne suchten Unterkunft an Höfen und Unterhalt vom Kriege und von der kleinen Reiterei.*) Unter den Söhnen dieses Geschlechtes hat einer, Wilibald, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts heraufkam, sein vielbewegtes Reiterleben in höheren Jahren durch einen Vertrauten niederschreiben lassen. Die Aufzeichnung gehört zu den lehrreichsten deutschen Biographien, welche in dieser ganzen Periode verfaßt wurden, sie gewährt genauern Einblick in das ritterliche Treiben der Deutschen, als das gute Büchlein Georg's von Ehingen und die Reisen des böhmischen Leo von Rozmital, jenes Verwandten des Königs Georg von Podiebrad. — Wilibald wurde als Knabe des Grafen Rudolf von Sulz in der Nähe des Kaiserhofes erzogen, als junger Mann von Kaiser Friedrich dem Herzog von Burgund empfohlen, machte bei diesem die Belagerung von Neuß und den ersten unglücklichen Feldzug gegen die Schweizer mit, kämpfte darauf als Diener des Kurprinzen Johann von Brandenburg in der

*) Die alte Willkür der Orthographie und Aussprache hat in die häufigen Familiennamen Schauenburg, Schönburg und ähnliche eine Verwirrung gebracht, welche dem Genealogen schwere Stunden bereiten kann. Die fränkischen Nachkommen des Geschlechtes, von welchem hier die Rede ist, schreiben sich jetzt Schaumberg; der älteste Name scheint — nach den urkundlichen Notizen bei Brückner, Landeskunde von Meiningen — Scowenpek (Schauenbach), er weist auf bairischen Ursprung. Vom 13. bis 15. Jahrhundert lautet der fränkische Name Scowen(Schauen)-berg oder -burg. Beide Formen, Schauenberg und Schauenburg, gebraucht der Verfasser der folgenden Aufzeichnung, wenn dem Abdruck der Handschrift zu trauen ist; mit beiden wird das Geschlecht auch im Verzeichniß der fränkischen Turniergenossen am Ende des Münchner Wappenbuchs von Konrad Grünenberg genannt. Auf dem Titel des Drucks: „Die Geschichten und Taten Wilwolt's von Schaumburg, herausg. durch Adelbert von Keller (1859)“, möge man also entweder lesen, wie die Handschrift schreibt: Wilwolt von Schauenburg, oder so, wie die Familie sich jetzt schreibt: Wilibald von Schaumberg.

Fehde gegen Johann von Sagan und König Matthias von Ungarn, lebte einige Jahre daheim vom Stegreif und wurde endlich Hauptmann des Herzogs Albrecht von Sachsen, der als kaiserlicher Feldhauptmann in Flandern und Burgund für König Maximilian stritt. Er half bei den Erfolgen und ertrug das Elend dieser Feldzüge, er unterwarf Friesland, stieg hoch im Vertrauen seines Herzogs und erhielt als bewährter Landsknechtführer auf Verwendung seines Gönners die Schauenburg zurück, welche von Henneberg an das Haus Sachsen gekommen war. Dorthin zog er sich nach dem Tode Herzog Albrecht's mit seiner Kriegsbeute, er verwandte Geld die verfallene Burg stattlich und kriegsfest wieder herzustellen und mit Jungfrau Walpurg Fuchs ein eheliches Hauswesen zu gründen. Es scheint ihm aber gegangen zu sein wie manchem seiner Zeitgenossen, der aus der großen Welt in die enge Heimat zurückkehrte, er konnte sich in den kleinen Händeln der Landschaft nicht wohl fühlen und fand unter den hochmüthigen fränkischen Junkern keineswegs die Anerkennung, welche zu beanspruchen er sehr geneigt war. Das Leben auf der Burg seiner Vorfahren muß ihm bald verleidet worden sein, denn er trat wieder in österreichischen Dienst und dictirte als Stadthauptmann in dem Herzogthum Meran um das Jahr 1507 das Buch, welchem der folgende Bericht entnommen ist. Die Niederschrift ist in der Form sehr ungelenk, und Wilibald erscheint da, wo er von seinen eigenen Erfolgen berichtet, in Nebensachen nicht immer zuverlässig. Er ist kein reicher und kein besonders kräftiger Geist, aber ein rühriger Mann, der lehrreiche und ungewöhnliche Fahrten schildert, sein Bericht zur Zeit noch wenig benutzt. Im Folgenden werden zunächst einige seiner Stegreif-Abenteuer mitgetheilt. Wilibald von Schauenburg erzählt wie folgt.

„Herr Hans von Schauenburg hat mit seinem ehelichen Gemahl unter anderen Söhnen einen mit Namen Wilibald geboren, den er als Knaben zur Reiterei geschickt erachtete.

Er hat ihn deshalb an den kaiserlichen Hof und zwar zu einem weisen und trefflichen Herrn, nämlich dem Grafen von Sulz, gethan. Dieser Graf hat ihn mit Fleiß erzogen, und derselbe war bei kaiserlicher Majestät so angesehen und gehalten, daß des Kaisers und des Grafen Gesinde und Knaben untereinander gewohnt und man den Unterschied nicht wohl gewußt hat, welchem Herrn jeder zuständig gewesen ist.

Als man nach der Geburt unseres lieben Herrn Christi das Jahr 1468 zählte, zog der obenerwähnte Kaiser Friedrich mit vierzehn Fürsten und Grafen und großer ansehnlicher Ritterschaft gen Rom, er hatte bei sich an 700 Pferde, jeder Mann in schwarzer Kleidung. Welche Ehre und Reverenz Seiner Majestät unterwegs von Städten und Landen, deren unmäßig viele waren, erzeigt worden ist, wird, um kurz zu schreiben, übergangen. Da Sie aber am Abend des heiligen Christtags in gedachter Jahrzahl nahe an Rom gekommen, sind ihnen zum Empfange entgegen und unter die Augen geritten und gekommen viele Cardinäle, Bischöfe und Prälaten mit sehr viel anderem ehrbarem Volk, ich glaube, daß über 3000 brennende Stablichter da gesehen wurden. Und so wurde darauf die kaiserliche Majestät ehrenvoll empfangen, was mit schönen und zierlichen Worten geschah, nach Rom hinein und vor St. Peter's Münster geleitet, wo Sie abstieg. Und als Sie hereingeführt war, kniete Sie vor St. Peter's Altar in langem Gebet. Unser heiliger Vater der Papst trat etliche Schritte oder Stufen höher als die kaiserliche Majestät; dies wurde durch diejenigen vermerkt, welche der kaiserlichen Majestät Gerechtigkeit und die Bullen, welche deshalb ausgegangen sind, kennen, und so viel durchgesetzt, daß die päpstliche Heiligkeit etliche Treppen herabtrat, wo Papst und Kaiser einander zusprachen und empfingen. Darnach ward der Kaiser in einen köstlichen Palast geführt, der mit güldenen Tüchern und köstlicher Tapisserie umhangen und zu-

gerichtet war, um seine Wohnung und Gemach darin zu haben, und ebenso ein jeglicher, welcher der kaiserlichen Majestät angehörte, nach Würde und Stand in schön gezierte und zugerichtete Gemächer.

In der heiligen Christmeß zur Mette hielt unser heiliger Vater Papst Paulus der Andere die Christmesse, und war daselbst zugegen eine gar ehrenwerthe treffliche Botschaft des Königs von Frankreich. Einer aus dieser sang anstatt des Königs von Frankreich zu dem Amte die Epistel. Da es aber zu dem heiligen Evangelium kam, that der Kaiser einen Diakonenrock an. Ihm gab auch der Papst einen kostbaren Hut, wie sich dazu gebührt, und man sagte, daß er über 8000 Ducaten werth sein sollte. Und als der Kaiser das Evangelium zu singen anfangen wollte, nahm ihm einer seiner höchsten Diener, der dazu bestellt war, den Hut von dem Haupte und ließ ihm sein bloßes Schwert, das man gewöhnlich vor ihm trug, in die Hand legen. Das hielt der Kaiser ernstlich in die Höhe, und während dem Singen des heiligen Evangeliums bewegte er das Schwert kräftiglich. Darnach gingen Papst und Kaiser zusammen ein zu dem Hochamt in St. Peter's Münster, dort sang unser heiliger Vater wiederum das Amt, und ward alles in voriger Weise gehalten, wie sich's gebührt. Dazu ward dem Kaiser ein Stuhl bereitet darauf zu sitzen, doch etwas niedriger als des Papstes Stuhl. Dennoch fingen die Cardinäle an zu murmeln, als ob der Kaiser zu hoch sitzen würde, wobei der Pfaffen übergroße Hoffart zu merken war. Aber die Fürsten und Räthe, welche die kaiserliche Gerechtigkeit kannten, sagten, er säße zu niedrig. Darum ward der güldene Brief gebracht und hielt der Papst mit der Messe still, bis dieser in der Kirche öffentlich verlesen war, und es ward befunden, daß sie der kaiserlichen Majestät Sitz erhöhen ließen. Und Wilibald von Schauenburg wurde als ein Junge mit den Knaben des Grafen Haug von Werdenberg gerufen zu dieser Erhöhung Ziegelsteine zu tragen. Dar-

nach ward solches Amt mit großer Feierlichkeit zu Ende gebracht. Welche große Würden und Ehren aber dem Kaiser, seinen Fürsten und den Ihrigen zu Rom geschehen sind, wäre sehr lang zu beschreiben.

Etliche Tage darauf zogen die päpstliche Heiligkeit und kaiserliche Majestät mit einander zu Roß unter einem schönen Stück Goldzeug, wovon ein Himmelsdach gemacht war, von St. Peter's Münster auf die Tiberbrücke; zwölf weiße Zelter, mit kostbaren Decken behangen, jeglicher einen silbernen Sarg mit Reliquien tragend, wurden vor dem Papst geführt. Dazu trug ihm ein Cardinal gar ein köstliches güldenes Kreuz vor, und vor dem Kaiser wurde das bloße Schwert durch einen Marschalk von Pappenheim getragen. Auf derselben Brücke forderte der Kaiser alle seine Fürsten, Grafen, Herren und die Trefflichsten vom Ritterstande, und schlug so in Gegenwart der päpstlichen Heiligkeit Ritter, daß über 125 die allerseltenste Ritterschaft erhielten. Darnach schlug die kaiserliche Majestät auch viele ihrer Knaben zu Rittern und wurde dieser Junge von Schauenburg, weil sein Vater der kaiserlichen Majestät Rath war, auf einem Sack mit Hafer auch zum Ritter geschlagen. Darauf wurden alle Hauptbüchsen, Kartaunen und andere große Geschütze auf der Engelsburg abgeschossen und viele höfische Knappen (Bacheliers) gemacht. So zogen der Papst und Kaiser wieder mit großem Gepränge nach St. Peter's Münster und jeder in sein Gemach. Kurz darauf brach der Kaiser von Rom auf und ward mit großer Zierde geleitet. Was ihm aber von großer Würde und Ehre von dem Markgrafen von Ferrara und den Städten unterwegs geschehen ist, das ist gar nicht zu schreiben noch zu sagen. Und wenn er beim Ein- und Ausziehen wenig über eine Meile Wegs gereist war, so waren an der Straße Tafeln auf das allerbeste und zierlichste zugerichtet, mit dem köstlichsten Essen und Trinken, was nur erdacht und zu Stande gebracht werden konnte, was des Menschen Lust oder Herz

begehrte, davon ein jeglicher zu Roß oder Fuß nehmen und nach seinem Willen gebrauchen konnte.*) —

Damals (seit 1479) fingen die Turniere wieder an, wie sie vor Alters gehalten worden; das erste war zu Würzburg, das andere zu Mainz. Dies war durch die Franken stattlich und wohl besucht und kamen viele entzweite Parteien dahin. Insonderheit war Herr Martin Zollner, ein Ritter, den verklagte Adam von Schauenburg vor den vier Landen, den Baiern, Schwaben, Franken und Rheinländern, und sagte, daß der Mutter seiner Hausfrau das Erbe und Gut ihrer Mutter durch Herrn Martin Zollner mit Gewalt genommen sei; wiewol die Hausfrau des Herrn Martin seine, des Adam, Verwandte und leibliche Schwester seiner Schwiegermutter sei, so hätte Herr Martin doch nichtsdestoweniger die Erbschaft beider Frauen nach Absterben der Großmutter, die Herr Martin bei sich gehabt, mit Gewalt eingenommen, ihre Hintersassen zu Erbhuldigung gezwungen und die Inhaber des Hofes Haßfurt mit dem Siegel der toten Frau betrogen, so daß sie ihm die Schlüssel zu allem Silbergeschirr und der Baarschaft übergeben und den Hof überantwortet hätten u. s. w., woran noch größeres und mehres angehängt war. Und da Herr Martin seine Antwort darauf gab, nahm sich Wilibald seines genannten Vettern an und geriethen er und Herr Martin so zusammen, daß ihn Herr Martin Lügen strafte. Darauf sagte Wilibald, er wollte ihm die Lügen in's Maul stoßen, und die Antwort des andern war, er wollte ihn auch nicht schonen und wieder schlagen, und gab einer dem andern etlichermaßen böse Worte. Nun bedachte sich der getreue Wilibald, wie Herr Martin seinen Verwandten so Unrecht thue, er erwog auch die Rede, die jener öffentlich gethan hatte, und besorgte, wenn er nicht mehr dazu thäte, so würde er verächt-

*) Wilibald macht darauf seine ersten Kriegszüge im Heer Karl's von Burgund bis 1476, dann unter Kurprinz Johann von Brandenburg bis 1479.

lich werden. Auch wurde Herr Martin derzeit von Allen für einen gefährlichen, übermüthigen, unerschrockenen Mann gehalten, und darum war um so mehr Acht auf ihn zu haben. Deshalb bewarb sich Wilibald bei etlichen Baiern und der Gesellschaft vom Esel um Hilfe, und alle sagten ihm zu. Herr Martin Zollner bewarb sich auch. Aber Wilibald dachte sorgfältig über die Sache nach, was und wie er es am füglichsten vornehmen könnte, er schlief des Nachts wenig und sagte am Morgen seinen Gesellen, sie möchten Achtung auf ihn haben und sich nach ihm richten. Und als man in die Schranken gezogen war und an den Seilen hielt, rückte Wilibald von Schauenburg dem oftgedachten Herrn Martin an die Seite, und als die Seile zerhauen und durchbrochen waren, nahm Wilibald's Knecht, der ihm in den Schranken aufwartete, sein Pferd bei dem Zügel und brachte ihn sogleich zu Herrn Martin, den Wilibald alsbald mit dem Zaume band, ohne zu achten, daß jener auf ihn schlug. So hielt er ihn, bis seine Gesellen herbeikamen. Die rückten um ihn und schlugen ihn über die Maßen sehr. Indem kamen auch die Freunde des Herrn Martin und fragten, was die Ursache solches Schlagens wäre; da ward ihnen die Antwort, man habe jetzt keine Muße, es sollte ihnen aber auf dem Tanzhause heute gesagt werden. Da mußten Herrn Martin's Freunde abziehen und die Andern mit ihm gewähren lassen. Darnach rissen sie ihn aus seinem Turniersattel bis an die Sporen, legten ihn seinem Roß auf den Rücken, schlugen ihn auf den Bauch so lange, bis er das Roß hergab, dann hoben sie ihn wieder auf und ließen ihm die Stengler die Gurte zerschneiden und ihn als einen Mann, der Turnierstrafe werth ist, in seinem Sattel auf die Schranken setzen. Nach dem Ende des Turniers ward Wilibald von Schauenburg auf dem Tanzhause darum zur Rede gesetzt und gab diese Antwort: Es sei kund, daß Herr Martin Zollner vor der Ritterschaft der vier Lande öffentlich verklagt und zur Rede

gesetzt sei wegen Gewalt und Unrecht, das er der von Steinau, der Schwiegermutter des Adam von Schauenburg gethan; darum hätte er ihn zu schlagen Fug und Recht gehabt, und wenn er der frommen, ehrbaren Frau nach dem Turnier ihr Gut nicht wiedergäbe, so werde er ihm zu anderen Turnieren nachziehen, und wo er ihn beträte, werde er ihn wieder schlagen.

Da ließ sich Herr Martin wie ein Prahler mit schmachvollen Worten vernehmen, er wollte ihn auch wieder schlagen. So schieden sie von einander. Als die Franken nach dem Turnierhof heim ziehen wollten, sammelten sie sich mit dem Beschluß so lange zusammen zu bleiben, bis ihre Wege sich schieden, und wiewol sie Versicherung und Geleit hatten, nahmen sie sich doch in Acht und bestellten ihr Feld. Unterdeß nahm Herr Martin seinen Spieß, rückte an Wilibald und rief: wenn hier ein stolzer Junker wäre, der ihn im Turnier geschlagen, der sollte doch zu ihm rücken und ihn im Felde auch schlagen. Da fragte ihn Wilibald, ob er ihn dadurch herausfordere. Herr Martin sprach, er höre, was er sage. Da zog der edle beherzte junge Mann ohne Furcht vor dem Eisenfresser auch heran, aber ihre Freundschaft rückte dazwischen und erinnerte sie beide an des Turniers Gerechtigkeit und gab ihnen zu erkennen, ein jeglicher, der Turniergeschichten mit der That und auf andere Weise als in dem Turnier räche oder dagegen handle, der und seine Nachkommen würden auf ewige Zeit des Turniers beraubt und nimmermehr zum Turnieren zugelassen. Und das ist wahr und vor Augen; denn es ist einmal ein Turnierhof zu Kassel gewesen, worin etliche Fürsten, Grafen und Herren hart geschlagen wurden, auch die Buchner von den höchsten Geschlechtern wurden wegen Raub auf der Landstraße gestraft. Das hatten sie mit der That gerochen und jenen, die mit ihnen im Turnier gehandelt, die Scheuern verbrannt. Und daß solches wahr, habe ich auf dem letztgehaltenen Turnierhof zu Würz-

burg gehört und gesehen. Denn obgleich einige von selbigen Geschlechtern aus der Gesellschaft der Buchner austraten und in's Land Franken zogen, so hat man ihnen doch, als sie zu turnieren begehrten, zwar zugegeben, daß ihre Eltern daselbst turniert hätten, aber weil sie in früherer Zeit Buchner und von jenen Geschlechtern gewesen, wurde ihnen die Theilung beim Turnier versagt.*)

Darum, wenn jemand denkt, daß ihm Unrecht geschehn, mag er sich darum im nächsten Turniere vor den vier Landen beklagen, und wenn das Unrecht augenscheinlich, wird ihm seine Strafe abgethan und dem Andern aufgesetzt. So wurden sie von einander geschieden, aber Herr Martin trieb darnach mit seinem Spieß viel seltsame Paraden, sprengte neben dem Zug, worin Wilibald war, oft auf und nieder, schrie und juchzte. Da meinte der von Schauenburg, es wäre ihm eine Schmach, wenn er das so leide, er rückte also auch heraus mit seinem Spieß und sie fuhren oft gegen einander mit den Spießen an die Hälse. Das wollten die Edelsten und Verwandten nimmer leiden, und sie mußten wieder davon ablassen.

Darauf ward ein Turnierhof zu Heidelberg gehalten, da unterstand sich Herr Martin den Wilibald wegen der Turnierstrafe zu verklagen, die er auf ihn gelegt, und drehte die Klage zu seinem Vortheil auf's ärgste. Aber der von Schauenburg war geharnischt und mit der Antwort zur Stelle und trug vor, wie und wo der Zollner der Frau Unrecht gethan. Und da die Sache auch bekannt war und am Tage lag, so ward erkannt und dem Zollner die Turnierstrafe auch ferner aufgelegt, weil er einer Frau von Adel das Ihrige gegen Recht und Billigkeit vorenthielt. Da er solches vermerkte, stieg er auf sein Pferd, ritt aus dem Thor und sagte, er wollte sich

*) Die Buchenauer und die Westphalen waren damals vor Andern wegen ihrer Straßengeschäfte übel beläumdet.

nicht mehr zur Pauke machen lassen, er werde seine Sache auf andere Weise mit Wilibald austragen und diesen, wo er ihn erreiche, erwürgen. Es wurde aber von beiden Theilen verhütet, daß sie nicht zusammenstießen, bis der vorgedachte Adam von Schauenburg zu seinen männlichen Jahren kam und Wilibald außer Landes war. Adam hing sich an Herrn Martin Zollner und bedrängte ihn so hart, daß er sich seines Weibes wegen in einen Vertrag nach Adam's Gefallen fügen mußte; in diesen Vertrag wurden auch alle die eingeschlossen, welche in dieser Sache angefeindet oder thätig gewesen waren.

Damit ich aber den begonnenen Bericht von dem Turnierhof (zu Heidelberg) zu Ende bringe: es waren dort so viel Fürsten und Herren, auch Ritterschaft, daß der Platz zu enge wurde, und wurde das eine Turnier in zweie geschieden, daß der eine Theil Vormittags und der andere Theil Nachmittags turnieren mußte, und es hatte dabei Herr Georg von Rosenberg mit Herrn Konrad von Vorlingen zu thun, weshalb die von der Gesellschaft des Einhorns, in der Wilibald auch war, den von Vorlingen schlugen und auf die Schranken setzten. Was aber sonst in diesem Turnier gerichtet und verhandelt wurde, lasse ich unterwegs, weil es zu hören verbrießlich und nicht besonders nützlich zu vernehmen ist.

Aber ausführlich will ich berichten von einem Turniere, das zu Stockgarten gehalten worden ist, so ernstlich wie zu unsern Zeiten kein anderes. Denn es kamen gar viele von Fürsten, Herren und vom Adel dahin, und sonderlich Markgraf Friedrich von Brandenburg brachte mit sich 125 Helme, alle von trefflichen Grafen, Herren und Ritterschaft. Er verklagte Herrn Georg von Rosenberg vor den vier Landen, worauf Herr Georg seine Antwort that. Nach Klage und Antwort wurde erkannt, daß der Graf Herrn Georg etliche Schläge im Turnier geben und thun sollte. Solches aber genügte dem Markgrafen nicht, sondern er vermeinte, da ihm das Strafrecht zuerkannt sei, so wolle er nach seinem Gefallen

mit Herrn Georg handeln und ihn beim Turnier auf die Schranken setzen. Da ward weiter von den vier Landen geredet, wenn der Markgraf die Strafe nicht bei ihrem Erkenntniß belassen wollte, so dürfe sich Herr Georg derselben mit seiner Freundschaft erwehren, wenn er es vermöchte. Darauf bewarb sich Herr Georg von Rosenberg bei der Gesellschaft des Einhorn, in welcher er auch war, mahnte sie an ihre Verschreibung und bat, man möge ihn darum und über das Erkenntniß der vier Länder hinaus nicht vergewaltigen lassen. Das sagten sie ihm nach Vermögen zu.

Nun hatten die von der jetzt gedachten Gesellschaft 35 Helme, sie warfen unter sich zwei zu Hauptleuten auf, nämlich den großen Georg von Schauenburg zu der Lauterburg, der auch ein Vaterbruder Wilibald's war, und Diez von Tüngen. Da man nun zu allen Seiten in die Schranken kam und gegen einander an den Seilen hielt, brach der Markgraf mit den Seinen, sobald die Seile gehauen waren, durch, aber die vom Einhorn rückten in eine Ecke an die Schranken, so daß weder auf einer Seite noch im Rücken jemand in sie brechen oder kommen konnte. Der Markgraf versuchte es mit den Seinen gar hart, konnte aber ihre Spitze, die durch ihre Hauptleute richtig und gut gemacht war, nicht brechen, und war ein solches Gedränge, daß die Rosse wie die Schweine gurrten und ein solcher Dampf von Leuten und Rossen aufging, daß die Frauen und Jungfrauen an den Fenstern das Turnier kaum sehen konnten.

Nun war Wilibald zu Herrn Georg von Rosenberg auf die rechte Seite und Diez Marschalk auf die linke Seite beordert, sie wurden mit ihren Hengsten überrücks ausgedrängt, so daß ihre Rosse auf ihnen lagen. Dazu fiel der gemeldete Herr Georg auch mit seinem Rosse auf sie. Durch glücklichen Zufall kam das Roß des Herrn Georg wieder unter ihm auf, aber die beiden, Schauenburg und Marschalk, lagen unter den Rossen, daß ihnen von den Andern die Gitter an

den Turnierhelmen und sie selbst allenthalben so hart getreten wurden, daß sie beinahe an ihrem Leben verzweifeln wollten. Da der Markgraf nichts ausrichtete, rückte er an eine Ecke, seine Ordnung anders zu machen. Indem gaben die Einhörner ihren liegenden Gesellen Raum, daß sie durch die Stengler wieder aufgebracht wurden. Und als ihre Hauptleute sahen, daß der Markgraf wieder mit drei Haufen daherzog, in der Meinung, daß der eine von vorn, der andere von der offenen Seite und der dritte von hinten durchzubrechen versuchen sollte, machten diese ihre Ordnung auch anders, das zu verhindern. Die Hauptleute überdachten wohl, der Markgraf wäre derzeit ein junger Fürst, er würde sich zuvörderst vor den Frauen und Jungfrauen sehen lassen; wenn er also gedrungen käme, wollte man ihn einlassen und hinter ihm schließen. Der Anschlag gerieth, denn er drang als ein ehrbegieriger Fürst vor dem Haufen daher, der auf die Seite treffen sollte, ihm ward gewichen und er eingelassen, aber zur Stunde die Ordnung wieder hinter ihm zugemacht. Seine Grafen, Herren und Ritterschaft drangen ihm hart nach, sie wurden laut von den Gegnern angeschrieen gemach zu reiten, was sie ihrem Herrn denn anthun, ob sie ihn niederdrängen wollten. Das ward verachtet und das Eindringen stärker und härter versucht, so lange bis der Markgraf niedergedrängt war; da lag er, und es ging ihm wie es vordem den Andern gegangen war. Da die Seinen merkten, daß ihr Herr gefallen und ihre Arbeit umsonst war, rückten sie wieder auf eine Ecke.

Unterdeß gaben die vom Einhorn Raum und ließen die Stengler zu dem Markgrafen ihn aufzuheben. Das vermochten sie aber nicht. Sie mußten das Roß absatteln und zogen dasselbe also aus dem Haufen heraus. Da stieg der Markgraf auf die Schranken und vermeinte so hinter einem von den Stenglern aus den Einhörnern herauszukommen. Da schrie ihn Utz von Kinsberg an, was er thäte; der ge-

meine Mann würde dafür halten, er wäre geschlagen und auf die Schranken gesetzt; wenn es ihm gefiele, sollte er hinter ihm aufsitzen, er wollte ihn zu seinen Gesellen bringen. Der Markgraf bedachte sich, daß ihm ein Spott wäre hinter einem seiner Gegner zu sitzen, und bat, man möchte ihm seinen Vetter den von Zollern in die Schaar zulassen, hinter dem wolle er hinwegreiten. Das geschah, und die vom Einhorn meinten, es würde ferner keine Noth haben und sie nicht weiter angefochten werden. Da aber der Markgraf hinwegkam, setzte er sich wieder auf sein Turnierroß und die Seinen machten den Anschlag, sie wollten, als ob das Turnier ein Ende hätte, zu den Schwertern greifen, dann würden auch die vom Einhorn ihre Ordnung trennen, und dann wollten sie Herrn Georg nach ihrem Gefallen erst recht schlagen.

Die Einhörner wurden aber durch ihre guten Freunde gewarnt, und wiewol ihre Knechte gerannt kamen und die Schwerter brachten, blieben sie doch in ihrer Ordnung halten und befahlen den Knechten nicht eher wiederzukommen, als bis sie die Trompeten hörten. Die Markgräflichen aber versuchten sich wieder auf das härteste gegen sie. Da nun der Markgraf hörte, daß ihrer Ordnung nichts abzubrechen wäre, schickte er den Grafen Eberhard von Würtemberg und Herrn Wilhelm von Rechberg zu Herrn Georg von Rosenberg und ließ ihm sagen, Markgraf Albrecht, sein Herr und Vater, hätte ihn ausgeschickt, daß er ihn schlagen sollte. Er ließe ihn bitten, daß er ihm drei und mehr Schläge verstattete, er wollte ihm bei fürstlicher Ehre und Glauben zusagen, daß ihm nichts Weiteres angethan werden sollte; denn ohne das dürfte er nicht in seines Vaters Haus zurückkommen. Herr Georg von Rosenberg antwortete, der Markgraf hätte ihn in seiner Klage ehrenwidriger That geziehen, wenn er sich jetzt schlagen ließe, würde man annehmen, daß er sich einer Schuld bewußt sei. Das könne ihm niemand rathen, auch sei er selbst der Meinung das keineswegs zu leiden; wenn der Mark-

graf aber so große Lust habe ihn zu schlagen oder ihm so mächtig daran gelegen sei, so möchte er doch an einen bestimmten Platz reiten, dort wolle er zu ihm kommen, da solle er ihn nach allem seinem Vermögen schlagen; dasselbe wolle er, Georg, auch wieder thun und das Spiel so lange mit dem Markgrafen treiben, als diesem gelüste. Das wollte der Markgraf nicht annehmen. Indem wurde aufgeblasen zum Nachturnier und zu den Schwertern gegriffen, und blieb Herr Georg von Rosenberg von Markgraf Friedrich ungeschlagen. Am andern Tag hatten die Frauen vom schwäbischen Adel, die bei dem Turnierhof waren, ein herrlich, köstlich Banket zugerichtet, wozu sie die ganze Gesellschaft des Einhorns luden, diese mit Werken und Geberden hoch ehrten. Und wie gewöhnlich die schwäbischen Frauen mit schönen, subtilen Worten redereich sind, so rühmten sie die Einhörner hoch und sagten, daß sie sich stolzlich, ritterlich, männlich und prächtig gehalten hätten, sie wollten das auch nachher zu langem Gedächtniß ihren Kindern zu verstehn geben, und begehrten darauf eines jeglichen Namen und Geschlecht zu wissen. Aber der alte Markgraf wollte darnach seinen Sohn darum, weil er seinen Befehl und Geschäft nicht ausgeführt hatte, weder sehen noch hören, es wurde auch den von der Gesellschaft des Einhorns nicht wohl aufgenommen, sondern sie wurden sauer angesehen. Doch verlor sich die feindliche Stimmung nach und nach, was jeder hatte, das behielt er.

Während nun Wilibald von Schauenburg keinem Herrn diente und für sich selbst oder seine eigene Freundschaft nichts zu thun hatte, war derzeit die kleine Reiterei im Lande gemein, wie denn solcher Zank im Lande Franken selten ruht, so daß einige Freiherren und vom Adel mit einander zu schaffen hatten, einander Burgen abgewannen, Dörfer ausraubten und brannten, Vieh nahmen und solche Hantierung trieben. In diesen Geschäften diente er gern seinen guten Gesellen, die ihm schrieben, bewarb sich darum und führte

Pferde, womit er sich etwas verdiente und einen großen Ruf und Geltung bei Fürsten und Ritterschaft machte.

Nun ist wohl wahr, was Ovidius schreibt, und bewährt sich auch oft, daß jede Frau von Ehre besondere Liebe und Lust, auch Wohlgefallen zu männlichen, unerschrockenen, kecken, ernsthaften Mannen trägt, weil sie gedenkt, daß dieselben eher und tapferer für die Frauen wagen und thun als hausgebackene und weibische Männer. Dies förderte auch den von Schauenburg, daß sich ihm eine edle tugendhafte Frau in Liebe verband. Der versprach er in der Abrede über ihre Liebschaft sich nach ihrem Gefallen und Willen zu halten, und um ihrer willen jede Sache bis in den Tod zu wagen. Dagegen ließ sie sich wieder hören: wenn er seinem Versprechen nachkäme, wollte auch sie nicht von ihm lassen, ihm von ihrem Gut nach ihrem Vermögen mittheilen, soweit es einer edlen, frommen und tugendhaften Frau zustände und mit Ehre, Zucht und Ziemlichkeit geschehen könnte, und sie wollte, wie er bat, keinem Geschwätz eines unnützen Kläffers Glauben schenken. Und sie befahl ihm auch in ihrem Dienst ritterlich und ansehnlich zu leben, dazu wollte sie es ihm an nichts fehlen lassen. Er richtete sich nach ihrem Gefallen, suchte und veranstaltete Rennhöfe, die damals häufig waren, rannte und stach in köstlicher Waffenkleidung, mit seidener Decke und was dazu gehört, meist alles in guter Seide, mit köstlichem Schmuck seines Hutes und mit guten güldenen Ketten um die Arme und anderen Kleinodien, die dazu ziemten; er hatte auch allerwegen vier oder sechs laufende Knechte, die in seidenen Kleidern seiner Farbe ihm auf der Bahn dienten, war zu solchem Spiel mit guter Zehrung versehen, stets wohlberitten und nach ihrem Wunsche mit seinen Knechten und Pferden im Sommer und Winter ansehnlich und wohl gerüstet, so daß viele Leute, die seine Nahrung und Einkommen wußten, eine große Verwunderung trugen und etliche, wie der Welt Lauf ist, sehr munkelten. Und wiewol dieser Handel nie-

mandem genau kund wurde, so wurde er doch aus Vermuthung vielfach gegen ihre Verwandten verschwätzt; deshalb kam ihm oft Warnung zu, er möchte sich aus der Gegend entfernen, er würde sonst um den Hals kommen und ihm ein ungewöhnlicher, greulicher Tod zu Theil werden. Nun aber ging ihm sein Versprechen und die Liebe zur Frau mehr zu Herzen als die Furcht des Todes. Er hatte stets bei oder mehr als zwanzig Meilen zu der Frau zu reisen, weshalb man nicht auflauern und sein Kommen oder Scheiden merken mochte. Denn er kam nicht in einerlei Gestalt, ritt zu Zeiten wie ein Kaufmann, dann wie ein deutscher Herr, lief zuweilen als Barfüßermönch oder einem Aussätzigen gleich, wie denn die Liebe zu geliebten Menschen allezeit neuen Fund und Anschlag eingiebt. Und wenn sich dann fügte, daß er an den Ort kam, wo er zu der Frau sollte, mußte er über ein Wasser kommen und darnach noch Felsen und Mauer an siebzehn Klaftern hoch hinaufsteigen. Dazu ließ ihm die Frau über die Mauer aus einem Fenster eine starke Schnur hinab, daran unten ein großer Kolben Wachs hing, damit er sie in der Finsterniß desto eher finden möchte. An die Schnur band er sein Steigezeug, das dazu eingerichtet war; dies also zog die liebhabende Frau hinauf, heftete und schlug den Haken des Steigezeuges ein, daß ihr Freund hinaufsteigen konnte. Und wie die Liebe stets mit bitterer Sorge, Angst und Mühe gemengt ist und die Freude, die aus ihr kommt, mit Trauer, so begab es sich einst, daß sie einmal lange nicht bei einander gewesen waren, und als er zu ihr kam, wie früher oft geschehen, hatten sie beide so große Freude, daß sie das Steigezeug, das an dem Fenster hing, vergaß. Aber da dies nicht beschwert war, wehte es der Wind hin und her, der Haken ging heraus und das Zeug fiel über den Fels in's Wasser, worüber sie beide übermäßig sehr erschraken. Wie aber die Zeit kam, daß er nicht länger bleiben konnte, da hatte die Frau zwei Stück Leinwand und zwei Paar Handschuh zuwege

gebracht; die Leinwand machte er aneinander, band das eine Ende an eine Bettstange, legte die quer unter das Fenster und ließ das andere über das Fenster hinuntergehn. Die Frau und er gesegneten einander mit den hübschesten Worten, die sie zuwege bringen mochten. Jeder werthe Mann, der von Frauenliebe zu seiner Zeit ergriffen war und ehrliche Buhlschaft getrieben hat, kann wol abnehmen, welcher Art und wie bitter der Abschied gewesen ist. Darnach zog er die Handschuh an, gab sich für das Wagniß in die Gnade Gottes, um über die Mauer und den Felsen hinabzukommen. Die Frau legte sich in ihrer Treue auf die Bettstange diese zu halten, daß sie nicht überschlug und ihren Allerliebsten zum Falle brachte, sie vergaß, daß ihr die Hände unter den Stecken kamen, worauf die Leinwand gemacht war, das drückte sie so hart, daß sie in den Schrei ausbrach: „Hilf, Maria, Gottes Mutter, du brichst mir die Hände!“ Da erschrak der gute Geselle über die Maßen sehr, und das Glück fügte, daß er mit den Füßen einen Nagel fand, der in einem Riegel oder Band am Hause stak, weil er noch nicht herab bis zu der Mauer war. Darauf stand er und erhielt sich, bis die Frau ledig war und ihm das alsbald leise zu erkennen gab. Mit der Hand ließ er sich zu Thal, aber die Leinwand schnitt ihm durch die Handschuhe so sehr in die Hände, daß er solches keineswegs länger ertragen konnte, er fing also die Leinwand in beide Arme und drückte sie an sich so gut er konnte. Er fiel gar in große Schrecken und Sorgen, denn er wußte nicht, wie tief noch hinab war zu Thale, aber er traf aus Glück und Ungefähr auf einen Misthaufen, den die Stallknechte aus den Ställen geworfen. So machte er sich rasch auf und kam auf eine Meile Wegs weit hinweg in ein Holz, er ging vom Wege ab und that wie der Wolf, der in einem Dorfe geraubt, sah sich oft um, ob ihm niemand folgte, ward aber niemanden gewahr.

Nun hatte ihm die Frau etwas in einem Bausch ver-

näht auf den Rücken gehängt; da er nicht wußte, was darin sein mochte, kam ihm der Fürwitz das zu besehen. Er trennte es auf und fand hübsche Arbeiten von guten Hemden darin, goldene Hauben, Perlenschnüre und eine gute goldene Kette mit einem goldenen Kreuz, worein fünf köstliche Diamanten gefügt waren. Darüber freute er sich viel mehr, weil er Gunst und Liebe der Frau deutlich daraus merkte, als um des Kleinods oder Gutes willen, und kam darauf mit Freuden heim.

Kurz darnach begab es sich, daß eine große Hochzeit gehalten wurde, wohin viel Fürsten, Fürstinnen, Grafen, Herren, Ritterschaft, viele höfische Frauen und Jungfrauen kamen. Auch Wilibald's Frau und höchste Freundin war daselbst. Dieweil nun nichts auf Erden einem jungen Mann mehr Freude und Muth machen kann als ein reines, zartes, tugendhaftes Weibsbild, gedachte er ein seltsames und abenteuerliches Ritterspiel zu beginnen, und besprach sich mit Herrn Eberhard von Brandenstein, der in seiner Jugend auch ein Liebhaber der fraulichen Geselligkeit und ein unerschrockener Mann war, über ein Rennen in der Art, daß jeder in seiner Tartsche einen Spiegel haben sollte und auf dem Haupte keinen Rennhut, sondern aufgewaschenes und geschmücktes Haar und ein hübsches Kränzlein, und wer von ihnen am nächsten zu dem Spiegel in der Tartsche träfe, sollte ein Kleinod gewinnen, das zehn Gulden werth war. Sie kamen also in ihrem Schmucke auf die Bahn und war mein Wilibald gut und reitermäßig herausgeputzt. Sie rüsteten sich zum Treffen, da ließen Herzog Ernst und Herzog Albrecht, beide Fürsten von Sachsen und Gebrüder, ihnen durch Herrn Haubold von Schleinitz, den obersten Marschall, und durch Herrn Heinrich von Einsiedel sagen, wollten sie rennen, so müßten sie sich mit ihren Hüten und was sonst zum Rennen gehört, wie andere Ritterschaft verwahren. Sie gaben die Antwort, wenn der Fürsten Wille nicht anders wäre, so wollten

sie noch ein- oder zweimal umreiten und darnach abziehen. Sie hatten sich aber wohl vorher bedacht, daß man ihnen solches Rennen nicht gern zugeben würde, und deshalb besprochen; sie sprengten also plötzlich während dem Umritt gegeneinander, und Herr Eberhard von Brandenstein traf eine Ecke des Brettleins, worein das Spiegelglas gesetzt war, aber Wilibald das Spiegelglas auf Herrn Eberhard's Tartsche. Darüber entstand ein Streit zwischen ihnen, Wilibald meinte, Herr Eberhard wäre des Kleinodes verlustig, und Herr Eberhard sagte, die Bedingung wäre gewesen, wer dem Spiegel zunächst träfe, er hätte das Brett getroffen, das zu dem Glase gehörte, und es gäbe keinen richtigen Spiegel, der nicht gefaßt wäre, darum hätten sie beide den Spiegel gerührt, es wäre aber nicht ausbedungen gewesen, wer am besten seine Mitte oder einen andern Fleck treffen würde. Auf ihr beider Begehren wurde ein Ritterrecht niedergesetzt zu entscheiden, aber mit Wilibald so viel verhandelt, daß er die Sache in Güte fallen ließ.

Darnach begab sich's, daß Haubold von Schleinitz seine Tochter Herrn Götz von Ende zulegte. Das ward wieder eine große Hochzeit. Da vereinten sich der Bräutigam und Wilibald und rannten mit einander hinter Kissen, die sie anstatt der Tartschen vor sich hingen, sie ließen aber gutes, starkes Stahlblech in die Kissen und Bettleinwand verbergen. Sie hatten auf ihren Hüten gestreifte Leinwand und hinten auf den Pferden Bettleinwand. Beide trafen richtig die Kissen, ihre Harnischmeister rissen die Speerlöcher in den Kissen weiter, so daß der Wind die ausgestobenen Federn so weit trug, als die Bahn war, und die Leute beständte. Das gab ein Gelächter und war den Frauen und Jungfrauen lustig anzusehen.

Darum hab' ich solches hergesetzt, daß jeder junge Edelmann nimmer ruhe, bis sein Herz und Gemüth einer werthen Frau oder Jungfrau in Züchten und Ehren zugesellt werde, denn sie erlöst ihn von den unehrlichen Händeln und daß er

sich nicht verliegt, und treibt ihn in ferne Lande, dort Ehr' und Preis zu suchen, und hindert ihn bei seinen Bauern in den Wohnhäusern zu bleiben und von blauen Enten zu schwatzen."

So weit Wilibald von Schauenburg. — Sein romantisches Verhältniß zu einer Fürstin verging unter den Trommeln und Pfeifen derber Landsknechte, denen er sich gesellte. Und eben so rasch schwand die letzte Romantik des absterbenden Ritterthums aus den Seelen der Junker. Die Turniere des 15. Jahrhunderts waren nur eine rohe und schlechte Carricatur des glänzenden Rittersports unter den Hohenstaufen. Und es ist ein Irrthum, wenn man ihnen irgend einen wesentlichen Antheil an der Zähmung der wilden Junker vom Stegreif zuschreibt. Größere Wirkung hatte jede kleine Flugschrift, welche jetzt in ein Herrenhaus getragen wurde, und Männern und Frauen den Wunsch erregte, die krausen Buchstaben persönlich kennen zu lernen.

12.

Die frommen Landsknechte.

(1492.)

Vor Beginn des Jahrhunderts, in welchem über dem egoistischen Treiben der Gesellschaften sich einzelne starke Menschen erheben, um dem Leben der Deutschen neuen Inhalt und edlere Kämpfe zu geben, ziemt es noch einmal auf die politischen Verhältnisse des Reichs aufmerksam zu machen. Dies soll geschehen durch Bericht über eine Genossenschaft, welche von allen den größten Einfluß auf die Politik der deutschen Kaiser ausgeübt hat, und dem Hause Habsburg darum zum Verhängniß geworden ist, weil man dieselbe nicht rechtzeitig zu reformiren verstand.

Im Jahr 1431 war ein großes Reichsheer gegen die Hussiten aufgeboten, ein Cardinal hatte die Waffen gesegnet, die seidenen Banner der deutschen Fürsten standen dicht gereiht, Erzbischöfe und Bischöfe in prächtigem Feldschmuck, der Kurfürst von Brandenburg, dem das Oberfeldherrnamt aufgenöthigt war, der Kurfürst von Sachsen mit der päpstlichen Fahne, die Wittelsbacher, das St. Georgs-Banner der schwäbischen Ritterschaft, die großen Büchsen der fränkischen Reichsstädte, ein Lehnsheer von 14,000 gerüsteten Pferden, 80,000 Mann streitbarem Volk und einer Wagenburg von 8000 Wagen. Und dies große Reichsheer floh schmachvoll beim Herannahen der schwächeren Hussitenhaufen über die Grenzberge aus dem Böhmerland. Die ganze Wagenburg, uner-

meßliche Beute fielen in die Hände der Böhmen, 11,000 Deutsche wurden in den Wäldern getötet. An diesem elenden Tage von Tauß war das Banner der Stadt Straßburg das letzte, welches den Rückzug zu decken wagte. Es war eine Flucht ohne Schwertstreich, wol die größte Schande, welche je ein deutsches Heer erfahren; seitdem wußte jedermann, daß das Reichsheer in seiner Zusammensetzung aus zahllosen Contingenten und uneinigen Fürsten ein eben so kraftloser Mechanismus geworden war wie das deutsche Reich selbst; man suchte Rettung.

Als König Maximilian befahl, für den Krieg in Flandern und Burgund Fußvolk aus Landeskindern zu werben und nicht aus zusammengelaufenem Volk, da wurde nur der Name Landsknechte, d. h. eingeborne Kriegsleute, gebräuchlich, in der Sache wurde nichts Neues geschaffen, vielmehr uralter Brauch, der nie untergegangen war, wieder in den Vordergrund gerückt. Denn das Landsknechtheer ist in seiner Taktik, seinen Gewohnheiten, in seinem Gericht und Recht nichts anderes als das alte Volksheer der Merowingerzeit, welches durch die Vasallenreiterei seit den Jahren Karl's des Großen in die zweite Schlachtreihe zurück gedrängt war, aber zu jeder Zeit fortbestanden hatte. Allerdings dauerte es nicht in der Masse der aufgebotenen Landleute, welche dem Vasallenheer nach Hofrecht folgten, sondern als ein Fußvolk Freiwilliger, welche, wie ihre Ahnen, sich durch Schwur zu Abenteuer und Beute vereinigten, zu gemeinsamer That und Gehorsam unter dem Führer, der sie gerufen hatte oder den sie sich setzten. Sie richteten ihre Genossen selbst durch ein Schöffengericht nach herkömmlicher Kriegsordnung, sie wollten Freie sein, die ohne Erlaubniß eines Herrn reisen durften und Urtheil finden über freie Männer. Aber zuverlässig wurde auf die persönlichen Rechte, welche die Genossen in der Heimat besaßen, seit frühester Zeit wenig Rücksicht genommen.

Im Jahr 1276 kämpft eine solche Schaar, die gegen

Sold und auf Beutetheil geworben ist, für Rudolf von Habsburg. Als die Rittermäßigen nach dem Treffen eine Anzahl Gefangene enthaupten, ohne die Söldner zu fragen, und diesen durch das ausfallende Lösegeld den Beuteantheil verringern, gerathen die Söldner in Empörung und verweigern ferneren Dienst.*) Hundert Jahre später bezahlen Ulm und der schwäbische Städtebund Fähnlein derselben freien Knechte, welche sich Freiharde und ihren Bund die Freiheit nennen; sie waren damals eine sehr tüchtige Schaar, trugen dicke Joppen, Spieß und Armbrust, 70 Mann derselben trieben 60 Reisige, Ritter und Knechte, ruhmvoll ab, und es gelang den Städten in diesem Jahre sehr gut. Seitdem spielen sie bei jeder größern Fehde und jedem Kriege mit, unter verschiedenen Namen und mit sehr wechselnder Kriegstüchtigkeit. Sie ziehen als schwarze Garde gegen die Dithmarschen, bilden als „Ruter“ die wehrhafte Bemannung der Hansaschiffe, laufen als Schildknechte jeder aufbrennenden Fehde zu und kämpfen als Söldner bei allen großen Kriegsfahrten der oberdeutschen Städte. Schon damals war viel Gesindel unter ihnen, welches Krieg und Fehde zu wüstem Raub benutzte; diese Marodeure, welche man Böcke nannte**), fanden als Gefangene hartes Gericht, sie wurden im Gefängniß der Städte schwebend an Ketten geschlossen, von dem feindlichen Feldhauptmann als Mordbrenner mit Feuer gerichtet. Außer dem Fußvolk ritten auch Reisige mit eigenem Pferde der Beute nach, sie gesellten sich am liebsten den Burgherren zu und müssen für besonders schädlich gegolten haben, denn unter Kaiser Friedrich III. ward verordnet, daß sie nirgend geduldet werden sollten, wenn sie nicht Diener eines Herrn, eines Junkers, einer Stadt wären.***) Trotzdem dauern sie

*) Ann. Basil. ad a. 1276.

**) Von pocken, rauben.

***) Reform von 1442, §. 7.

noch zweihundert Jahre später als Einspännige in den deutschen und schwedischen Heeren.

Wenn eine Stadt dem König für einen Reichskrieg ihr Contingent sandte, bestand es in der Regel aus diesen geworbenen Söldnern, und reiche Städte suchten etwas darin, ihre Mannschaft durch gleiche bunte Tracht auszuzeichnen, ein Vorzug, dessen sich außerdem nur die Leibwache großer Herren — die Hartschiere mit Hellebarden — erfreute.

Am Ende des 15. Jahrhunderts war jedes größere Kriegsheer zusammengesetzt aus den Contingenten, welche Fürsten oder Vasallen und Städte aus Lehnspflicht sendeten, — auch dieser Anzug zum Theil geworbene Leute, — daneben gemietheten Söldnern zu Fuß und zu Roß. Und dieser Theil galt für den Kern des Heeres. In der Reiterei dienten geworbene Edelleute mit ihren Knechten, in der Regel zu doppeltem Monatssold, der damals auf acht Gulden für den Reiter, vier Gulden für den Landsknecht festgesetzt war. Noch waren der Reiter im Verhältniß zum Fußvolk viel, einigemal die gleiche Zahl, zuweilen die Hälfte, und dazu gewaltiger Train, ein Heer von 1000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk führte z. B. an 400 Wagen mit Geschütz und Wagenburg, jeden zu 4 Pferden. Aber das Bedürfniß nach größeren Fußheeren wird zwingend, die Entscheidung des Kampfes steht ganz bei ihnen und nicht bei den Reitern. Dem Feldhauptmann freilich waren die Reisigen im ganzen die zuverlässigere Truppe, denn es war leichter auf ihr Ehrgefühl zu wirken.

Das Heer der Landsknechte dagegen war ein seltsames politisches Institut, schwer zu behandeln. Eine große Bruderschaft, welche das Kriegshandwerk als Lebensberuf übte, trotzig, unbotmäßig, im Kampf oft von einer unübertrefflichen Tapferkeit, kriegshart und dauerhaft in Strapazen, aber immer eine Genossenschaft, die eigenwillig befand, ob sie schlagen wollte oder nicht.

Die Landsknechte schafften sich selbst Waffen und Kleidung,

waren entweder Spießknechte oder Büchsenknechte, die ersteren mit stärkerer Rüstung, zuweilen mit doppeltem Sold, aber beide in der Gesellschaft gleich berechtigt. Sie leisteten ihren Fahneneid auf Zeit oder zu einem Feldzuge, und zogen zum Heere mit einem Buben oder einem Weib, das sie sich gesellt hatten. Ihr Troß war also nicht gering, aber er war immerhin beweglicher und weniger massenhaft als der eines Reiterheeres. Im Jahr 1474 gehörten bei der Belagerung von Neuß zu einem Heer von 20,000 Fußknechten 4000 Weiber; auch diese wurden zur Schanzarbeit verwandt, durch einen Profoß befehligt, hatten ein eignes Fähnlein, worauf eine Frau gemalt war, und zogen mit Fahne, Trommel und Pfeifen zur Arbeit auf.*)

Die Landsknechte hatten ihre Grillen und Feindschaften, sie vertrugen sich schlecht mit den Reitern und hatten einen alten Kriegszorn gegen die Schweizer, der aus den österreichischen und burgundischen Kriegen überkommen war und dadurch genährt wurde, daß die Söldner aus der Schweiz am liebsten französischen und italienischen Sold nahmen, was die Landsknechte ihnen übrigens bei Gelegenheit ohne jedes politische Bedenken nachmachten. Auch die Bewaffnung war nicht ganz gleich, die Landsknechte führten entweder Handrohr oder langen Spieß, die Schweizer außer Handrohr und Spieß auch Hellebarden in größerer Zahl. Dagegen war wieder gute Freundschaft zwischen Schweizern und Friesen. Beide wußten im 15. Jahrhundert zu erzählen, daß einst Friesen auf der Heimkehr von einem Römerzug Karl's des Großen sich in Schwyz niedergelassen und die Ahnherren der Schwyzer geworden wären. Beider Stärke bestand in dem freien Bauernstand, beide duldeten keine Herren über sich, und in ihren Briefen nannten sie einander Söhne und Vettern. Die

*) Ueber das Landsknechtheer der folgenden Zeit, Werbung und Bewaffnung vergl. Bd. III der Bilder, Nr. 1 und 2.

Landsknechte aber waren zum größten Theil Oberdeutsche und viele Stadtkinder darunter. Doch trotz der Feindschaft behandelten diese Gegner einander in der Regel als ehrliche Soldaten. Dagegen hatten die Raizen, welche in den Kriegen des Königs Matthias mit den deutschen Landsknechten zusammenstießen, grobe und unchristliche Sitten, sie nahmen niemand gefangen, denn sie bekamen für jeden abgeschnittenen Kopf einen Gulden, das war ihr Sold, und sie schnitten Köpfe ab, wo sie irgend Gelegenheit fanden; diese erhielten von den Landsknechten kein Quartier.

Das Leiden des Landsknechtheeres war, daß jeder Kriegführende die Landsknechte nöthig hatte, und daß keiner sie zu bezahlen vermochte. Das Dienstverhältniß beruhte auf Vertrag, beide Theile hatten zu leisten, der Kriegsherr den Sold, der Söldner den Dienst. Wurde der Sold nicht gezahlt — und das geschah selten regelmäßig, selten ohne Abzüge und Betrug, der den Hauptleuten zu Gute kam, und zuweilen nach den ersten Wochen gar nicht oder doch nur durch kleine Abschlagzahlungen: dann war nach Ansicht des Heeres der Vertrag gebrochen, und dem Heere stand frei, sich anderweitig zu vermiethen. So kam es, daß den Landsknechten eine aufsässige und meuterische Stimmung zur üblen Gewohnheit wurde. Die Hauptleute der Fähnlein, in Geldsachen häufig durch böses Gewissen gedrückt, hatten geringe Autorität und folgten dem empörten Haufen. Der Feldhauptmann, welcher kein Geld schaffen konnte, mußte zu allerlei Mitteln die Zuflucht nehmen; er vermochte doch vielleicht Tuch zu borgen, wenn die Kleidung seiner Mannschaft abgerissen war, dann wurde capitulirt, die Knechte nahmen einmal Gewand statt Geld, und Hauptmann und Leute freuten sich, daß sie in gleichen Farben, z. B. schwarz und weiß einhergingen. Zuweilen half dem Führer gegen die erbitterten Knechte, wenn er sie feierlich anredete. Er mußte sich eine wohlgesetzte Rede ausdenken und darin durch gute Versprechungen trösten. Es

war ihm aber nützlich, wenn er vor solcher Verhandlung mit den eigenen Knechten sich von ihnen zur Verantwortung freies Geleit erbat, das ihm nicht verweigert wurde. Erfuhren während solcher Geldnoth die Knechte, daß ein Geldtransport beim Heere angekommen war, so bemächtigten sie sich vielleicht gewaltsam des Geldes, um sich den Sold zu sichern, ja sie nahmen den Geldtransport weg, wenn man ihnen auch gerade nichts schuldig war, weil sie behaupteten, daß sie sich vorsehen müßten und daß man am Ende eher die Reiter als sie bezahlen würde. Da die Leute leben mußten, so plünderten sie ihre Quartiere und die Umgegend, unternahmen eigenmächtig Beutezüge und forderten dann von ihrem Feldhauptmann, daß er den eingebrachten Raub, wie es Brauch war, vertheile. Selten gelang es, einen einflußreichen Subalternoffizier oder die Anstifter der Unzufriedenheit zu ergreifen, und in diesem Falle brach vielleicht die Meuterei aus, und der Feldherr mußte sich durch die Flucht dem Tode entziehen.

Aber die Brüderschaft, welche sich am Fahnenstock zusammengeschworen hatte, besaß sogar vor dem Feinde nicht den unbedingten Gehorsam, welcher für dauernde militärische Erfolge unentbehrlich ist. Wie sie im Soldatengericht, wo der Profoß anklagen mußte, selbst erkannte, ob ein Gesell sich als unehrlicher Soldat gehalten habe, so wollte sie auch vor jeder Kriegsoperation, welche Leib und Habe in Gefahr setzte, mitsprechen. Das war uralter Heeresbrauch. Der Feldhauptmann mußte sie zusammenrufen, anreden und für seine Absicht gewinnen. Zuweilen versagten die Gerufenen. Wenn es ihnen in den Quartieren gefiel und sie nicht den Angreifer vor Augen sahen, so wurden ihnen die Kriegspläne der Führer unbequem, vollends wenn dabei gute Beute nicht zu hoffen war. In den Quartieren waren ihre Weinwirthe und Metzger, ihre Weiber und Dirnen einflußreicher als die Befehlshaber, der Troß aber fürchtete für seinen Kramschatz oder scheute das Ungemach des Feldes.

Wenn gar ein Krieg seinem Ende nahte und nicht so reiche Plünderung gewährt hatte, daß die Landsknechte in Frieden ihre Beute verthun wollten, dann schieden sich feindlich die Interessen des Heeres und des Kriegsherrn. Die Landsknechte suchten das Ende des Krieges dadurch zu hindern, daß sie den entscheidenden Schlag verweigerten, oder heimlich mit ihren Kameraden im feindlichen Heere verhandelten und ein stilles Abkommen schlossen, das kriegerische Geschäft im gemeinsamen Interesse fortzusetzen und nicht zu dulden, daß der fromme Landsknecht wieder in unsicherer Reise laufen müsse. Wurde der Krieg doch geendet und ihre Fähnlein abgedankt, so ballten sie sich vielleicht zu einem Haufen zusammen, setzten sich einen Hauptmann und durchzogen plündernd die Landschaft, bis sie durch Gewalt zerstreut wurden oder einen neuen Kriegsherrn fanden, dem sie sich verdangen.

Kam man an den Feind und stand ein Zusammenstoß bevor, so galt es den Schlachtenzorn der Landsknechte durch Versprechung und Anrede zu erregen; darauf wurde große Sorgfalt verwandt und einflußreiche Subalterne gewonnen, welche berichteten, ob das Heer in der rechten Laune war. Vor dem Kampf verstrickten sich die Landsknechte noch einmal mit Glauben und Eid unter einander, die Schlacht zu gewinnen, die Festung zu erobern, bis auf den letzten Mann auszuhalten. Vor dem Treffen knieten die Knechte nieder, — die Schweizer senkten betend auch den Oberleib zur Erde, — sie sprachen ihre Gebete um Glück und Sieg und warfen eine Erdscholle oder Handvoll Staub hinter sich. Die Schlacht war ein Kampf zweier großer quadratischer Gewalthaufen, welche aus den einzelnen Fähnlein zusammengestellt waren; vor dem Zusammenstoß dieser Haufen galt es, den Feind durch das zerstreute Gefecht der Armbrust- und Büchsenschützen zu schwächen, aber der Dienst dieser Vortruppen oder laufenden Knechte war noch schlecht organisirt. Sie liefen nach einigen Schüssen ihrem Gewalthaufen zur Seite und in den

Rücken, die Lockerung der feindlichen Masse hing vorzugsweise von der Gewalt des Einbruchs und den langen Spießen der zusammenrennenden Haufen ab. Bei diesem Zusammenlauf waren die ersten Glieder — die Doppelsöldner — am meisten gefährdet, wol die Mehrzahl darin wurde erstochen; die Fahnen standen deshalb erst im vierten und fünften Gliede. Um die Gefahr dieses Zusammenstoßes zu verringern, wählte man im 15. Jahrhundert zuweilen verzweifelte Gesellen, welche bereit waren ihr Leben gegen besondern Lohn in die Schanze zu schlagen; auch wer Arges verwirkt hatte, konnte sich durch solchen Dienst von der Strafe lösen. Diese „Katzbalger" wurden mit Hellebarden vor der ersten Reihe der Knechte aufgestellt und ließen im Augenblick vor dem Zusammenstoß die Hellebarden in schrägem Hiebe auf die Speerspitzen der Feinde fallen, damit die Spießknechte eilig in die Lücken sprangen und an den Leib der Feinde kamen. Dann begann das Stoßen und Drängen der beiden großen Haufen, die hintern Glieder, verhältnißmäßig sicher, drückten ihre Vorkämpfer unablässig nach vorn. Und es kam darauf an, in welchem Haufen die größere Stoßkraft dauerte. Bei diesem Wogen der Massen wurde in trockener Zeit der Staub auf dem Schlachtfelde so groß, daß man die Aussicht verlor, sogar die Hauptfahne nicht erkennen konnte. Dann schlugen die Muthigen so lange in einander, als die Kräfte und Hoffnung aushielten, die Feigen beider Heere flohen, der Sieg hing außer anderem auch sehr von Sonne und Wind ab. Die Entscheidung aber war in der Regel vollständig, denn der Haufe, welcher sich zuerst zur Flucht wandte, hatte den Feind im Nacken, welcher massenhaftes Niederschlagen, Gefangennahme und Plünderung begann. Dabei verlor das siegreiche Heer völlig den Zusammenhang, und mehr als einmal wurde der glänzende Erfolg einer Schlacht vereitelt, weil der Feind im Stande war, noch eine taktisch zusammenhängende kleine Minderzahl gegen die zerstreuten Sieger zu führen. Man

suchte deshalb wol einen Haufen für solche Entscheidung zurückzubehalten, aber regelmäßige Reserven wurden erst in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges Brauch.

Die ärgste Schwäche dieser Gewalthaufen war, daß sie zwar eine starke Front hatten, aber leicht zersprengt wurden, wenn die Feinde in ihre Seiten drangen; erst als die Handrohre der Schützen schneller feuerten und diese Truppe verläßlicher ward, suchte man durch angehängte Schützenflügel die Flanken zu sichern. Die Reiterei kämpfte in dieser letzten Zeit selten gegen die Landsknechte, sie galt für wirkungslos vor den langen Spießen des Fußvolks, ihre Action war an den Seiten des Gewalthaufens gegen die feindliche Reiterei; die beiden Waffengattungen des Heeres griffen also im Kampf fast gar nicht in einander. Die Artillerie endlich wurde in Positionen aufgefahren, die sie in der Regel nicht verließ, sie half die Aufstellung schützen, aber leistete geringen Dienst bei der Entscheidung. Nach jedem Siege wurde „gebeutet", die gesammte Beute auf einen Haufen zusammengebracht und vertheilt.

Daß der Befehl über ein solches Heer keine sorgenlose Ehre war, wußte jedermann; es gelang nur wenigen Feldhauptleuten sich für wichtige Fälle den Gehorsam zu sichern, durch Redlichkeit, einen demantharten Muth, der jede Probe aushielt, durch imponirendes Wesen, dem ein Strich von volksthümlicher Laune nicht fehlte. Wer den Befehl übernahm, der mußte abgehärtet sein gegen zahllose Kränkungen, die er selbst erfuhr, und gegen die Verwüstungen und Unmenschlichkeiten, welche durch seine Banden verübt wurden. Seine Prüfungen begannen an dem Tage, wo das Heer aufbrach. Man merkte wohl, daß Heervolk sich nicht in Säcken fortbringen ließ, und daß die Gesellschaft überall wo sie durchzog „sich behalf", indem sie von der Bevölkerung nahm. Denn an geordnete Verpflegung wurde nicht gedacht; deshalb brachte der Zug eines Heerhaufens das Land des eigenen Kriegsherrn

längs der Heerstraße in Aufruhr, die erbitterten Landleute wurden da, wo man sehr schonen mußte und einmal Geld hatte, durch Entschädigungssummen gestillt, die der Kriegsherr zahlen mußte; zuweilen zog das Heer in Streitordnung durch Freundesland, um die einzelnen Haufen vor der Rache und den Ueberfällen der Bewohner zu bewahren, dann marschirte man in breiter Ordnung in großen quadratischen Haufen, Wagenburg und Troß in der Mitte.

Der oberste Hauptmann einer solchen Gesellschaft war vielleicht der große Unternehmer, welcher das Geld für Werbung und Ausrüstung vorgeschossen hatte, unter seiner Autorität war das Heer zusammengelaufen. Auch er faßte als einen Contractbruch gegen sich, wenn ihm der Sold nicht gezahlt wurde. Wie die Treue gegen Kaiser und Reich in solchem Fall erhalten wurde, lehrt das Verhalten des Herzogs Albrecht von Sachsen, der die Regierung seines eigenen Landes vernachlässigte und große Summen aus dem Erbe seiner Väter zog, um den Habsburgern Kriegsdienste zu thun, und der in Wahrheit durch mehr als ein Jahrzehnt die beste Stütze der kaiserlichen Familie war. Er hatte als oberster Feldhauptmann im niederländischen Kriege über 300,000 Gulden für Sold und Ausrüstung vorgeschossen, und König Maximilian, der für seinen Sohn Herzog Philipp Kriegsherr war, achtete wenig auf des Herzogs Noth und Drängen. Da wußte der Fürst — wohlgemerkt, während er für den Kaiser gegen Frankreich im Felde lag — sich nicht anders zu helfen, als daß er sein Heer und seine Dienste dem König von Frankreich anbot, mit der Bedingung, nicht wider König Maximilian und das deutsche Reich gebraucht zu werden, einer unnöthigen Bedingung, denn wenn er das kaiserliche Heer zu den Franzosen hinüberführte, war ohne weiteres die Sache zu Gunsten Frankreichs entschieden, Maximilian hatte kein Heer und kein Geld ein neues zu werben, und dieser Uebertritt des sächsischen Fürsten wurde eine Katastrophe für

das Reich. Die Bedingungen des Geschäftes waren durch seinen Unterbefehlshaber am französischen Hofe vereinbart, als König Maximilian erfuhr, daß der treue Herzog diesen verzweifelten Weg eingeschlagen hatte sich bezahlt zu machen. Da endlich sandte der König seinem Feldhauptmann etwas Geld und viele Versprechungen, und schloß einen neuen Vertrag ihn nach und nach zu bezahlen. Es ist durchaus nicht zu ersehen, daß diese vorübergehende Differenz das gute Verhältniß zwischen dem König und dem Herzog gestört habe.

Solche Heere einer geworbenen Genossenschaft entschieden durch fast drei Jahrhunderte das Geschick unseres Vaterlandes, und gerade vor ihnen wird sehr deutlich, daß Schwurvereine von Privatleuten nicht befähigt waren eine feste staatliche Organisation zu ersetzen. Wer jetzt gegen stehende Heere kämpft, der möge wohl daran denken, daß unsere Vorfahren, welche nicht im Stande waren, ein stehendes Heer zu unterhalten, eben darum in fast unaufhörlichem Kriegszustand und einer höchst jammervollen Unsicherheit der Person und des Eigenthums lebten, und wenn sie ein Heer warben, so viele Kosten und so großen Verlust durch Raub und Selbsthilfe der Söldner erfuhren, daß der nationale Schaden ganz unberechenbar größer war als die Assecuranzprämie, welche die Gegenwart jährlich für Friede und Ordnung an ihre Armee bezahlt, endlich daß trotz aller Kosten und aller Verwüstung doch die Erfolge der alten Heere höchst zufällig und unsicher blieben.

Und doch war dies Landsknechtheer, dessen Unbotmäßigkeit uns Späteren unerträglich und monströs erscheint, eine entschiedene Besserung im Vergleich zu der früheren Zeit der berittenen Vasallenschaaren. Denn es war seit Entstehung einer besoldeten Infanterie doch leichter, das Land gegen äußere Feinde zu vertheidigen, und der Fürst, welcher Geld aufzutreiben wußte und einen tüchtigen Feldhauptmann besaß, durfte Erfolge hoffen. Seitdem wurde den Fürsten erste Be-

dingung ihrer Macht, eine geordnete Finanzverwaltung herzustellen, sich reichere Geldquellen zu eröffnen; dies Bedürfniß drückte zunächst den Landmann herab, welchem Ritter und Geistlichkeit die neuen Steuern aufwälzten, es brachte allmählich die Städte in größere Abhängigkeit von den Herren der Landschaft und wurde die große Verlegenheit und das beste Hilfsmittel der fürstlichen Macht. Erst im dreißigjährigen Kriege kamen die Fürsten zu der Erkenntniß, daß ein stehendes Heer mit festem Sold und einer Ausrüstung, die sie selbst besorgten, sehr viel billiger sei als Fähnlein, welche für einen Sommerfeldzug geworben wurden. Das harte, geistlose, oft brutale Regiment des fürstlichen Staates war ein weiterer nationaler Fortschritt, der trotz vieler Einbuße an Kraft und Freiheiten das zerfallene Reich aus dem alten Aggregatzustand von Corporationen und Privatvereinen heraushob; und ebenso war das kriegerische Werkzeug dieser Staaten, das gedrillte Soldheer der Fürsten, trotz der Roheit und dem tyrannischen Zwang eine Erlösung des Volkes von dem wüsten Treiben der freien Landsknechte.

Wir haben über die wilde Wirthschaft innerhalb des Landsknechtheeres einen Bericht, der an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Er ist in der Biographie desselben fränkischen Edelmanns enthalten, welcher von den letzten Ritterfahrten des deutschen Adels erzählt hat. Zum Verständniß wird kurz an die politischen Verhältnisse erinnert. Nach dem Tode Karl's des Kühnen von Burgund (1477) war endlich ein Plan des alten Rudolf von Habsburg in Erfüllung gegangen, sein Geschlecht erhielt durch Vermählung des Habsburgers Maximilian mit der Erbin von Burgund Anrecht auf das Ländergebiet, welches die letzten Burgunder Philipp und Karl durch Krieg und Vertrag gewonnen hatten. Aber die Länder waren von Parteien zerrissen, der Einfluß Frankreichs bereits übermächtig, und es half wenig, als dem begehrlichen Nachbar Theile der Erbschaft abgetreten, andere ver-

sprochen wurden. Als Maria im Jahr 1482 starb und ihrem Gemahl zwei Kinder, Philipp und Margarethe, von vier und zwei Jahren hinterließ und Maximilian als Vormund die Regierung übernahm, wurden die Grafschaften Burgund und Artois als Mitgift der kleinen Prinzeß Margarethe dem Dauphin Karl verlobt, aber die Unruhen in den Niederlanden und die Intriguen Frankreichs hörten darum nicht auf; im Jahr 1488 wurde Max zu Brügge von den Bürgern gefangen und der Vormundschaft entsetzt. Er löste sich aus dem Gefängniß, indem er unter anderm eidlich gelobte der Regierung zu entsagen, und stellte dafür Geiseln, aber er hielt den Vertrag nicht und verrieth seine Geiseln, von denen Philipp von Cleve sofort zur französischen Partei übertrat. Die Gefangenschaft Maximilian's brachte in Deutschland eine kleine Aufregung hervor, sein Vater, Kaiser Friedrich, begann langsame Rüstungen, die eifrigsten Herzog Albrecht von Sachsen, der nach den Niederlanden ging und von 1488 bis zu seinem Tode 1500 gegen die französische Partei und die unbotmäßigen Städte, endlich auch gegen Friesland im Felde lag. Als kaiserlicher Feldhauptmann kämpfte er mit wechselndem Erfolg, im Ganzen den Gegnern überlegen. Im Jahr 1492 landete Heinrich VII. als Bundesgenosse Maximilian's mit großer Flotte zu Calais, um gleich darauf einseitigen Frieden mit Frankreich zu schließen. Trotzdem unterwarf die Tapferkeit der Landsknechte bis zum Jahr 1493 den größten Theil der Niederlande.

Und jetzt erzählt Wilibald von Schauenburg als Unterhauptmann des Herzogs Albrecht zum Jahr 1492 wie folgt.

„Der König von England schlug eine übergroße Schatzung auf die Seinen, wie man meinte, mehr als 1,800,000 Gulden, und traf mit seiner Landschaft das Abkommen, gegen den König von Frankreich zu ziehen, da ein ewiger, immerwährender Krieg zwischen den beiden Königreichen ist; er bestellte über 400 große und mittle Schiffe, die besten, so er in seinem Reich, in Holland und Seeland zuwege bringen konnte, die ihm alle

gegen seinen Sold nach England gebracht wurden. Dieselben füllte er mit Leuten, Proviant und Geschoß und allem, was in's Lager gehört, und schiffte so mit 22,000 Mann oder darüber gen Calais.

Von da schickte er feierliche Botschaft zu Herzog Albrecht von Sachsen und allen Regenten in ganz Niederland, ließ sie an alte Treue und Hilfe, die er ihnen vor Sluis und an andern Orten erzeigt, erinnern, begehrte und bat auf's allerfreundlichste auch ihm Hilfe und Beistand zu thun. Der hochgemuthe und ritterliche Herzog Albrecht, dessen Herz und Sinn nach Ehren rang, gab die Antwort, er werde dem König 4000 Knechte schicken, und sobald er sich gerüstet, wolle er in eigener Person mit allen seinen Grafen, Landherren, Edlen und Reisigen bei ihm sein. Der Herzog schickte seinen werthen Hauptmann, den von Schauenburg, mit der gemeldeten Anzahl Knechte dem König zu Hilfe, in der Absicht später nachzuziehen.

Nun lag die englische Rüstung noch zu Calais, und als der Hauptmann sich auf zwei Tagereisen genähert hatte, kam ihm eine Botschaft von einem Capitän, welcher der Grison hieß und noch drei oder vier andere Hauptleute seines Volkes bei sich hatte. Der ließ dem von Schauenburg sagen, wenn er nebst seinen Knechten mit ihm ziehe, so wollte er versuchen ihm in die große Stadt Antricht, die sie zu welsch Arras nennen, Eingang zu verschaffen; wenn das gelänge, dann wäre noch die kleine Stadt, und wiewol jede der beiden Städte ein festes Schloß hätte, wollten sie sich doch mit Gottes Hilfe unterstehn auch die Klausen (Citadellen) zu erobern. Der Hauptmann sorgte, und mochte dem Grison und seinen Gesellen nicht vollen Glauben schenken. Aber es war ein redlicher Edelmann aus Hochburgund zur Stelle, der Herrn Wilibald bekannt war, mit Namen Loi de Wadre, der kannte die Leute und sagte dem Hauptmann für ihre Treue gut. Er bat ihn fröhlich auf diesen Anschlag zu ziehen, und

versprach mit seinen Gesellen von der welschen Garde, an 500 Pferde, deren Hauptmann er war, bei ihm Leib und Leben, Ehre und Gut getreulich hinzugeben und zu wagen. Herr Wilibald, der den Mann fromm wußte, war froh, ließ sich überreden, las aus seinen Knechten die 1500 besten; die andern 2500 ließ er seinem Stellvertreter, daß dieser dem König von England zuziehe und bei einem Städtlein, Grevenberg genannt, eine Tagereise unter Calais, warte, ob ihm sein Anschlag gerathen würde.

Der Hauptmann kam mit seinen Knechten im Hennegau zu einem Städtlein, heißt Cunta, — es war zu der Zeit an Hans von Oettingen als Mitgift seiner Gemahlin gekommen, — von da hatte er noch 18 (belg.) Meilen gen Arras, er bestellte auf allen Straßen und Pässen, daß alle Frauen und Männer, die nach der Richtung gingen, aufgehalten würden, damit keine Warnung in's Land käme. Er zog aber mit seinen 1500 Knechten ohn' Unterlaß in einem Zuge bis auf eine Meile Wegs an die Stadt. Indeß war Loi de Wadre mit seinem reisigen Zug, an 500 Pferde, zu ihm gestoßen, er ließ Reisige und Fußvolk zusammenziehen, gab ihnen seinen Anschlag zu verstehn und sagte ihnen, sie sollten ihm geloben und schwören, im Fall sie mit Gottes Hilfe die Stadt eroberten, keinem Menschen etwas zu nehmen und die Stadt ungeplündert zu lassen; er aber wollte ihnen wieder geloben und schwören, daß er jeglichem Reisigen und Fußknecht einem wie dem andern statt der Beute drei Monat Sold geben wollte. Darüber wurden sie einig, schwuren also das einander zu halten und zogen auf solchen Vertrag fort. Der Hauptmann ließ den reisigen Zug eine halbe Meile vor der Stadt halten, er hatte Sorge, wenn er näher zöge, möchten die Pferde so schreien, daß die Wächter solches auf der Mauer hörten und vor dem Anschlag gewarnt würden. Er legte sich mit seinen Knechten ganz nahe in einen tiefen Graben und wartete, bis der Grison käme oder das Wahrzeichen gäbe, das

sie vereinbart. Wenn eine Katze auf der Mauer miaute, sollten sie unten im Graben auch einen Schrei machen; dann wäre alles in Ordnung. Und als sie so lagen und auf die Zeichen warteten, waren von ungefähr etliche Franzosen auf Beute geritten, wollten wieder in die Stadt und stießen auf die Knechte mit einem feindlichen Geschrei: Teutsch, stich tot.

Der Hauptmann erschrickt mit Fug, da er eine Verrätherei besorgt, und mahnt die Knechte in die Ordnung, der Trommelschläger fährt in die Höhe und schlägt Lärm, da springt gar ein redlicher Knecht zu ihm und sticht mit einem Brotmesser einen langen Schlitz in die Trommel, in Sorge, die auf der Mauer würden sie gewahr werden. Indem rannten die Franzosen hinweg, daß niemand in der Nacht wissen konnte, wo sie blieben. Und während solchem Allarm brachte Loi de Wadre dem Hauptmann Botschaft, daß die Stadt geöffnet sei, er solle mit den Knechten heranziehen. Das nahm den Hauptmann groß Wunder, er bedachte, die auf der Mauer hätten unzweifelhaft ihren Allarm gehört, und wenn sie darüber die Thore geöffnet hätten, müßte das sicherlich eine Verrätherei sein. Der edle fromme Ritter war betrübt und froh, da ihm ein zweifelhaftes Glück einmal die Verrätherei, dann die offene Stadt anzeigte. Aber er hatte Vertrauen in Loi de Wadre's Rechtschaffenheit und die Streitbarkeit der Knechte. Er gedachte zuvor einen großen Abraum zu machen und setzte seine Sache meist auf Gott, den der starke mannhafte Mann in allen Nöthen durch Anrufen bekennen und um jeden Sieg bitten soll, denn er dachte, er wäre einmal da und könnte nicht zurück. Er schrie die Knechte also an kecklich vorzurücken, befahl etlichen Hauptleuten in Schlachtordnung auf den großen Platz zu treten, was ihnen begegne und nicht „burgundisch" schreie, alles tot zu stechen und großen Fleiß zu haben, daß man die in der Stadt nicht versammle oder zu Hauf komme.

Der Hauptmann aber lief mit etlichen Knechten zur kleinen Stadt, da waren die Thore noch zu. Sie machten ein Gerüst

mit langen Spießen von der Brücke über den Graben auf die Mauer. Sie hatten einen Knecht, der nicht ganz bei Sinnen war, den überredete der Hauptmann, daß er auf dem gemachten Gerüst hinüberrutschte, und als dieser auf die Mauer kam, ward er gefragt, ob er die Feinde um sich sähe oder vernähme. Der sagte, er sähe und vernähme niemand. Der Hauptmann hatte auch einen seiner Trabanten mit Namen Kunz bei sich, dem versprach er eine Summe Geldes, der machte sich auf dem gedachten Gerüst zu dem ersten Knecht hinüber, und ward ihnen befohlen in eine Schmiede zu laufen, die nicht weit von dem Pförtlein lag, einen großen Hammer zu holen und zu versuchen, ob sie das Pförtlein öffnen könnten. Das geschah, sie schlugen die Schlösser ab. Da das Pförtlein enge war, mußte der Hauptmann mit den Knechten einer nach dem andern hineinschlüpfen. Als er mit zwanzigen hinein war, wurden Kürasser und Kriegsvolk der Franzosen, die darin lagen, auch aufgestört und drangen in einer Gasse daher. Der Hauptmann nahm die Knechte mit den langen Spießen zu sich, lief den von der Stadt entgegen, schrie sie fröhlich und kecklich an: Her, her, ihr.

Die erschraken, dachten, daß allbereits der ganze Haufe da wäre und flohen in eine große Kirche. Der Hauptmann folgte nach und wurden ihrer über zweihundert darin gefangen. Indeß wurden die großen Thore auch geöffnet und aufgebrochen, und drangen die Reisigen, denen Botschaft gesandt war, heran. Jeder Bürger, der in sein Haus konnte, hatte dies versperrt so gut er mochte, denn was außerhalb der Häuser betreten wurde, ward erschlagen. Ein Knecht des Hauptmanns brachte ihm sein Pferd. Er saß auf, sprengte von einer Schaar zur andern und befahl, was jedermann thun und lassen sollte. Er ließ ausrufen, alle, so burgundisch sein wollten, sollten sich mit Andreaskreuzen bezeichnen und in die große Kirche gehn. Zur Stunde liefen die Bürger aus allen Ecken und Gassen ohne Wehr zu der Kirche, indem

sie schrieen „zu Burgund". Einer hatte sich mit Kreide, der andere mit weißem Tuch, wie sie das in solcher Eile haben konnten, gezeichnet, und waren über 2000 in der Kirche. Die Kirche ließ Herr Wilibald mit den besten Knechten besetzen, so daß niemand herauskonnte, und ließ die Frauen alle nach Hause gehn. Und als die beiden Städte, wie erzählt, eingenommen waren, zog der männliche Held gegen das kleinere Schloß, welches die Feinde noch inne hatten. Die Schlösser aber beider Stadtseiten hatten Pforten auf das Feld, so daß sie sich ohne alles Hinderniß nach Möglichkeit stärken und Leute, so viel sie wollten, einlassen konnten. Ferner lag der Hofmeister des Königs von Frankreich, der von Cordis, über 10,000 Mann zu Roß und Fuß stark, mit tüchtigem Volk in den nächsten Flecken, vier, sechs und acht Meilen Wegs. Daraus entstand dem Hauptmann nicht geringe Besorgniß; er war mit den Seinen von dem weiten Zug und jetzt von der großen Arbeit sehr müde, hätte auch nicht vermocht wieder aus dem Lande zu kommen, wenn der von Cordis solches erfuhr und eilends zuzog.

Darum ließ der Hauptmann von Stund an vor allem gegen das Schloß schanzen und gab den Knechten auch viel Holz, Leitern und anderes, was zum Sturm gehört, zu tragen. Es wurden zwei Büchsen im Rathhause gefunden, die brachte man vor das Schloß und machte ihnen ein Lager. Beim ersten Schuß zersprang die eine, und die andere war nichts nütze. Aber die Knechte stellten sich zum Sturm; darüber empfingen die Feinde auch keinen kleinen Schrecken und riefen Loi de Wadre, um ein Gespräch bittend. Dieser gab die Antwort, daß er hinter dem Rücken des Hauptmanns dazu kein Recht hätte, weil dieser es verboten, und ließ die Forderung an diesen gelangen. Der von Schauenburg forderte seine Knechte zu einem Gespräch. Loi verhandelte mit den im Schloß, kam und sagte, auf welchen Punkten die Unterhandlung stehe. Die Knechte aber waren unterrichtet und angelernt, und

schrieen laut, sie wollten solche Bedingungen nicht annehmen sondern stürmen. Wadre unterzog sich neuer Unterhandlung und bestand zuletzt darauf, die Feinde sollten dem von Schauenburg das Schloß überantworten und die Reisigen darunter sollten 1200 Gulden für Passeporten zahlen, so wolle man sie mit Pferd und Harnisch ziehen lassen. Denn die Knechte sagten, die Reisigen wären reich, sie hätten für diesmal genug gewonnen, bedürften weder Pferd noch Harnisch, sie möchten hinziehen und wieder an einen frischen Krieg gedenken, wenn dies verschlemmt sei, sie, die Knechte aber wollten auch davon gewinnen. Die Passeporten wurden bald ausgefertigt, mit 1200 Gulden dem Hauptmann überantwortet. Die Franzosen meinten, sie wären wohlfeil davon gekommen, sie waren froh und der andere Theil noch froher, daß man ihrer so ledig war und die Sache besser beendigen konnte; denn jetzt war nur noch halbe Sorge und fortan nicht mehr als ein Stadttheil zu bewahren. Herr Wilibald besetzte den Stadttheil und dies eine Schloß nach Bedarf, ließ die Trommler schlagen und die Knechte wieder in die Ordnung fordern, und zog so mit seinen Sturmleitern an das andere Schloß, und man stürmte ritterlich mit aller männlicher Kraft, der vorigen Müdigkeit vergessend.

Da die Franzosen den ernstlichen und harten Willen des Hauptmanns und der Seinen ersahen, wurden sie weich und verzagt, und wiewol sie den obersten Hauptmann des Königs von Frankreich, Cerclement, bei sich hatten, wichen sie doch zur hintern Pforte aus dem Schloß. Dadurch wurde ohne merklichen Widerstand auch das andere Schloß mit Sturm genommen. Aber die Knechte folgten den Feinden in das Feld nach, erliefen etliche von ihnen und auch den Hauptmann, denn er war groß, feist und unvermögend zu laufen, sie brachten ihn sammt seiner Tasche, darin viel goldene Ketten, Paternoster, goldene Kreuze, mancherlei Zierrat gefunden wurden, zu dem Hauptmann. Dieser bestellte die beiden

Schlösser und Städte nach seinem Nutz und Vortheil so, daß er sich getraute mit einem Angriff der Feinde fertig zu werden.

Als alle Dinge in Nothdurft wohl bestellt waren und sich jedermann nach Herberge und wo er bleiben wollte umsah, kam der von Schauenburg in das Haus, wo Cerclement, der vorgemeldete Hauptmann, seine Wohnung hatte, in dem merkliches Gut von Hausrath nach Landes Manier gefunden wurde. Nun bedarf es nicht sonderlichen Schreibens über den Kriegsgebrauch in Niederlanden, denn unsere Landsleute haben darüber so viel erfahren, daß er wohl bekannt ist. Dennoch kannte die Gemahlin des genannten Hauptmanns das hohe Lob der Deutschen, wie die alles Frauengeschlecht ehren, sie hatte auch erfahren, daß der oberste Hauptmann ein Hochdeutscher war, von werthem edlem Stamm geboren. Und wie die Frauen in der Noth schneller als die Männer mit Antwort und Anschlag ihren Vortheil erdenken, so trug sie ihre Kleider und Kleinodien, die in Goldstoff, Ketten, Gold, Edelstein, Zobel, Marder, gutem Rauchwerk und köstlichen Tüchern über 4000 Gulden werth waren, vor ihn und die welschen Capitäne und sagte, der Allmächtige hätte ihnen den Sieg und alle Habe der Einwohner in ihre Hände gegeben, das wüßte sie wohl und es wäre unnütz etwas vor ihnen zu verbergen, darum wäre sie da, um ihnen zu überantworten, was vorher das Ihre gewesen wäre. Bei ihrer Seele und Frauenehre wolle sie sagen, daß ihrem Herrn und Hauswirth nichts davon zuständig gewesen, sondern ihr allein zugehört habe. Darum was sie als ritterliche und theure Männer, die allerwege Frauengunst geliebt hätten, ihr gütig verabfolgen oder wiedergeben wollten, dafür würde sie ihnen danken. Die Hauptleute sahen einander an. Der von Schauenburg sprach: „Lieben Freunde, ich weiß, daß die hiesige und unsere deutsche Gewohnheit in diesem Fall gerade entgegengesetzt ist, aber von mir wäre vermessen euch eurer Landweise zu entziehen, und wenn ich es thäte, könnte ich meiner Herrschaft und mir

Schaden bringen. Wir Deutschen und vor andern die von den Oberlanden pflegen, so wir Städte und Schlösser gewinnen, keiner Frau oder Jungfrau von adlicher Geburt etwas von ihrem Leibschmuck zu nehmen, und wenn solches ein Edelmann thäte, würde er von seinen Genossen sein Lebelang für untreu und unwerth gehalten. Darum will ich die Beute, die mir zu Theil wird, der tugendhaften Frau wiedergeben und ihr nichts abbrechen." Die Welschen wurden etwas zornig gegen ihn und sagten, er wäre hier nicht in seiner Landesart, jeder müßte sich nach dem Lande richten, worin er wäre, aber die Länder richteten sich nicht nach ihm. Schauenburg sprach: „Die adliche, deutsche Gewohnheit und Zucht soll mich nimmer verlassen, und ob ich gleich keinen Deutschen meiner Landsmannschaft bei mir habe, der mir dies im Oberland zur Schande nachsagen könnte, so würde mich doch mein Gewissen strafen. Darum laßt uns zu der Beute und Theilung greifen. Denn was mir wird, damit weiß ich zu thun, wie ich vorher gesagt habe." Da die Frau diese Rede vernahm, sprach sie: „Ei, ei, deutsche Ritterschaft, bis geehrt. Nun hin, mir wird doch vorbehalten, der Deutschen Lob gegen alle meine Freunde zu rühmen und euer Thun zu beurtheilen."

Durch diese Worte wurden die Welschen auch bewegt der Frau das Ihrige zu lassen, und darum dem werthen deutschen Hauptmann hoch gedankt.

Dem von Cordis kam die Botschaft, wie die Burgundischen Arras gewonnen und mit Gewalt inne hätten; er erschrak unmäßig sehr, riß vor Leid seine Mütze vom Haupt, warf sie in das Feuer, raufte Haar und Bart und weinte bitterlich. Der von Schauenburg aber schrieb dem König von England seinen erlangten Sieg und vermeinte, der König sollte sich darüber freuen. Der König war deshalb aber über die Maßen sehr betrübt. Daneben schrieb der Hauptmann seinem Statthalter Georg Auge, er solle zum Könige ziehen; sobald

er, der Hauptmann, Arras besetzt habe, wolle er zu Roß und Fuß so stark als möglich auch kommen. Indem ward Herrn Wilibald heimlich zu verstehn gegeben, weshalb der König von England erschrocken war.

Und das war die Ursache. Wie gemeldet, hatte der König von England 1,800,000 Gulden von den Seinen genommen und, um seinen Willen zu erlangen, ihnen zugesagt den König von Frankreich zu überziehen. Denn woher und wie der Erbkrieg dieser zwei Königreiche entstanden und verlaufen, ist ja bekannt. Aber König Karl von Frankreich hatte gewußt, daß der angehende König von England zu seiner Partei gehörte, und hatte ihm mit beträchtlichem Geld und anderer Förderung zur Herrschaft geholfen; das aber durfte sich der von England keineswegs merken lassen, er wäre sonst von den Landherren und denen in London bald von der Krone weggebracht worden. Darum zog er dem König von Frankreich vor einige kleine Städte, die um Calais lagen, gewann zwei davon, ließ die Mauern umbrechen, die Häuser verbrennen, wobei man merkte, daß er den Krieg nicht hart machen oder scharf antreiben wollte, und gab dem König von Frankreich von seinem bewilligten Geld 100,000 Gulden, damit er solches geschehen lasse. Darnach zog er vor eine Stadt, heißt Boulogne, worin unsere liebe gnädige Frau rastete, lagerte sich mit seinem Geschoß und ließ sehr arbeiten.

Es ward also zwischen den zwei Königen verhandelt, daß der König von Frankreich dem von England zehn Tonnen Goldkronen für seinen Zug, Mühe und Arbeit, die er durch die Reise aus England gehabt, geben sollte; diese Tonnen wurden in einem großen Saal hintereinander gestellt und auf eine Million Goldkronen angeschlagen. Da die Englischen sie also ansahen, meinten sie eine große Sache ausgerichtet zu haben, die Tonnen waren aber nach beider Könige Wissen mit Asche gefüllt und kupferne vergoldete Kronen darauf gelegt, von denen fünfzig kaum eine werth waren, und wer etwa in

die Tonnen griff, konnte nichts anderes merken, als daß sie mit Gold gefüllt waren. Und dieweil sie noch in der vorgemeldeten Verhandlung standen, bevor dieser Vertrag geschlossen war, ließ der König von England dem Herzog Albrecht schreiben, er möge seinen Hauptmann und alle niederländischen Herren veranlassen, mit ihrem Kriegsvolk sich gemächlich zu rühren und nicht heran zu ziehen. Darum wurde der Abschluß sehr beeilt, die Englischen sagten, Frankreich hätte ihnen viel Geld geben müssen, und der englische König konnte das Geld, das er von seinem Lande geschatzt, auch behalten. Er schrieb dem Herzog und seinem Hauptmann mit großem Dank für die erbetene Hilfe, daß die Sache geschlichtet wäre.

Unterdeß säumte der von Cordis nicht lange, forderte alles Kriegsvolk zu Roß und Fuß herbei und zog über 8000 stark vor Arras, lagerte sich zu Felde, konnte aber der Stadt nichts abgewinnen und zog mit Spott davon.

Und nun muß ich das gute Verhalten der redlichen Landsknechte melden. Der von Schauenburg hatte den Knechten, wie gemeldet, versprochen, wenn er beide Schlösser und Städte erobere, wolle er jedem drei Monat Sold nächstens darauf geben, welche Summe sich auf 60,000 Gulden belief. Er mühte sich hart in der Kürze solches Geld aufzubringen. Die Knechte wurden gewahr, daß er es bei einander hatte, gedachten ihn tot zu schlagen, das Geld zu theilen und die Stadt zu plündern, was sie doch vorher nicht zu thun versprochen hatten; darum wollten sie dem obersten Hauptmann die Muße nicht geben mit jedem einzelnen Hauptmann abzurechnen, und zogen mit der ganzen Ordnung vor seine Herberge. Die Büchsenschützen standen hinter und vor dem Hause mit ihren eingestellten Büchsen und Gabeln, dazu hatten sie alle Schlangen in die Ordnung gerückt, um für den Fall, daß die Reisigen dem Hauptmann helfen wollten, diese auch zu erstechen und ihren Willen zu vollbringen.

Doch schickten sie ihre Hauptleute, Fähnriche und Weibel

zu Herrn Wilibald, ließen ihm sagen, daß er von Stunde an ohne längeres Verziehen bezahle, wo nicht, wüßten sie sich selbst zu bezahlen. Der Hauptmann hatte doch einige gute Freunde unter ihnen, die sagten ihm, die Verschwörung wäre gemacht, er solle darauf denken sie zu bezahlen wie er könnte, es würde sonst nichts Gutes daraus. Nun bedachte der von Schauenburg, daß dies Volk weder Gott noch Ehre kannte und sich vor nichts schämte; er forderte also einen Hauptmann nach dem andern und sprach zu jedem: „Thue nach Treue und Glauben, nimm hin diesen Sack mit Gold, bezahle die Knechte, die unter dir liegen." Darauf forderte jeglicher seine Knechte, indem er ihnen sagte, daß er seine Bezahlung hätte, damit wichen sie ab zu ihren Herbergen. Darnach unternahm er die Edlen und Reisigen zu bezahlen, dazu fehlten ihm an 12,000 Gulden. Diese aber waren von anderer Zucht und besserem Gebahren. Der Bischof von Arras war gefangen, mit dem ward verhandelt, daß er sein Silbergeschirr, Kredenz und was er Gutes hatte, hingab, damit die Edlen und Reisigen bezahlt würden.

Der von Cordis bereitete mancherlei Verrätherei, ließ an vielen Orten Feuer legen, bestellte, daß die Brunnenketten abgetragen oder in die Brunnen geworfen wurden, daß an den Brunnen, welche Seile hatten, diese halb entzwei geschnitten wurden, damit sie entzwei rissen, sobald man hart damit arbeitete.

Unterdeß verzog sich die Sache, man mußte lange zu Arras liegen und die Schuld des Soldes wuchs wieder stark. Das Gesindel hatte den Gewinn fast verschlemmt, die Säcke wurden ihnen leer, darum zogen sie zu Zeiten fortan in's Land auf Beute sich zu helfen. Da sie aber umher aufgeräumt hatten, daß nicht mehr viel zu kriegen war, wurden sie ganz widerspenstig, fingen an in der Stadt zu nehmen, und niemand in der Stadt, auf den Gassen oder dem Lande war sicher.

Nun ist landkundig und unverborgen, wie der Römischen Königlichen Majestät die Herzogin von Bretagne zur Gemahlin gegeben war, und daß König Karl von Frankreich sich mit Gewalt des Landes und der Frau bemächtigte. Darauf ließ die Römisch Königliche Majestät ihre Tochter Frau Margarethe, die dem gedachten Könige vorher vermählt war, wieder holen und aus Frankreich bringen. Nun mußten die dazu geschickten Gesandten, Bischof Wilhelm von Eichstädt, Markgraf Christoph von Baden, Graf Engelbrecht von Nassau, Graf Eitelfritz von Zollern und die anderen mit gedachter Fürstin nicht fern von Arras hinziehen. Die wußten, wie sich Reisige und Knechte dort hielten. Darum schickten sie Botschaft zu dem von Schauenburg, daß er mit der ganzen Garnison zu Roß und zu Fuß verhandeln sollte, damit sie friedlich und ungehindert durchziehen könnten. In dem Vertrage mit dem König von Frankreich hätten sie auch ausgemacht, daß in dem französischen Lande von den Burgundischen nicht mehr geschädigt und geraubt werden sollte; das hätten sie im Namen Römischer Königlicher Majestät und des Herzogs Philipps zugesagt und sich christlich verpflichten müssen. Wenn nun dieses ihr Gelöbniß und Verpflichtung dem König von Frankreich nicht gehalten würde, so würde das sehr ernst genommen und dem Reich und der ganzen deutschen Nation zum Schaden werden.

Der Hauptmann rief eine Gemeinde des ganzen reisigen Zugs und der Fußhaufen zusammen, und hielt ihnen die Erklärung vor mit vieler Bitte und gütlichen Worten. Die gaben Antwort, man sei ihnen schuldig, sie hätten kein Geld mehr und alles verzehrt, sie hätten auch keine Aussicht etwas zu gewinnen. Wenn man sie bezahlen wollte, so könnten sie den Vertrag des Königs von Frankreich und der Gesandten sich wohl gefallen lassen. Wenn man sie aber nicht bezahlte, könnten sie ihre Hände und Füße nicht essen, wollten auch ohne Bezahlung nicht wegziehen, sondern pfänden, angreifen, aufhalten und fangen, wen sie könnten, damit sie sich erhielten.

Der Hauptmann konnte trotz Mühe und Fleiß keine andere Antwort erlangen, und ließ die Botschaft so scheiden. Die sagte Frauen Margaretha und den Herren, was ihnen zu Arras begegnet war. Nun ward eine zweite Botschaft zu dem Hauptmann nach Arras geschickt. Dort forderte der Hauptmann wieder die ganze Gesellschaft in eine Gemeinde, führte die Boten in den Ring und bat, diese anzuhören. Die sagten: „Der ersten Botschaft ist ganz widerwärtig geantwortet worden, jetzt sind wir wieder geschickt, den Hauptmann und die ganze Gemeinde in der Garnison auf's gütigste anzusprechen, zu ersuchen und zu bitten, von solchem bösen Vorsatz abzustehn; denn ein solcher Muthwill und Schande ist an Deutschen unerhört, seit die Nation in Würden steht und das heilige Reich in ihrer Verwaltung ist, daß eines Römischen Königs Tochter mit ihren Frauen und Jungfrauen aus fremden Landen herzieht und mit denen, die sie begleiten, von deutschen Knechten aufgehalten werden sollte, die alle ihre Eltern im Reiche haben und die selbst dem Reiche unterwürfig sind. Was kann die fromme und edle Fürstin dafür, daß man den Knechten Sold schuldig ist? Sie bleibt billig des Schadens müssig, denn sie kann dafür kein Pfand sein. Aber es ist wol möglich, daß sie von Anderen mit ihrer Begleitung gefangen werden kann, wegen des Unwillens, den die Knechte erregt haben. Daraus wird den Knechten wenig Ehre entstehn. Wenn aber dies geschähe, so haben sie zu bedenken, daß die Römisch Königliche Majestät, Herzog Philipps sowie das ganze Reich wenig Gefallen haben würde; ohne Zweifel müßten alle diejenigen, so dabei sind, mit Namen aufgeschrieben werden, und wo sie fortan im Reich oder in allen Niederlanden begriffen werden oder sich sehen lassen, darum sterben; was auch ihr verdienter Lohn wäre." Sie erzählten auch sonderlich dem Hauptmann, was für ihn selbst darauf stünde, sie sagten und ermahnten ihn seiner Eltern wegen, wie die gar lange Zeit ehrlich und wohl bei dem heiligen Reich

heraufgekommen wären und ihr Blut vergossen hätten. Und sollte solcher Frevel unter ihm geschehen, der dieses Volkes oberster Hauptmann sei, so würde das seinem Namen und seinen Nachkommen ein ewiger Vorwurf sein; denn wer könnte etwas anderes denken, als daß diese Unthat mit seinem Willen, Wissen, Rath und Hilfe begangen wäre.

Der Hauptmann sprach: „Liebe Freunde, ihr habt gehört, welchermaßen wir beschickt und angesprochen sind, ich bitte, ihr wollt zu Herzen nehmen unser aller Ehre. Uns ist die Wahrheit gesagt. Thun wir das, so sind wir ewig entehrt, dazu Leibes und Lebens unsicher, wo wir hinkommen."

Aber ein Kiesel ist ein Stein, hier war kein Wenden. Das Kriegsvolk wollte Bezahlung oder auf seinem Vorsatz beharren. Der Hauptmann erdachte einen andern Rath und sprach: „Liebe Freunde und fromme Knechte, es ist wahr, obwol wir dem Herzog Philipps gut und treu gedient, will er uns nicht bezahlen. Was wollen wir darum seine Schwester, die edle Fürstin, beschuldigen, die weder an seinen Leuten noch Landen Theil hat? weshalb sie mit ihrem Frauenzimmer oder den Fürsten, die bei ihr sind, aufhalten? Das wäre großer Unrath. Weshalb auch wollen wir die Ambassaten, die mit königlicher Würde von Frankreich Vertrag geschlossen haben, unwahr machen? Laßt uns den pfänden, der uns schuldig ist, das ist Herzog Philipps. Was sollen dies die Andern entgelten? Ihm wollen wir in seinem Lande rauben, brennen, fangen und wirthschaften, so lange bis wir bezahlt sind."

Das gefiel den Knechten. Sie hielten das den gesandten Herren vor, die sahen das auch für besser an, als daß sie aufgehalten werden sollten. Darauf ward Frauen Margaretha Sicherung zugesagt und unter des Hauptmanns Siegel ein Passeport gegeben. Die zog ihres Weges mit großem Aufzuge, mit Pracht und Schmuck auf einer Roßsänfte, in einem herrlichen Stuhl sitzend, über ihr war eine Decke von einem Stück Goldstoff, um sie vor der Sonne zu beschirmen; so zog

sie in Brabant ein. Dort ward sie mit großen Ehren und Freuden empfangen und viele frohe Feuer und herrliche Spiele gemacht.

Der Hauptmann aber und das Kriegsvolk vereinten sich und schwuren zusammen, den Herzog Philipps von Burgund und die Seinen anzugreifen, zu berauben, zu brennen, zu fangen und zu beschädigen, so lange bis sie bezahlt wären, und einander in keiner ehrlichen und redlichen Sache zu verlassen. Und jetzt zog eine Partei und dann die andere in das Land des Herzogs Philipps, raubte, brannte und schädigte, als ob es Feinde wären. Als nun dieser Berg auch abgeholzt und nichts mehr zu nehmen war, begannen die Knechte in der Stadt übel und greulich zu hausen, fingen die reichen Pfaffen und Bürger, legten sie auf Bänke, marterten und schätzten sie um alle ihre Habe. Der Hauptmann hätte gern gestraft, wie er oft zuvor gethan, da er etliche durch die Spieße laufen, anderen die Köpfe abschlagen lassen. Sobald er das vornahm, hielten die Knechte zu einander nach ihrer alten Weise, wobei ihnen niemand zu fromm oder zu redlich ist, und sprachen also: „Daß dich Gottes Marter schände, du willst Hauptmann sein, kannst befehlen, aber nicht Geld geben. Sorge und gieb Geld her, oder wir wollen dich totschlagen."

Ungefähr alle zwei oder drei Tage hielten sie eine Gemeinde, darein forderten sie den Hauptmann, und wiewol er sich oft versah, daß er lebendig nicht von ihnen kommen würde, dennoch ging er in den Ring, um anderes Uebel zu hindern, bot gute Worte und half so viel er konnte. Einmal schlugen sie ihn darnieder, und wenn die Hellebardiere nicht den Knechten die Spieße abschlugen und ihn beschützten, so hätten sie ihn erstochen. Das währte so fast an ein Jahr. Zuletzt fingen sie ihn mit sammt dem von Rony, dem Loi de Wadre und dem von Voris, legten die in eine Kammer zusammen und ließen sie auf's beste verwahren, mit Hellebarden und anderen Knechten Tag und Nacht bewachen, und wollten

schlechterdings die Bezahlung von ihnen haben. Aber da war kein Geld. Denn die Hauptleute hatten sich eben so gut wie die Andern ausgegeben. Dennoch mußten sie so im Gefängniß bleiben, und wenn die Knechte die Lust ankam, ließen sie die Hauptleute in ihre Gemeinde holen und hinten, vorn und an den Seiten mit Hellebarden verwahren, als ob sie Mörder und Diebe gewesen wären. Und wenn sie dann in den Ring kamen, sagten ihnen die Knechte, man sollte sie bezahlen, oder man wollte einen nach dem andern aufreiben. Der Hauptmann und die Andern antworteten, sie könnten das nicht hindern, sie wären in ihren Händen. Man möchte doch bedenken, wenn sie Geld hätten, würden sie die Gefahr und abenteuerliche Lage um keines Gutes willen ertragen; sie wollten gern um Geld schreiben und alles thun, was an ihnen wäre. Sie schrieben und mußten die Knechte lesen lassen, was sie geschrieben hatten, sie konnten aber von der Herrschaft nie andere Antwort erlangen als die, es wäre kein Geld da. Als die Knechte die völlige Unschuld der Hauptleute einsahen, ließen sie dieselben ledig und wirthschafteten in der Stadt ganz nach ihrem Gefallen. Darnach schickten sie zu den Königen von Frankreich, England und anderen, boten ihnen die Stadt um ihren Sold zum Kauf an, steckten Strohwische auf die Stadtthore, zu einem Zeichen des feilen Kaufes, und schrieen nach ihrer Gewohnheit: „wer kauft, der hat."

Der von Rony und der erwähnte Loi de Wadre wollten den Backenstreich nicht länger erwarten und machten sich heimlich hinweg. Aber Herr Wilibald blieb, in der Absicht zu verhindern, daß die Stadt nicht verkauft würde. Denn wenn solches geschähe, wäre es ihnen eine große und ewige Schande. Welcher Fürst sollte fortan seinen Glauben oder Vertrauen in sie setzen, sie wären nimmer des Glaubens, des Vertrauens und der Ehre werth. Damit machte er eine solche Irrung und Zwietracht unter dem Kriegsvolk, daß sie durchaus nicht mehr zusammen stimmen wollten. Denn die einen wollten

solchen Verkauf nimmer bewilligen noch dabei sein. Etliche zogen auch hinweg. Der von Schauenburg hatte auch unter anderen Knechten 500 Schweizer, arge Schälke, die hatten einen Hauptmann, den Kaneloser, der war früher in Frankreich gewesen und gar gut französisch. Der hätte die Stadt gern in die Gewalt des Königs von Frankreich gebracht. Er kam zu Herrn Wilibald und sagte: „Lieber Herr, ihr wißt, daß wir armen Gesellen unseres Soldes und Geldes sehr bedürftig sind, wir können nicht länger verziehen, sondern müssen die Stadt um unserer Forderungen halber verkaufen. Nun hat keiner von uns ein Siegel, welches Glauben hat. Wenn ihr uns aber helft, die Sache zu Ende bringt und die Kaufbriefe besiegelt, so wollten wir euch 4000 Kronen vorausgeben, und was euch bei Bezahlung der Knechte zu gute kommen mag, wollen wir euch gern gönnen und getreulich dazu helfen."

O bedenke doch ein jedes fromme getreue Herz, wie schrecklich dies dem frommen theuren Ritter war. Dennoch durfte er nicht offen oder nach seinem Herzen antworten und sprach mit anderen Gedanken: „Du weißt, daß unsere Boten bei den brabantischen Herren sind, ich versehe mich des Geldes, wenn das kommt, wäre doch dieser Anschlag umsonst. Darum verzieh, bis uns Antwort wird. Verläßt man uns, so komm wieder. Dann wollen wir vornehmen was gut ist."

Die ganze Garnison hatte große Acht und Fleiß auf den Hauptmann, sie besorgte, wenn es sich schickte, würde er sich auch wie die Andern hinwegmachen. Sie ließen Tag und Nacht bei 200 Mann vor seiner Herberge wachen, dazu besetzten sie alle Thore mit größtem Fleiß. Nun begab sich, daß die Knechte eine gute Anzahl Vieh gewannen. Der Hauptmann verhandelte mit ihnen, sie sollten die Kühe nach Rotten unter sich austheilen, damit sie Nahrung hätten und die Bezahlung besser erwarten könnten. Sie thaten den Hauptmann aus der Wacht, um ihnen dies Vieh zu theilen. Er saß

im großen Sammtrock mit Schuhen auf einem Maulesel und befahl seinem Knaben, ihm ein kleines Pferd, das rasch war, dorthin zu bringen, einen günstigen Augenblick zu ersehen und ihm so nahe als möglich zu kommen, abzuspringen und dem Hauptmann auf das Pferd zu helfen. Der Hauptmann ritt vor das Stadtthor zu dem Vieh, ließ das in Haufen von einander theilen und befahl den Knechten, wenn sie die Haufen so gleich als möglich gemacht, wollte er ihnen die Loose geben. Dabei benutzte er den Augenblick, rückte auf die Seite wie wegen eines Bedürfnisses, der Knecht sprang ab und brachte seinen Herrn auf das Pferd. Jetzt ritt er zu den Knechten und sprach den Schweizerhauptmann an: „Her du, Kaneloser, du hast mir zugemuthet, daß ich dem König von Frankreich die Stadt verkaufen helfe, und du wolltest machen, daß mir 4000 Kronen vorweg werden sollten. Den Böseswicht findest du nicht bei mir, denn du und andere Knechte geben mir Ursach nicht länger bei euch zu bleiben.“ Damit ritt er von dannen. Unter den Knechten erhob sich ein großes Geschrei; sie liefen nach der Stadt und sagten, daß der Hauptmann hinweg wäre. Es kamen über 100 Pferde, um auf ihn zu jagen, sie machten ihm aber darum, weil er rasch geritten war, keine Sorge. Er kam in ein Städtlein, heißt Buscha im Hennegau, und etliche sagen, daß es vor alten Zeiten dem Herrn Lanzelot vom See, einem der trefflichsten Tafelrunder, gehört habe. Die von Arras fahndeten am nächsten Morgen auf Herrn Wilibald, aber Loi de Wadre schickte ihm einen Knecht als Wegweiser zu, der ihn ohne Noth durch Hennegau nach Brabant zu Herzog Albrecht von Sachsen brachte. Dem berichtete er über alles, wie es um Arras stünde, und wo nicht Geld geschickt und die Knechte bezahlt würden, wäre kein Zweifel, sie würden die Stadt verkaufen und an den König von Frankreich bringen. Und da an der Stadt das ganze Land Artois hinge, so wäre leicht abzunehmen, welch großen Schaden und Nachtheil es

der Herrschaft Burgund bringen würde, wenn die Stadt verloren ginge und in die Hand der Franzosen käme. Aus dieser Ursache wurde mit großer Mühe durchgesetzt 40,000 Gulden aufzubringen.

Es wurden Andere geschickt um die Knechte abzuzahlen, und es wurde vorgesehen, daß die Stadt nicht verkauft wurde, und sie ist noch auf den heutigen Tag sammt dem Lande unter Gewalt und Herrschaft der Burgundischen."

Soweit Wilibald von Schauenburg.

Sein Bericht führt, wie keine andere Ueberlieferung des 15. Jahrhunderts, in das Treiben der Landsknechte ein; erstaunt sehen wir Modernen, wie damals auch die Besseren mit ihrer Soldatenpflicht umsprangen. Die schmähliche Weise, wie Wilibald in der Noth ein Uebel durch das andere vermeidet und gegen seinen obersten Kriegsherrn, den Herzog Philipp von Burgund, rauben und brennen läßt, erinnert sehr an die Moral jenes fränkischen Heeres in der Merowingerzeit, welches den Verbündeten mit Kampf und Beute überzog, weil es mit dem Feinde sich durch Eid vertragen mußte. Und am auffälligsten ist, daß auch die großen Herren der kaiserlichen Partei dies Verfahren als Nothwehr in der Ordnung fanden.

Eine alte militärische Lehre wird übrigens aus dem Handstreich auf Arras klar: der Soldat soll zuerst Ordre pariren, soll sich hüten, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen und die Verantwortung für eine gewagte Expedition auf sich zu nehmen. Der Schauenburger hatte den Befehl seine Leute zum König von England zu führen, nicht eine Stadt zu überfallen, die gar nicht auf seinem Wege lag. Zuverlässig hat dem Hauptmann sein Verhalten in den Augen des Statthalters und des Königs Maximilian keinen wesentlichen Schaden gethan, er fuhr fort der vertraute Kriegsmann Albrecht's von Sachsen zu sein, und spielte kurz nachher bei den Hoffesten des Reichstags zu Worms eine Rolle. Ja er wurde darauf

mit der Eroberung Frieslands beauftragt, welches dem Herzog Albrecht vom Kaiser und Reiche als erbliche Statthalterschaft gegeben worden war. In Friesland bewährte der Feldhauptmann seine Kriegstüchtigkeit auf's neue, er widerstand, wie er versichert, der Versuchung sich dort an den Küsten der Nordsee ein eigenes Land zu gewinnen, was bei der Sachlage wohl ausführbar gewesen sei. Er hielt treu zu seinem Herrn, bis dieser starb. Da erst schied er von dem Heere.

Die halben Erfolge, welche durch das Heer der deutschen Landsknechte für das Haus Habsburg am Niederrhein durchgesetzt wurden, sicherten dem Enkel Maximilian's, dem spätern Kaiser Karl V., das Gebiet, welches der Landreiche als seine Heimat betrachtete, sie bildeten die Brücke, von welcher das Haus Habsburg nach Spanien hinüberzog. Hier wie in Böhmen, Ungarn und Italien wurde Maximilian I. Begründer der großen Macht seines Hauses. Er war ein echter Nachkomme des Ahnherrn aus dem Elsaß. Ländererwerb und Länderverkauf durch Heiraten, unablässige Versuche das Reich für die Familienpolitik in Bewegung zu setzen, dasselbe Mißverhältniß zwischen innerer Kraft und den hochfliegenden Plänen, und darum dieselbe ewige Geldbedrängniß und bei den höchsten persönlichen Ansprüchen schmähliche Demüthigung und Niederlagen, gewagte und unehrliche Geschäfte, Wortbruch und alle diplomatischen Kunststücke des Schwachen. Als ein frischer, kräftiger, ritterlicher Gesell trat Max in die Politik ein, aber auch sein Ritterthum war genau so beschaffen wie das der fränkischen Junker, es war in einem hart realistischen Wesen eine phantastische Spielerei, die in Wahrheit sein Urtheil in den Geschäften nur selten beeinflußte, ein eitles Costüm, in dem er sich wohlgefällig beschaute, das ihn von unritterlichen Handlungen nicht zurückhielt. Der Ahn Rudolf hatte vor seinem Enkel eine größere Stätigkeit der Pläne voraus und die größere persönliche Tüchtigkeit in Feld und Geschäften, Maximilian fuhr mit seinen Einfällen unstät umher, sein

Leben ist reich an halben und übereilten Schritten, die er zurück thun mußte. Aber er kam doch immer wieder auf die alten Wege und die Politik seines Ahnherrn zurück; während sein gelehrter Vater das Reich als eine widerwärtige fremde Last betrachtete, bewahrte er als Kaiser den Ehrgeiz das Reich sich dienstbar zu machen, und hatte am Ende eines langen Lebens trotz dem Mangel an glänzenden Erfolgen durchgesetzt, daß seine Nachkommen für das erste Fürstengeschlecht Europa's galten. Noch war sein Regiment schwach und unsicher, aber es brachte doch den Reichsfrieden und das Reichskammergericht, und es gewöhnte die Deutschen sein Geschlecht als das Königshaus des Reiches zu betrachten. Kam nach ihm ein Fürst seines Blutes, der es verstand in großem Sinne deutsch zu sein, so war nach menschlichem Urtheil wohl möglich, daß die Herrschaft über die Herzen des Volkes und über das Reichsgebiet dem Hause Habsburg zu Theil wurde.

Die Vorbedingung für jede Kräftigung des Reiches war ein Heer; Vorbedingung für jede militärische Stärkung war dem Kaiser der Erwerb neuer Einnahmequellen. Wenige Jahrzehnte nach den niederländischen Händeln kamen die Jahre, wo einem deutschen Kaiser möglich geworden wäre ein Heer zu bezahlen. Als das Volk durch Luther in unsühnbaren Kampf mit der Kirchenmacht und den geistlichen Landesherren geworfen war, da kam die Zeit. Aber der Habsburger, welcher damals die Geschicke Deutschlands leitete, war kein Deutscher.

Das war der Fluch, der sich an die weitsichtige Hauspolitik des ersten Habsburgers gehängt hatte.

13.

Die fahrenden Leute.

Allen Vereinen und Bruderschaften der alten Zeit, welche der Seele Heil oder irdische Vorrechte suchten, und allen gesetzten Menschen, deren Leben umfriedet war durch die Grenzzeichen und das Recht einer Heimat, stand gegenüber eine große Gesellschaft von Rechtlosen und Heimatlosen, welche alles entbehrten, was damals Sicherheit und Ehre gab, die doch überall zu finden waren und bei jeder gemeinsamen Thätigkeit der Anderen mitspielten, mißachtet und vielbegehrt, als Kinder des Teufels der strengen Kirche verhaßt, als Bewahrer heiterer Kunstfertigkeit Geistlichen und Laien sehr willkommen, die Lustigmacher und Freudebringer des Volkes: die große Genossenschaft der fahrenden Leute.

Diese Kinder der Landstraße haben eine lange Geschichte, welche mehr Beachtung verdient, als ihr bis jetzt zu Theil geworden, denn sie waren durch mehr als ein Jahrtausend die volksthümlichen Bewahrer alter Poesie, der Musik und aller darstellenden Künste.

Auch ihre Geschichte lehrt, wie innig und ununterbrochen der Zusammenhang des deutschen Lebens mit dem römischen Alterthum ist. So hatte sich mit zahllosem anderem das verachtete Geschlecht der Gladiatoren, Histrionen, Thymeliker durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten und von Rom aus unter die Barbarenstämme verbreitet. Sie führten

den blutigen Vandalenhaufen die unzüchtigen römischen Pantomimen auf; sie standen vor den Hütten des fränkischen Häuptlings und pfiffen und spielten fremdartige Weisen, welche vielleicht einst mit den Orgien asiatischer Götter nach Rom gekommen waren; sie mischten sich unter die gotische Gemeinde, welche aus der neugebauten Kirche auf den Kirchhof strömte, und öffneten dort ihren Kasten, um einen Affen mit rother Jacke als fremdes Ungeheuer zu zeigen, oder die grotesken Figuren altlateinischer Drahtpuppen, den Maccus, Bucco, Pappus und wie sonst die antiken Väter unserer Hanswürste heißen, der Dorfjugend aufzuführen, welche vor dem fremden Wunder die großen blauen Augen weit aufriß. Unterdeß erboten sich wol andere Glieder der Gauklerbande, den Kriegern der Gemeinde gegen Bezahlung ein Kampfspiel mit scharfen Waffen aufzuführen, mit den Kunstgriffen und Gefahren des römischen Circus; dann schloß sich der Ring der trotzigen Männer und verfolgte mit leidenschaftlicher Spannung die Wechselfälle des Kampfes um „Lohn", den die Zuschauer um so mehr bewunderten, je blutiger er wurde, während sie die Elenden, die so für Geld kämpften, mit nicht größerer Achtung betrachteten als zwei Wölfe oder hungrige Hunde. Aber für die vornehmen Zuschauer gab es noch andere lockende Künste. Auch fahrende Frauen zogen mit den Männern durch die deutschen Stämme, gewandt, frech, womöglich in glänzendem Aufzuge. Wenn sie das griechische Tambourin oder die asiatische Klapper in den üppigen Windungen eines bacchischen Tanzes schwangen, so waren sie den deutschen Edlen und geistlichen Herren zwar in der Regel unwiderstehlich, ernsten Leuten aber äußerst anstößig. Schon im Jahr 554 schritt ein Frankenkönig gegen den Unfug der fremden fahrenden Weiber ein, und der würdige Hinkmar warnt seine Priester väterlich vor diesen Frauen, deren fremdklingende Bezeichnung von treuherzigen Mönchen durch ein sehr bekanntes, aber derbes Wort erklärt wird.

An solche fremde Gaukler schloß sich schnell ein zahlreicher deutscher Nachwuchs. Die deutschen Stämme hatten seit uralter Zeit wandernde Sänger gehabt, Träger der Neuigkeiten, Verbreiter von epischen Gesängen und Liedern. Auch diese waren von Hof zu Hof gezogen, hoch willkommen in den großen Blockhäusern der Vornehmen, geehrte Gäste, vertraute Boten, welche oft von ihren Gastfreunden holderen Lohn zu erhalten wußten als goldene Armringe oder neue Gewänder. Sie hatten einst am Herdfeuer zur Harfe von den abenteuerlichen Fahrten des Donnergottes nach der Riesenwelt und von dem tragischen Untergang der Nibelungen, dann von Attila's Schlachten und den Wundern der südlichen Länder gesungen. Dem neuen Christenthum aber wurde der reiche Schatz der alten einheimischen Gesänge unheimlich. Karl der Große sammelte noch mit großem Sinn die Heldenlieder der deutschen Stämme, sein pfäffischer Sohn Ludwig haßte und verachtete sie. Allerdings waren diese Gesänge so voll Heidenthum, daß die Kirche Ursache hatte in Synodalbeschlüssen gegen sie zu eifern. Mit ihnen kam das Sängergeschlecht, welches sie trug und verbreitete, in die Ungnade der Kirche. Die Lieder hörten deshalb nicht auf, aber ihre Sänger wurden niedriger, sie fielen endlich, wenigstens zum Theil, der Classe jener fahrenden Leute zu, und das Volk gewöhnte sich, das schönste Erbe seiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Und noch andere Erbschaft aus dem deutschen Heidenthum ward den fahrenden Leuten. Bis über die Zeit des Tacitus hinauf reichen in Deutschland feierliche dramatische Umzüge an den großen Festtagen der deutschen Götter; schon damals scheint die Laune, mit welcher der fromme Germane seine Götterwelt betrachtete, den Umzügen komische Vermummungen zugesellt zu haben, die Gestalten von Kobolden, Riesen, den greisen Winter und den grünen Frühling, den Bär Donar's und wahrscheinlich das weiße Zauberpferd Wuo-

tan's, welche in der ältesten Form dramatischer Spiele, in der eines Wettkampfes oder Rechtsstreites, gegen einander agirten. Behend fügten die fahrenden Gaukler diese deutschen Masken zu den grotesken römischen Figuren, welche sie in das Land gebracht hatten. Und auf den Kirchhöfen der neuen Christengemeinden in Deutschland brüllte der Bär des trinklustigen Asen neben dem Begleiter des römischen Weingottes, dem Satyr mit seinen Bocksfüßen und Hörnern.

So germanisirte sich schnell das fahrende Geschlecht und glitt während des ganzen Mittelalters zwischen den abgegrenzten Kreisen des Volkes umher, vor dem Gesetze heimatlos und rechtlos. Die Kirche fuhr fort das „fahrende und gehrende Volk" durch wiederholte Decrete zu beargwöhnen, ja das Recht an den Sacramenten des Christenthums Theil zu nehmen wurde ihm beschränkt. Die alten Rechtsbücher erlaubten „Klopffechter um Geld" zu erschlagen ohne Buße, wie herrenlose Hunde, oder, was beinahe schlimmer war, sie gewährten dem beschädigten fahrenden Mann nur eine höhnende Scheinbuße. War ein Spielmann mit dem Schwerte oder Messer getroffen, so durfte er nur auf den Schatten, welchen sein Beschädiger an die Wand warf, denselben Schlag oder Stoß thun.

Mit dieser „Unehrlichkeit" aber contrastirte sehr die Beliebtheit, deren sich die Fahrenden in der Regel erfreuten. Einzeln oder in Banden zogen sie durch das Land, bei großen Hof- und Kirchenfesten strömten sie zu Tausenden zusammen. Dann war ihnen Trank, Speise, Kleider, Geld zu spenden allgemeiner Brauch, und wol war es gerathen sie gut zu behandeln, denn sie waren als böse Zungen allbekannt und verkündeten in Spottliedern durch alle Länder die Schande des kargen Mannes mit einer Rachsucht, welche durch das Gefühl geschärft werden mochte, daß ihnen solche Rache das beste Mittel sei sich gefürchtet zu erhalten. Nur selten wagte ein Fürst, wie Kaiser Heinrich II., oder ein frommer Bischof

ihre Banden ohne Lohn von seinen Festen fortzuweisen. Fast überall sind sie bis in's 15. Jahrhundert zu finden, wo eine größere Anzahl von Menschen gesammelt wird. Sie marschiren mit Dudelsack und Fidel vor den bewaffneten Haufen, sie ziehen im Gefolg der Heere gegen die Slaven, nach Italien, nach Jerusalem, sie blasen und rufen bei jedem Turnier und singen auf der Stelle das Lob der Sieger, sie gaukeln und tanzen mit und ohne Costüm bei großen Mahlzeiten, oder schweben auf dem Seil an jeder Messe und machen den Totensprung in voller Rüstung zwischen zwei Schwertern so fürchterlich, daß schreckhafte Leute in Ohnmacht fallen. Sie singen Wanderlieder, Spottlieder, Liebeslieder, und erzählen alte Heldensagen und Märchen aus fremden Ländern auf der Ofenbank des Bauers und in der Hausflur des Bürgers wie in der Halle der Burg. Dort ist vielleicht der Herr auf einem Kreuzzug abwesend, und die Frau und das Gesinde hören ängstlich auf die Märchen und Lügen des gewandten Spielmanns. Heut ist er Erzähler fremder Wundergeschichten, morgen verstohlener Bote zwischen zwei Liebenden; dann wieder tritt er eine Zeit lang in den Dienst eines ritterlichen Minnesängers, dessen Minnelieder er mit seinem Spiel begleitet und im Lande zu verbreiten unternimmt, ungefähr wie jetzt eine Zeitschrift thut. Oder er kleidet sich noch auffallender, als er sonst pflegt, nimmt einen Kolben in die Hand, setzt die Narrenkappe auf und wird als Narr Gefährte eines Adlichen oder Begleiter eines vornehmen Geistlichen.

Von der Ordnung, welche die große Genossenschaft zusammenschloß, ist uns keine Spur geblieben, wol aber ist uns überliefert, daß es auch unter ihnen Meisterschaft und höhere Würde gab. Nach dem Jahr 1000 ritt ein solcher Häuptling der fahrenden Leute, dem der Name Vollark gegeben wird, mit einem Gefolge von acht Genossen der Hochzeit eines sächsischen Edlen zu. Da gesellte sich ihm auf der Landstraße ein Fremder, der die Gestalt eines vornehmen

Mannes hatte; dieser lud die Fahrenden ein in seinem Hause zu übernachten, und stellte ihnen nur die Bedingung, daß sie sich mit den argen Knechten und Rittern seines Hauses nicht in Händel oder Gespräch einließen. Durch dunkles Thal und dichten Wald kamen sie in den hellerleuchteten Saal des Fremden; sie wurden von wohlgeschmücktem Gefolge ehrerbietig empfangen, in die Gastherberge des Hofes gelegt, ihre Rosse erhielten reichlich Futter, sie selbst ein stattliches Mahl. Da sie am Morgen aufbrechen wollten, forderte der Fremde, daß sie noch einen Tag in Freuden bei ihm weilten. Und er ließ wieder ein kostbares Mahl zurichten. An keinem Fürstenhofe hatten die Männer solche Pracht des Tischgeräthes gesehen, und Vollark sagte das seinem Wirth über dem Mahle. Da antwortete dieser: „Wundere dich nicht, alles geraubte Gut auf Erden gehört mir und kommt in meine Hand." Da erschrak Vollark und rief nach dem Mahl heimlich seine Genossen zur Seite: „Der Fürst, der uns zu Gaste geladen hat, ist der üble Teufel, befehlt eure Seele dem Herrn und fleht, daß er uns von hier erlöse." Sie kehrten zum Gelage und baten um Urlaub. „Erst sollt ihr die Gaben empfangen," sagte der Wirth, spendete ihnen goldene und silberne Becher und stattliches Gewand und sprach: „Jetzt ist alles erfüllt, was ich euch versprochen; morgen lasse ich euch auf euren Pfad geleiten." Nach einer schlaflosen Nacht wurden die Fahrenden von Wegweisern auf die Landstraße zurückgeführt; am Scheidewege verschwanden die Führer. Und zur Stelle fühlten Vollark und seine Gesellen große Schwäche des Hungers in sich und an ihren Rossen, so daß sie kaum weiter zu reiten vermochten, und als sie die Geschenke in den Bündlein suchten, fanden sie nichts darin als Spinneweben.*) — Die Sage ist die einzige Nachricht, welche erkennen läßt, daß

*) Aus den Visionen, welche der bairische Mönch Othloh (c. 1000 bis 1066) in Fulda verfaßte, nach Pertz: Monum. Scriptt. XI. Vis. 23.

trotz dem Haß der Kirche Sänger von Ruf noch etwas von der altheimischen Bedeutung bewahren. Auch der Teufel hat noch das Aussehen eines gastfreien Riesen.

Seit dem 13. Jahrhundert wird die rechtliche Lage der Fahrenden besser, das Leben aller Classen ist frivoler, kecker, rücksichtsloser, das Begehren nach burleskem Scherz, nach Saitenspiel und Tanz, Gesang und mimischen Darstellungen so allgemein, daß die Kunstfertigen ein ständiges Bedürfniß der Städte und Höfe werden. Deshalb glückt es vielen, ihren Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft zu machen, sie gesellen sich zu dem Ritterthum als Rufer, Herolde, Lobsänger und Spruchsprecher, sie werden Hausnarren an den Fürstenhöfen, Pritschmeister in den Städten, Gesellen der Stadtpfeifer, Spielleute der Landsknechtbanden; die fahrenden Frauen gehn in die Frauenhäuser an die Stadtmauer und verfallen so der wohlwollenden Aufsicht einer städtischen Polizei. Seitdem theilen sie sich in angenommene und fahrende; der Narr, der Spielmann, der Klopffechter eines Herrn oder einer Stadt trägt als Zeichen der Dienstbarkeit Schild, Wappen, Kette oder Ring am Arme, und dieses Symbol der Unfreiheit ist für ihn ein werthes Privilegium, welches Schutz gewährt gegen das Mißtrauen der beginnenden Polizei. Aber die Lage derer, welche noch heimatlos umherschweifen, wird schlechter; in der Mitte des 15. Jahrhunderts werden sie auf dem Reichstage zu Frankfurt bereits durch kaiserliche Verordnung als Vagabunden bedräut, zumal die Sänger und Spruchsprecher, weil sie geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasten; denn sind sie bei den Geistlichen, so singen sie von den Weltlichen, und bei den Weltlichen von den Geistlichen, „welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereicht.“ Endlich kommt den Angesessenen der Ehrgeiz, sich in einer Innung oder nach italienischem Muster in einer Schola zu vereinigen und durch Privilegien bevorzugen zu lassen, so den Pfeifern und Paukern, den Fechtern und anderen.

Einige Thätigkeiten dieses fahrenden Volkes verdienen besondere Erwähnung. Die Banden der Gladiatoren und Thierkämpfer zogen von den Höfen der Merowinger auch nach Deutschland. Ihre Kämpfe, bei denen sie um Geld ihr Blut vergossen, müssen nicht selten eine Unterhaltung der Kaiser gewesen sein; denn als Kaiser Heinrich II. um das Jahr 1017 eine Schaar Straßenräuber gefangen hatte, richtete er zu Merseburg und Magdeburg Kämpfe ein, stellte den Gefangenen eine Anzahl seiner unehrlichen Kämpen gegenüber und ließ sie von diesen niedermachen. Auch die Städte hielten zuweilen solche Kämpfer, so Aachen durch das ganze 14. Jahrhundert gegen festen Monatssold und Kleidung für Zweikämpfe mit Feinden der Stadt; einmal sollte dieser Kampf mit Streitkolben an Riemen geführt, dazu die Kämpfer mit Hosen und Gürteln versehen werden; sie wurden von einem Meister unterrichtet, der die ansehnliche Summe von fünfundzwanzig Goldgulden, Kleider und freie Zeche erhielt.*)

In dem nächsten Jahrhundert gesellten sich die Fechter, welche städtische Unterkunft gefunden hatten, als Marxbrüder und Federfechter in zwei Verbindungen, welche starken Groll gegen einander hegten. Die Fechter mit der Feder führten einen geflügelten Greif im Wappen, sie rühmten sich von einem Herzog von Mecklenburg privilegirt zu sein, und fanden später in den Kurfürsten von Sachsen milde Gönner; sie riefen im Kampfplatz, wenn sie das Schwert erhoben: „Schwing' dich, Feder, sieh, wie man thut, schreib' gern mit Dinte, die aussieht wie Blut." **) Die Sanct Marcus-Brüderschaft dagegen hatte in ihrem Wappen einen Löwen und stärkte sich durch den trotzigen Reim: „Du edler Löw, schwing' dein kraus Haar, nimm dir des Greifen eben wahr,

---

*) Laurent, Aachener Stadtrechnungen. S. 12.

**) Benedict Edlbeck, Britzschmeister: Ordentliche Beschreibung des grossen schiessen in Zwickaw. 1574. S. 82.

den sollst du vor dir hauen nieder und ihm zerreißen sein Gefieder.“ Sie war von König Maximilian 1487 mit einem Privilegium beschenkt worden, ihre Meister vom langen Schwert standen unter einem Hauptmann und hielten seitdem auf der Herbstmesse von Frankfurt am Main ihre Zusammenkunft. Dorthin zog, wer von ihnen gefreit sein wollte; er mußte gegen vier Meister fechten, dann in öffentlicher Versammlung jeden annehmen, der ihn bekämpfen wollte. Bestand er die Proben, so wurde er mit dem Paradeschwert kreuzweis über die Lenden geschlagen, mußte den Genosseneid leisten und zwei Goldgulden auf das Schwert legen; dafür erhielt er das geheime Erkennungszeichen der Brüderschaft und das Recht, Andere in seiner Kunst zu unterrichten und Fechtschule zu halten, das heißt öffentliche Schaugefechte zu veranstalten. Lange Zeit waren diese Schaukämpfe eine Freude der Fürsten und Bürger, sie erheiterten nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürsten von Sachsen während des großen Reichstags zu Augsburg. Daß Frankfurt die einzige Stadt war, wo man Meister vom Schwerte werden konnte, galt ihr beim Volk für einen besonderen Vorzug. *)

Der Aufzug der Fechter und mancher Brauch erinnert noch lebhaft an die römischen Spiele, wenn auch die Kämpfe selten ein so blutiges Ende nahmen. Denn die Fürsten und Städte warben ganze Fechterbanden, welche bei Freischießen und andern großen Festen aufgeführt wurden. Sie recrutirten sich in dieser Zeit aus Trabanten, Handwerkern — oft Kürschnern — und gaben durch das ganze 16. Jahr-

*) Sogar der wackre Quad von Kinkelbach zählt diese Merkwürdigkeit Frankfurts auf: Teutscher Nation Herrlichkeit. 1609. S. 171. — Vergleiche Christoff Rösener, Ehren Tittel der Ritterlichen Freyen Kunst der Fechter. — Adrian, Mittheilungen aus Handschriften, S. 277, ist die Frankfurter Ordnung der Brüder von 1491 und eine wenig spätere von Augsburg neben den Rechnungen der Meister vom Schwert abgedruckt.

hundert auch aus eignem Antrieb öffentliche, nicht gefahrlose Vorstellungen, wobei Haufe gegen Haufe und Einzelne gegen einander kämpften.

Diese Genossenschaften der Fechter überlebten den dreißigjährigen Krieg, sie verloren die alten Ausdrücke für ihre Kunsthiebe, sie legten sich nicht mehr aus nach dem Ochs, Eber, Pflug und Dach, sondern nach französischen Kunstwörtern, aber sie erhielten sich trotz der fremden Fechtlehrer in den größeren Städten. In Nürnberg wurden ihre öffentlichen Gefechte kurz vor 1700 verboten, aber das Volk nahm noch lange leidenschaftlich Partei für die beiden Factionen, es war kein Knabe in der Stadt, der nicht für die Marxbrüder oder Federfechter stritt, und häufig gaben sie ihre Vorstellungen in Privathäusern.*) Eines der letzten großen Fechterspiele wurde 1741 zu Breslau auf dem Kirchhofe von Magdalena angestellt. An dem Tage, wo der junge König von Preußen mit seinem kleinen Paradedegen von dem Thronsessel des Kaiser Matthias die Huldigung des eroberten Schlesiens entgegennahm, gerade als die Morgenröthe einer neuen Zeit anbrach, da gaukelten die alten Fechter wie Schattenbilder aus ferner Zeit noch einmal über den Gräbern vergangener Geschlechter, dann vergingen auch sie.

Der Einfluß, welchen die Spielleute auf Verbreitung und Fortbildung der epischen und lyrischen Volksdichtung gehabt haben, ist im früheren Bande erwähnt. Er ist deutlich aus den Heldengedichten in Volksweise zu erkennen. Oft suchen die Spielleute ihre Standesgenossen selbst in die alte Dichtung hineinzudrängen und sorgen dafür, daß ihre poetischen Ideale keine schlechte Rolle spielen. So ist schon in den Nibelungen die helle Gestalt des Helden Volker, des Geigers, eine Spielmannsfigur; derber und roher renommiren ähnliche Figuren mit groteskem Anstrich in den späteren Ge-

*) Wagenseil, de civitate Noriberg. p. 161.

dichten der populären Sagenkreise, z. B. der Mönch Ilsan im Rosengarten.

Aber nicht nur unter die Helden des deutschen Epos schwärzten die fahrenden Leute verschönerte Abbilder ihres eignen Lebens ein, sie, die verachteten, vom Heiligsten der Kirche fast ausgeschlossenen, wußten sich sogar im Schiff und Chor der Kirche mit allem Uebermuth ihres Handwerks auszubreiten. Denn sie krochen in die ersten streng kirchlichen Anfänge des deutschen Dramas, in die heiligen Spiele des Osterfestes ein. Schon im ersten Mittelalter war der Geschichte von der Kreuzigung und Auferstehung in dem Kirchenritual ein dramatischer Anstrich geworden: Wechselgesänge zwischen Christus und den Jüngern, Pilatus und den Juden von Geistlichen im Kirchenchor gesungen, die feierliche Niederlegung eines großen Crucifixes in einem künstlichen Grabe oder der Krypte, und darauf am Ostermorgen feierliche Verkündigung der Wiederauferstehung, Lobgesänge der ganzen Gemeinde und Palmenweihe. Früh fing man an die einzelnen Rollen im dramatischen Gesange stärker hervorzuheben, ihnen außer dem Gesange auch Reden in den Mund zu legen, die Hauptrollen durch angemessene Tracht und einzelne Attribute zu unterscheiden. An andern Kirchenfesten geschah Aehnliches mit den Legenden der Heiligen, und schon im 12. Jahrhundert werden in den deutschen Kirchen ganze Stücke dramatisch aufgeführt, zunächst noch lateinisch von Geistlichen im Chor. — Aber im 13. Jahrhundert dringt die deutsche Sprache in den Dialog der Personen, sogleich werden die Stücke länger, die Zahl der Rollen vermehrt sich, Laien fangen an mitzuspielen, die Rede wird behaglich, zuweilen ausgelassen, und sticht wunderlich ab gegen einzelne dazwischen bewahrte lateinische Chorgesänge und Responsorien, welche nach und nach ebenfalls deutsch werden. Jetzt zeigen sich unter den biblischen Personen der Spiele dieselben komischen Figuren, die derben Scherze und der Straßenwitz,

welche die fahrenden Leute bis dahin draußen auf den Kirchhöfen vertreten hatten. Am häufigsten tritt der Narr als Knecht eines Quacksalbers auf. Seit ältester Zeit hatten die fahrenden Leute Geheimmittel, besonders solche, welche der Kirche verdächtig waren, uralten römischen Aberglauben, altdeutsche Beschwörungsformeln und wol noch anderes, was unsauberer und gefährlicher war, durch das Land getragen. Bei großen Kirchenfesten und Märkten fehlten auch die Buden der Aerzte nicht, dieselben Buden wandernder Doctoren, welche sich schon auf griechischen Vasenbildern finden; sie waren über Italien mit den grotesken Masken des Arztes selbst und des possenhaften Servus als ein gewinnbringendes Gewerbe des fahrenden Volkes nach Deutschland gekommen. Die Aerzte und Knechte traten in den geistlichen Spielen als Intermezzi und weit ausgesponnene Episoden der heiligen Handlung auf, Zoten und Prügeleien durften ihnen nicht fehlen.

Aber noch eine andere populäre Person führte das fahrende Volk in die heiligen Spiele ein, wahrscheinlich ihr erstes Debüt in der Kirche, den Teufel. Lange schon hatte dieser höllische Geist draußen auf dem Kirchhofe unter den Zelten Feuer gespien und mit dem Schwanze gewedelt, und wahrscheinlich war er schon oft von einem klugen Spielmann zum Entzücken der Zuschauer geprellt und durchgeprügelt worden, ehe es ihm um das 13. Jahrhundert gelang, als viel duldender Mitspieler beim heiligen Osterdrama zur Erbauung der frommen Gemeinde beizutragen.

Zu den Fahrenden gesellten sich leichtsinnige Kinder der Kirche, vagirende Mönche — leider auch Nonnen und Beguinen. Vor andern die fahrenden Schüler, welche als Schatzgräber und Teufelsbanner erfolgreiche Angriffe auf die ersparten Goldgulden der Bauern und den Vorrath ihres Rauchfangs machten. Sie „wollten Priester werden", dann kamen sie aus Rom, sogar mit geschorener Krone, und sammelten zu einem Chorhemd; oder sie waren Schwarzkünstler,

dann trugen sie einen gelben Behang am Rocke und kamen aus Frau-Venusberg; traten sie in ein Haus, so riefen sie: hier kommt ein fahrender Schüler, ein Meister der sieben freien Künste, ein Beschwörer der Teufel, für Hagel, für Wetter, für Feuer und Ungeheuer, darauf machten sie „Experimente".

Aber mit den fahrenden Spielleuten und ihrem Anhang kreuzten sich auf den Heerstraßen noch andere Kinder des Elends, weniger harmlos, dem Volke unheimlicher. Unter ihnen die Zigeuner.

Die Zigeuner sind nach ihrer Sprache und nach dürftigen historischen Nachrichten ein Stamm des nördlichen Vorderindiens, welcher Heimat und Zusammenhang mit seinen indischen Verwandten erst zu einer Zeit verloren hat, wo die Umbildung des alten Sanskrit in die jüngeren Völkersprachen schon vor sich gegangen war. Auf ihrer Wanderung nach Westen, die Jahrhunderte dauerte, müssen sie mit Arabern, Persern und Griechen in dauerndem Verkehr gelebt haben, denn die Sprachen dieser Völker haben deutlich auf ihre eigene eingewirkt. Sie sind möglicherweise um 430, wahrscheinlich um 940 in Persien. Sie zeigen sich um 1100 als „Ismaeliten" und „Kaltschmiede" in Oberdeutschland,*) sie sind im 14. Jahrhundert auf Cypern, im Jahr 1370 in der Walachei (als

*) Zu den Kaltschmieden (Kupferschmieden) wurden auch die Tengler, Kesselflicker gerechnet. Die älteste Nachricht über sie in einer freien Bearbeitung des ersten Buches Mose, in rohen Versen, welche vor 1122 geschrieben, ist abgedruckt in Hoffmann's Fundgruben II., dort werden sie als fremde Händler den Juden gegenübergestellt. Die merkwürdigen Verse lauten:

Von Ismael stammen die Ismaelitischen Leut', sie hausiren durch die Welt weit,
Wir heißen sie Kaltschmiede. Ach über ihr Leben und ihre Sitte!
Denn alles, was sie haben feil, das hat einen Makel und ist nicht heil.
Wenn er (der Kaltschmied) was kauft, übel oder wohl, man ihm noch etwas darüber geben soll,

Unfreie) angesiedelt. Der Name Zigeuner ist aus ihrer Sprache verderbt, sie nennen sich noch heute Sinte, Indusbewohner; auch ihre alte Angabe, daß sie aus Kleinägypten kämen, mag richtig sein, da Kleinägypten damals nicht das Nilthal, sondern die asiatischen Grenzländer bezeichnet zu haben scheint.

Im Jahr 1417 endlich erscheinen sie in großen Haufen mit lächerlichen Ansprüchen und fratzenhaftem Aufzuge von Ungarn her zunächst in Deutschland, bald in der Schweiz, Frankreich, Italien, und erregen überall das äußerste Befremden. Eine Bande von dreihundert Erwachsenen, ohne die Kinder, zieht bis zur Nordsee herauf, unter dem Befehl eines Herzogs und eines Grafen, zu Pferde und zu Fuß, die Frauen und Kinder sitzen bei dem Gepäck auf Karren. Sie sind komödiantenhaft aufgeputzt, sie führen Jagdhunde als Zeichen adlicher Geburt; wenn sie aber in der That jagen, thun sie es ohne Hunde und ohne Geräusch. Sie weisen Empfehlungen und Geleitsbriefe von Fürsten und Herren vor, auch vom Kaiser Sigismund. Sie behaupten, ihre Bischöfe hätten ihnen befohlen sieben Jahr in der Welt herumzuwandern. Sie sind aber große Gauner, und übernachten im Freien, um besser stehlen zu können. — Im Jahr 1418 zeigen sie sich an vielen Orten in Deutschland, und in demselben Jahr unter dem Oberbefehl eines Herzogs Michel von Kleinägypten vor Zürich, wo ein Rendezvous mehrer Horden gewesen sein muß. Dort zählen sie nach der niedrigsten Angabe tausend Köpfe, haben zwei Herzöge und zwei Ritter, wollen von den Türken aus Aegypten verjagt sein, tragen viel Geld in den Taschen, das sie von den Ihrigen daheim erhalten haben wollen, essen gut

Und hat er verkauft seine Waaren, so ersetzt er nie mehr den Schaden.
Sie haben nicht Haus noch Heimat, es scheint ihnen überall gleich gut,
Das Land sie durchstreichen, das Volk sie mit Gaunereien beschleichen,
So betrügen sie die Menschheit, sie rauben aber nicht mit Oeffentlichkeit.

und trinken gut und bezahlen auch gut; sie haben sich nirgend wieder so gehalten.

Seitdem zogen sie in verschiedenen Haufen von Romanien über ganz Europa. Es gelang ihnen aber trotz dem eitlen Aufputz und ihren schlauen Lügen nur an sehr wenig Orten, die Menschen zu täuschen. Sie erwiesen sich fast überall als arge Heiden, Zauberer, Wahrsager und höchst unverschämte Diebe. Sie selbst zersplitterten auf der weiten Fahrt in kleinere Banden; ihre Führer, welche sie mit allen Feudaltiteln schmückten, gingen ihnen verloren, sie selbst wurden durch das Wanderleben und die Verfolgungen der angesessenen Leute vielfach decimirt.

Die besten Aufschlüsse über ihre Vergangenheit giebt die Sprache. Die ursprüngliche Einheit der Zigeunerdialekte ist noch jetzt deutlich zu erkennen. Die Sprache erscheint als die Mundart eines einzigen und besonderen indischen Stammes, eine verkommene Tochter des vornehmen Sanskrit; sie hat fast in jedem Lande, wo das Volk auf seiner Irrfahrt verweilte, einzelnes Fremde für sich gestohlen, und ihr Kleid ist mit den Lappen aller Völker überdeckt, so daß nur noch hier und da die echten Goldfäden sichtbar sind. Der Stamm hat einen großen Theil seiner eigenen Wörter aufgegeben, zunächst solche, welche auf Anschauungen beruhten, die sich in fremden Ländern, in dem kleinen armseligen Leben nicht erhalten konnten. Er hat den indischen Ausdruck verloren für den Papagey, den Elephanten und Löwen, für den Tiger und die Königsschlange, aber den Zucker gûlo, die Seide pahr, die Weintraube drakh nennt er noch mit ihren indischen Namen und den Wein mohl nach dem Persischen. Ja, ihm ist auch zu vielen immer geläufigen Bezeichnungen das indische Wort geschwunden, er weiß den Sperling nicht mehr indisch zu nennen, keinen Fisch und fast keine Pflanze, allerdings aber viele große und kleine Thiere, unter anderen auch dschu, die Laus. Dazu kam, daß die Zigeuner selbst in Banden unter

die verschiedensten Völker zersplitterten, so daß auch ihr erhaltenes Eigenthum nicht allen gemeinsam blieb und in jedem Lande ein eigenthümliches Zigeuneridiom entstand. Endlich eignete sich der Rom, wie er sich selbst nennt, außer seiner romany tschib und der Landessprache auch die Sprache der Wissenden, den Diebesdialekt an, dem er auch in freundlichem Austausche Wörter seines Sprachschatzes mittheilte. In Deutschland verstand er Rotwelsch oder Jenisch, in Böhmen die Hantyrka, in Frankreich das Argot, in England den Slang, in Spanien die Germania. —

Diesen Fremden war in Deutschland kein behagliches Leben vergönnt. Wie ihre Hand gegen jedermanns Gut, so arbeitete der allgemeine Haß gegen ihren Hals. Karl V. gebot sie auszuweisen, die neuen Polizeiverordnungen der Fürsten gewährten ihnen keine Duldung. Und doch wußten sie durch Wahrsagen und geheime Künste, als Aerzte an Menschen und Thieren, als Roßtäuscher und Hausirer vom Landvolk zu gewinnen. Wallenstein brauchte sie als Spione, später auch die Schweden; ihre Dirnen wußten sich Offizieren und Gemeinen werth zu machen, die Weisen der Bande verkauften Amulette und beschlugen den Huf der Pferde.

Nach dem Kriege zogen sie frech durch das Land, der Schrecken des Landmanns. In Thüringen fiel 1663 eine Bande von mehr als zweihundert Köpfen ein, die sich dort theilte und die sehr feindselig betrachtet wurde, weil man ihr nachsagte, daß sie das Land irgend einem Feind auskundschafte. In der That waren sie eine große Landplage geworden, gegen welche die Gesetzgebung mit charakteristischer Rücksichtslosigkeit donnerte. Ueberall kamen Befehle sie zu vertreiben, sie galten für Spione der Türken, sie galten für Zauberer, sie waren rechtlos; noch nach dem Jahr 1700 ward in einem kleinen rheinischen Fürstenthum unter anderem erlegten Wild eine Zigeunerin mit ihrem Säugling aufgeführt. Bis zum Jahre 1750 wird in Oesterreich, dem Reich, Preußen

durch Edicte immer wieder befohlen, alle Erwachsenen zu henken, oder auch die Männer, den Weibern aber ein Ohr abzuschneiden.*) Und doch wurden die Fremden nicht ganz ausgerottet. Einen wohlthuenden Gegensatz bildet das Verhalten des 19. Jahrhunderts; 1830 wird zu Friedrichslohra in Thüringen ein menschenfreundlicher — vergeblicher — Versuch gemacht, durch Unterstützung der Erwachsenen und Erziehung der Kinder eine Bande von ungefähr hundert Mann zu bessern. —

Um das Jahr 1500 verlor sich der Name „fahrende Leute", und viele fröhliche Thätigkeit der besitzlosen Umherschweifenden wurde von dem alten Makel frei; aber die große Genossenschaft der Gauner erhielt sich in einer gewissen Organisation. Auch ihre Sprache blieb. Das Rotwelsch zeigt am letzten Ende des Mittelalters in mehren Proben die volle Ausbildung eines alten Gaueridioms.

Es besteht zum größten Theile aus hebräischen Wörtern, wie diese von Leuten gebraucht werden, die nicht selbst Juden sind; daneben steht auch ehrliches deutsches Sprachgut, alte Stämme, und wieder zwecklose Erfindung von bildlichen Ausdrücken, zunächst in dem Bestreben den wahren Sinn der Rede durch ein täuschendes Bild zu verhüllen: Windfang, der Mantel Breitfuß, die Gans. Wenige Wörter lassen eine gehobene Stimmung ahnen, aus mehren bricht die rohe Laune verzweifelter Menschen. Und wie die Sprache, waren auch die Praktiken der Gauner schon zu großer Virtuosität ausgebildet.

Die gewöhnliche Form, in welcher der Seßhafte geplündert wurde, war die des Bettelns. Die Werkheiligkeit der alten Kirche, ein unvernünftiges Almosenvertheilen, hatte überall in der Christenheit massenhaftes Bettlerwesen großgezogen, schon in den ersten Jahrhunderten des deutschen

*) Kaiserl. Privilegia und Sanctiones für Schlesien VI. zum J. 1726. In Preußen ähnliche Verbote 1710, 1725, 1749.

Christenthums ist es Klage frommer Geistlichen. Auf Kirchhöfen und öffentlichen Plätzen lagen die Armen, greuliche Wunden entblößend, welche oft künstlich gemacht waren; sie zogen nackt mit einer Keule, später in Kleidern mit mancherlei Waffen durch das Land, und sammelten vor jedem Hofe für ihre Kinder, ihrem Heiligen zu Ehren, als gerettete Galeerensklaven der Türken, für ein Gelübde, nur bis sie ein Pfund Wachs, ein silbernes Kreuz und ein Meßgewand zusammen haben. Sie betteln zum Aufbau einer Kirche, weisen Brief und Siegel vor, ihnen liegen besonders Handtücher für ihren Priester, Garn zum Altartuch und Bruchsilber zu einem Kelch am Herzen; sie schweifen als Epileptische umher und halten Seifenschaum im Munde, oder nehmen als Priester in eine fromme Bruderschaft auf, wieder gegen Bruchsilber; ebenso wandern die Weiber: falsche Kindbetterinnen, solche, die ein Ungeheuer geboren haben, z. B. eine Kröte, die in Einsiedeln als Wundergeschöpf lebe und täglich ein Pfund Fleisch haben müsse. Wo ein großes Fest gefeiert wurde, strömten auch sie in Schaaren zusammen. Es war eine gefährliche Genossenschaft, nicht immer vermochte die eiserne Härte der alten Zeit sie zu bändigen. Basel scheint einer ihrer geheimen Sammelplätze gewesen zu sein, sie hatten dort eine Gerichtsstätte, auch das berühmte „Liber vagatorum" mag in der Nähe entstanden sein. Dies Buch, von einem Unbekannten um 1500 geschrieben, enthält in Gaunersprache eine sorgfältige Aufzählung der Gaunerklassen und ihrer Kunstgriffe, am Schluß ein kleines Wörterbuch des Jargons. Oft gedruckt, von dem Basler Pamphilus Gengenbach in Reime gebracht, gefiel es Luthern so wohl, daß auch er das kluge Büchlein nach einem der ältesten Drucke von neuem herausgab.

Mit dem Namen Luther's schließen die Berichte dieses Bandes. Es ist kein Zufall, daß der Mönch aus einem Bettel-

orden auch den armen, verdorbenen Kindern der Heerstraße eine Aenderung ihrer Lage bereitet. Denn auf jedem Gebiet irdischer Interessen wird er den Deutschen der große Reformer, seinen Gegnern wie seinen Getreuen.

Von dem Tode des Kaiser Friedrich Rothbart wachsen die Deutschen durch dreihundert Jahre, ohne daß nur einmal ihre Bedürfnisse und Forderungen einen starken Vertreter finden, der sich die Herzen der Zeitgenossen unterwirft, um ein Führer ihrer Kämpfe, ihr Lehrer und Bildner zu werden. Jetzt kommen die Jahre, wo sich der Mann über der Arbeit von Millionen erhebt, um einem ganzen Jahrhundert das Gepräge seines Geistes aufzudrücken.

Solche Zeiten im Leben eines Volkes gelten immer für die großen Momente seiner Geschichte.

Inhalt.

Seite

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



